



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Baustelle im Diskurs:
Die Neugestaltung der Mariahilfer Straße
als Spannungsfeld zwischen Stadtvisionen
und Bedrohungsszenarien“

verfasst von / submitted by

Sandra Voser, BA BSc

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2021 / Vienna 2021

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 823

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Europäische Ethnologie

Betreut von / Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Klara Löffler, M.A.

Baustelle im Diskurs:

Die Neugestaltung der Mariahilfer Straße als Spannungsfeld
zwischen Stadtvisionen und Bedrohungsszenarien

Danke an alle UnterstützerInnen

Besonderer Dank gilt meiner Betreuerin Klara Löffler für ihre Geduld, aber auch ihre konstruktiven Ideen und oft unorthodoxen Herangehensweisen, die nicht nur meine Hochachtung für unsere Disziplin nachhaltig gefestigt haben, sondern auch dazu führten, das Interesse an diesem Forschungsbemühen bis zuletzt nicht zu verlieren.

Während des Studiums und der Erarbeitung der vorliegenden Abhandlung haben mich viele Menschen begleitet, denen ich hiermit herzlich für den Beistand danke. Speziell hervorheben möchte ich Zsaklin Diana Macumba, Christina Gohli, Nina Rechner, Steven McCann, Raphaël Delan, Wolfgang Ganglberger und meine Eltern, von denen ich über die lange Zeit hinweg, in der die Abschlussarbeit in der Schublade lag (und reifte!), immer wieder Bestärkung und Ansporn erfuhr. Aus meiner tiefen Wertschätzung heraus widme ich diese Publikation meiner Mutter, einer stillen, aber beständigen Ermöglicherin. Danke für die mir entgegengebrachte Freiheit und Rückendeckung, das zu tun, was mich erfüllt.

Inhaltsverzeichnis

Teil I: Schriftliche Reflexion

1 Einleitung	10
2 Under Construction: Rekapitulation einer Neugestaltung	11
3 Positionierung zum Forschungsfeld	12
2.2 Thematische Motivation	12
2.3 Selbstreflexiver Zugang	13
4 Theoretische Anknüpfungspunkte	15
4.1 Raumbegriff	15
4.2 Diskursverständnis	16
4.2.1 Diskursive Praxis als Aushandlungsprozess	17
4.2.2 Kontingente Ordnung	18
4.2.3 Machtwirkung	19
4.2.4 Diskurs oder Dispositiv?	20
4.2.5 Gegendiskurs versus Leitdiskurs	20
4.3 Narrative Strukturen	21
4.4 Kodieren/Dekodieren	22
5 Methodisches Vorgehen	23
5.1 Diskursanalyse	24
5.1.1 Formulierung der Absicht und erste Erkundungen	24
5.1.2 Gewinnung der Stichprobe nach reflektierten Kriterien	27
5.1.3 Aufbereitung und Interpretation ausgewählter Diskursfragmente	30
5.2 Neuausrichtung	33
5.3 Interviewanalyse	33
5.2.1 Konzipierter Zugang zu Erzählenden	34
5.2.2 Erzählcafé als methodologischer Holzweg	35
5.2.3 Auswahl der InterviewpartnerInnen und Vorgespräche	37
5.2.4 Die Kunst des Interviewens und die Kulturtechnik des Antwortens	39
5.2.5 Nachbereitung der Gespräche	41
6 Kulturwissenschaft im Radio – aber wie?	43
6.1 Hören statt Lesen. Produktive Implikationen	43
6.2 Mehrstimmigkeit als Gestaltungsprinzip	45

7 Analyse medialer Diskursfragmente	50
7.1 Hegemoniales Narrativ	51
7.1.1 Leitbild: Lebensqualität als Konzept, Redundanz als Mittel	51
7.1.1.1 Chancenerzählung zum Projektbeginn	52
7.1.1.2 Das letzte Wort. Konturierung des Leitbildes zur Eröffnung	56
7.1.2 Renderings: Ästhetisierte Antizipation des ersehnten Zielzustandes	61
7.1.2.1 Visuell vermittelte Kontinuität	64
7.1.2.2 Plakatierte Subjektivationen	65
7.2 Subversives Narrativ	67
7.2.1 Bloßgestellte Symbolbilder in einer David-gegen-Goliath-Erzählung	68
7.2.1.1 Aufgedeckt: Wegen „Bobos“ mehr Platz für Randalen	69
7.2.1.2 Gegenkampagne mit Realitätsanspruch	72
7.2.1.3 Satirischer Ausreißer im Wetteifer um Faktizität	76
7.2.2 Mit Performanz und Narration gegen das figuralisierte Problem	78
7.2.2.1 Die unüberwindbare Mauer von „Mrs. Vassilakou“	79
7.2.2.2 Community Building durch tugendhafte Wir-Erzählung	81
7.2.2.3 Ruhige Ländlichkeit als Pathogen der Stadt	83
7.2.2.4 Der Abdruck von Geschichten aus dem Internet	85
7.2.3 Zwischen Wissen(schaft)sformaten und Kolportagen	86
7.2.3.1 Urbane Anamnesen: Normierung durch Zustandsrapports	88
7.2.3.2 Balkendiagramme zur Mobilisierung und Kollektivierung	93
7.2.3.3 Unpassierbarkeit des Stadtraums laut Google Maps (q.e.d.)	96

Teil II: Manuskript zur Sendung

Stadtumbau zwischen Dystopie und Utopie. Bedeutungskämpfe rund um die Umgestaltung der Wiener Mariahilfer Straße	102
9 Mariahilfer Straße im Umbau. Kulturanalytische Befunde	114
9.1 Hegemoniebildung trifft auf ein hartes Pflaster	114
9.1.1 Utopische Zukunftsvision und dystopische Risikoerzählung	115
9.1.2 Reziprokes Regelwerk der Diskursivierung	116
9.1.3 Was passiert, wenn Imaginationen auf den Boden gebracht werden?	117
9.1.4 Sedimentierung diskursiver Konglomerate	119
9.2 Derivat für die Planung: Dissens thematisieren statt Konsens forcieren	121

Verzeichnisse	124
Literaturverzeichnis	125
Quellenverzeichnis	131
Abbildungsverzeichnis	133
 Anhang	 136
Erhebungsmaske und Leitfaden der Diskurs- und Interviewanalysen	137
Drucksorten Mahü-Erzählcafé	139
Regelsystem der Transkription	141
Interviewtranskripte 1-12	142
Abstract	180

Teil I:

Schriftliche Reflexion

1 Einleitung

Selten zuvor haben Maßnahmen der Wiener Stadtplanung derart polarisiert wie jene zur Verkehrsberuhigung der Mariahilfer Straße, die Ende 2010 beschlossen und zwischen den Sommern 2014 und 2015 umgesetzt wurde. Mit dem Planungs-, Beteiligungs- und Umbauprozess ging ein weit über den physischen Raum hinausweisender Bedeutungskampf um ein bestimmtes Narrativ der Projektierung einher. Progressive Stadtvisionen der BefürworterInnen prallten auf bedrohliche Zukunftsszenarien der GegnerInnen. Sie artikulierten nicht nur eine kontradiktorische Auffassung vom Straßenraum im Konkreten, sondern auch unterschiedliche Konzeptionen von Urbanität im Generellen.

Die vorliegende Masterarbeit spürt aus diskursanalytischer Perspektive den dynamischen Meinungsbildungsprozessen im Vorfeld der Umgestaltung nach und erörtert die punktuelle Verfestigung von Bedeutungszuschreibungen der Flaniermeile zum Zeitpunkt ihrer Fertigstellung. Sie zeichnet nach, wie in einer vielfältigen Stadtgesellschaft konträre Wissensbestände Geltung erlangten, mit spezifischen Bedeutungsformen aufgeladen wurden und soziokulturelle Wirklichkeiten formierten. Der Schwerpunkt der Analyse liegt auf der kritischen Bestandsaufnahme von exemplarischen Aussagen aus der Pro- und Contra-Debatte. Diesbezüglich wurde in einem weiteren Schritt untersucht, inwiefern die im Zuge der Planung und Umsetzung diskursiv hergestellten Wissens- und Wirklichkeitsdarstellungen das Sprechen über die „Mahü“, wie die Geschäftsmeile im Volksmund genannt wird, färbten. Aus dem empirischen Material stellte ich einen Rundfunkbeitrag her, der eine Auswahl an Passagen aus den durchgeführten Kurzinterviews zu einer eigenen Erzählung verdichtet.

Das von „dérive – Radio für Stadtforschung“ ausgestrahlte Audio-Feature bildet eine für sich stehende Komponente der Abschlussarbeit und übernimmt die Aufgabe der Präsentation der analysierten Interviews; sie ist hier im zweiten Teil in Form des Sendungsmanuskripts zu finden.¹ Vorangestellt ist die schriftliche Reflexion, die das Forschungsprojekt dokumentiert, sich mit der Feldkonstruktion und der Methodenwahl auseinandersetzt und eine weiterführende Untersuchung und vertiefende Kontextualisierung des Untersuchungsgegenstands aus kulturwissenschaftlicher Perspektive liefert. Dieser erste Teil ist so gegliedert, dass zum erleichterten Einstieg die Eckpunkte des Planungsverlaufs nachgezeichnet und dann die eigene Motivation und der Zugang zum Thema nachvollziehbar gemacht werden. Nach einer Erläuterung der theoretischen Prämissen, die dem Forschungsvorhaben zugrunde liegen, folgt ein Abriss darüber, wie und wieso die methodische Vorgehensweise entstanden ist und sich im Arbeitsprozess entwickelt hat. Auf die Betrachtung des Mediums Radio für die Vermittlung der kulturwissenschaftlichen Erkenntnisse folgt dann der Hauptteil mit der Diskursanalyse. Nach dem Manuskript – der Sendung zum Nachlesen – werden die wesentlichen Argumente in einer abschließenden Synthese zusammengefasst.

¹ Der unabhängige Wiener Verein „dérive“ gibt vierteljährlich die gleichnamige Zeitschrift für Stadtforschung heraus, produziert einmal im Monat einen Podcast und organisiert das „urbanize!“-Festival. Er operiert an der Schnittstelle von praktischem Stadtaktivismus und kritischer Stadtforschung.

2 Under Construction: Rekapitulation einer Neugestaltung

Vor dem Versuch, ein Foucaultscher Blick auf den Umbau der Mariahilfer Straße als Macht/Wissen-Komplex zu werfen, gibt es hier das Angebot einer kontextualisierenden Kurzfassung der Ereignisse. Diese Vorbemerkungen richten sich vor allem an LeserInnen, die nicht ortskundig oder mit der Sachlage vertraut sind.

Zwischen dem Wiener Westbahnhof und dem zentrumsnahen Museumsquartier erstreckt sich die Innere Mariahilfer Straße auf knapp zwei Kilometern entlang der Nahtstelle der Gemeindebezirke Neubau und Mariahilf. Die Agenda, sie zugunsten des nicht-motorisierten Verkehrs zu modernisieren, entspringt dem institutionellen Rahmen der damaligen Stadtregierung. Nach dem politischen Entschluss im rot-grünen Regierungsübereinkommen Ende 2010 sollte ein Verkehrs- und Gestaltungskonzept entwickelt werden.² Dafür beauftragte die Kommune verschiedene KonsulentInnen mit Grundlagenstudien und Variantenprüfungen sowie ein auf Partizipation spezialisiertes Raumplanungsbüro für die Durchführung eines Beteiligungsprozesses. Das auf dieser Basis integrativer Strategien konzipierte Vorhaben sah eine Lösung vor, die aus einer FußgängerInnenzone mit Raderlaubnis bestand sowie aus zwei in Wien bisher unbekannten Begegnungszonen, die dem Gedanken eines kaum reglementierten Shared Space entspringen. Sie sollten am Anfang und am Ende ein gleichberechtigtes Miteinander von allen VerkehrsteilnehmerInnen ermöglichen.

Das Umbauprojekt wurde im Herbst 2012 offiziell vorgestellt. Vor dem Hintergrund diskurstheoretischer Überlegungen ist diese öffentliche Präsentation als auslösendes Moment der Pro- und Contradiskurse zu bewerten.³ In der Folge kam es zur Vermehrung und Konkretisierung von Wissensformen; der Umbau der Mariahilfer Straße wurde zum Wissensobjekt.⁴ Als im August 2013 Verkehrsberuhigungsmaßnahmen innerhalb eines Straßenabschnitts testweise (und ohne größere bauliche Interventionen in die bestehende räumliche Ordnung) in Kraft traten, verlagerte sich der bisher primär medial geäußerte Widerstand erstmals auf die Straße. KritikerInnen protestierten. Im Herbst darauf hagelte es erneut Kritik, als Maria Vassilakou als erste grüne Vizebürgermeisterin und Stadträtin für Stadtentwicklung, Verkehr, Klimaschutz, Energieplanung und BürgerInnenbeteiligung die Architekturentwürfe und kurz darauf die Kosten der Neugestaltung veröffentlichte. Spätestens zu diesem Zeitpunkt drohte das mit Prestige verknüpfte Vorzeigeprojekt der Wiener Grünen zum Negativbeispiel zu mutieren.

Als Reaktion auf die Kontroversen und Polemiken, die sich während der Probephase zuspitzten, sah sich die Koalition unter Zugzwang, das Projekt demokratiepolitisch zu legitimieren. Nach mehreren durchgeführten Beteiligungsformaten („BürgerInnen-Dialog“, „Round-Table“, „Dialog-Box“, „Gestaltungswerkstatt“ und einer Online-Befragung) wurde im Februar und März 2014 ein neuartiges Abstimmungsverfahren in den zwei anliegenden

2 Häupl/Vassilakou 2010, S. 62–63.

3 Vgl. Jäger 2001, S. 98.

4 Vgl. Landwehr 2009, S. 75.

Bezirken durchgeführt, das über die weiteren Schritte entscheiden sollte.⁵ Bei einer Ablehnung hätten die bereits umgesetzten Maßnahmen zurückgebaut werden müssen. Die neu geschaffene, nicht rechtlich verbindliche, aber normativ aufgefasste „AnrainerInnen-Umfrage“ richtete sich an 49'000 Personen, die ihren Wohnort in Mariahilf und Neubau gemeldet hatten. Dazu zählten auch EU-BürgerInnen; ansässige Geschäftsleute hingegen wurden von der Entscheidung ausgeschlossen. Dies fassten KritikerInnen als Versuch auf, eine Grundgesamtheit an Stimmberechtigten zu schaffen, die Erneuerung tendenziell positiv gegenüberstehen. Folglich wurde die Stadtregierung mit dem Vorwurf konfrontiert, ein auf die eigenen Interessen zugeschnittenes Befragungsdesign konzipiert zu haben.

Nachdem sich 53 Prozent für den Funktionswandel der Mariahilfer Straße ausgesprochen hatten, wurde sie zwischen Mai 2014 und August 2015 wie geplant umgestaltet. Die zuvor vom motorisierten Individualverkehr stark beanspruchte Straße in Zentrumslage wurde in zwei Bauabschnitten sukzessive verkehrsberuhigt.

3 Positionierung zum Forschungsfeld

Nun wird etwas ausgeholt, um die Motive hinter dem Forschungsbemühen, meinen Blick auf das Untersuchungsfeld und den Zugang zum Thema darzulegen. Denn ausgehend von der Annahme, dass eine kulturwissenschaftliche Untersuchung stets in Verknüpfung mit der ausführenden Person und soziokulturell gesteuerten Interpretationsgewohnheiten steht, sind die Befunde vor diesem Kontext zu reflektieren.

3.1 Thematische Motivation

Mit Produktionsprozessen von Stadt habe ich mich sowohl im Rahmen des Master-Curriculums am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien als auch im Studium der Landschaftsplanung und Landschaftsarchitektur an der Universität für Bodenkultur mit Vorliebe beschäftigt. Damit lag die inhaltliche Ausrichtung dieser Abschlussarbeit auf eben jenem Forschungsgegenstand nahe, der einen Berührungspunkt der zwei Disziplinen bildet. Um inhaltliche und theoretische Anregungen für ein beforschbares Thema zu finden, besuchte ich im Wintersemester 2013 ein DiplomandInnenseminar am Institut für Stadtkultur und öffentlicher Raum (SKuOR) der Technischen Universität Wien. Zeitgleich zog die Auseinandersetzung um die geplante Verkehrsberuhigung auf der Mariahilfer Straße meine Aufmerksamkeit auf sich.

Ich verfolgte die mediale Berichterstattung mit gemischten Gefühlen: In Anbetracht der etwas unheimlichen Atmosphäre des kollektiven Urteils sowie der Vehemenz, mit der unterschiedliche Ansichten verteidigt wurden, verspürte ich Faszination und Verwunderung. Gleichzeitig empfand ich – vor allem im Hinblick auf eine mögliche Laufbahn im Planungsbereich – Ratlosigkeit, Sorge und auch Ärger.⁶ Schließlich entsprach

5 Vgl. Magistrat der Stadt Wien, Magistratsabteilung 18 – Referat für Öffentlichkeitsarbeit und Wissensmanagement 2015, S. 28.

6 Vgl. F1; vgl. F2.

sowohl die Modernisierung des Straßenraums als auch die Vorgehensweise den Paradigmen, die ich durch das freiraumplanerische Studium verinnerlicht hatte. Wieso also erregte das Thema in der Öffentlichkeit so viel Aufsehen? Und woher rührte die massive Ablehnung? Ich entschied, die Beobachtung nicht auf der Ebene der alltäglichen Praxis zu belassen, sondern in eine kulturwissenschaftliche Handlungsweise zu transferieren. Die Themenwahl entsprang somit dem prüfenden Blick der persönlichen Erfahrung und war von Beginn an von eigenen Interessen gelenkt.

Das zu untersuchende Phänomen verlangte danach, mit der Entwicklung einer Fragestellung abgesteckt und in einem größeren wissenschaftlichen Kontext verortet zu werden. Da sich mein Eindruck verdichtete, dass hier unterschiedliche Ideologien aufeinanderstießen und komplexe Prozesse der Konstruktion von Wissen und sozialer Wirklichkeit im Gange waren, nahm ich diese Spur auf und machte sie zum Ausgangspunkt einer problemorientierten und themenspezifischen Analyse, wofür Michel Foucaults Diskurstheorie den Rahmen bildete.

Das Erkenntnisinteresse galt zunächst Online-Anteilen des Gegendiskurses, wodurch aufgrund von zahlreichen Bezugnahmen rasch auch die offiziöse Darstellung in den Blick geriet. Allmählich verlagerte es sich im Verlauf des Forschungsprojekts auf die Schnittstelle von kollektiver Imagination und subjektiver Perzeption. Im Zentrum stand die konflikthafte Aushandlung, was legitime Deutungsangebote für den städtischen Raum in Zeiten seiner Transformation sind. So sollten die diskursiv hergestellten Szenarien der BefürworterInnen und GegnerInnen, die ich zuvor analysiert hatte, damit verglichen werden, wie NutzerInnen die fertiggestellte FußgängerInnen- und Begegnungszone in eigene Worte fassten, beurteilten und erklärten. Mich interessierte der Einfluss der überindividuellen Diskursformationen auf die Modi der Wahrnehmung und Artikulation – und damit die Tragweite und Wirkungen von diskursiven Regimen im Planungsprozess. Wie wird die Situation vor Ort gedeutet und der erlebte Verlauf erinnert? Welche Erfahrungen, Wünsche und Wirklichkeitsbilder werden mit dem Straßenraum verknüpft? Was für Vorstellungen von einer vermeintlich genuinen Seinsweise der Mariahilfer Straße haben sich in die symbolische Stadtgestalt eingeschrieben? Unterstützt wurde diese Neuausrichtung des Forschungsprojekts durch den Ansporn, ein Audio-Feature für „Radio dérive“ herzustellen, für das ich seit 2012 als Redakteurin arbeite. Das bedeutete auch, eine für mich neue Art der Aufbereitung einer kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung auszuprobieren.

3.2 Selbstreflexiver Zugang

Um die Hervorbringung von soziokultureller Wirklichkeit analytisch nachvollziehen und diese auf ihre Selbstverständlichkeit beziehungsweise ihren Konstruktionscharakter hin befragen zu können, bedurfte es – abgesehen von einem adäquaten Methodenkoffer – reflexive Aufrechterhaltung von Offenheit gegenüber dem Untersuchungsgegenstand. Denn gerade bei qualitativen Erhebungen von aktuellen Diskursen in der eigenen Gesellschaft läuft man Gefahr, gängige Erklärungsmodelle und Vorannahmen vorschnell und kritiklos zu

übernehmen. Um nicht mit vorgefassten Hypothesen ins Feld zu schreiten, versuchte ich meine Rolle als Europäische Ethnologin über alle anderen Betrachtungswinkel zu stellen und mich von der eigenen Meinung zu distanzieren, die sich einerseits aus der alltagspraktischen Erfahrung und andererseits aus einem professionellen Wissensstand zusammensetzt, der in der Verkehrsplanung, in der kritischen Stadtforschung und im New Urbanism zu verorten ist. Obschon die vollumfängliche Befreiung von Interessen und soziokulturellen Hintergründen allen methodischen Kontrollen zum Trotz unmöglich ist, strebte ich bewusst danach, meine ursprüngliche Verständnislosigkeit für die Widerstände gegen die Neugestaltung mit einem möglichst unvoreingenommenen Verstehen-Wollen und einem permanenten „Für-möglich-Halten anderer Deutungen“ auszutauschen.⁷ Durch die Bereitschaft, aus den empirischen Daten zu lernen, wurde auch ich zum Forschungsobjekt.⁸

Doch wie konnte ich die in der Europäischen Ethnologie geforderte Selbstreflexivität erreichen und den Einfluss meines Vorverständnisses auf den induktiven Forschungsprozess überprüfbar machen? Um meiner eigenen Anschauung die Selbstverständlichkeit zu entziehen und ein Verständnis für die Historizität von Planungsparadigmen zu erlangen, befasste ich mich zum Einstieg anhand von Sekundärliteratur mit der Entwicklung sich ablösender Ideologien und Leitbilder in den Planungswissenschaften.⁹ In Forschungsphasen, in denen ich merkte, dass mir persönliche Denkmuster im Wege standen, erzielte ich durch kreative Schreibübungen Verfremdungseffekte oder griff zur Münze: Warf ich Kopf, versetzte ich mich in die Haut von BefürworterInnen. Warf ich Zahl, nahm ich die Rolle der GegnerInnen an. Außerdem provozierten die Auseinandersetzung mit Fragetechniken, der Austausch mit KollegInnen sowie das Datenmaterial selbst weiterführende Reflexionen über meine Einstellung zum Umbauprojekt. Denn nicht zuletzt ging die Dekonstruktion der eigenen Disposition stark von den Prämissen der Diskursanalyse aus. Sie basiert – wie gleich näher erläutert wird – auf der theoretischen Überzeugung, dass keine universellen Positionen außerhalb des Diskurses und somit keine „[ü]berzeitlich und übermenschlich gültige[n] Formen von Wirklichkeit“ existieren, die diskursanalytisch freigelegt werden können.¹⁰ Und auch

„was als gesellschaftliches Problem oder interessantes Thema wahrgenommen wird und warum ein bestimmtes Thema ‚sinnvoller- und notwendigerweise‘ wissenschaftlich bearbeitet werden soll, sind kontingent und nur aus der Positionierung innerhalb spezifischer diskursiver Kontexte zu verstehen. Dasselbe gilt für die Wahl der theoretischen Perspektive sowie deren empirische Operationalisierung.“¹¹

7 Kämpfer/Warnke 2015, S. 345.

8 Die Dokumentation im Forschungstagebuch verdeutlicht, wie sich mein Blick veränderte. Zu Beginn der Untersuchung waren meine privaten, durch meinen Lebensmittelpunkt in Wien begründeten Interessen an der Mariahilfer Straße weitgehend deckungsgleich mit meinen fachlichen Ansichten. Diese rekurrten auf die Ausbildung als Landschaftsarchitektin, waren also universitär verankert und legitimiert. Die im Verlauf der Diskursanalyse ausgebildeten Sensibilitäten resultierten in einer nachhaltigen Verunsicherung der eigenen Position. So begann ich mich insbesondere mit dem Dilemma von Stadtplanung als (liberale) Form von Gouvernamentalität mit dem Ziel vermeintlich selbstbestimmter Aneignung zu beschäftigen. Vgl. F3; vgl. F6; vgl. Ostermeier 2017, S. 265.

9 Siehe dazu: Poßer 2012, S. 50–116.

10 Landwehr 2010, S. 5.

11 Glasze/Mattissek 2012, S. 44–45.

4 Theoretische Anknüpfungspunkte

Da diese Abschlussarbeit auf einer Reihe theoretischer Grundannahmen fußt, gilt es diese zu erläutern. Während das nächste Kapitel die angewandte Untersuchungsstrategie nachzeichnet, geben die folgenden Ausführungen Aufschluss über die Prämissen hinter dem Forschungsdesign. Um es gleich vorwegzunehmen: Das Masterprojekt wurde nicht einer vorab erschlossenen Theorie gewidmet und es war nie das Ziel, die qualitativen Daten mit den hier präsentierten Theorieansätzen systematisch zu überprüfen oder vollumfänglich zu erklären. Stattdessen zog ich die verschiedenen Konzepte eklektizistisch als Basis für die Erhebung und Analyse des empirischen Materials heran, formte sie für den Zweck dieser Arbeit um, vermischte sie und entwickelte sie datennahe weiter.

4.1 Raumbegriff

Zunächst geht diese Untersuchung von der Annahme aus, dass die Mariahilfer Straße – wie jeder Raum – nie objektiv vorgegeben war, sondern ein sozial hervorgebrachtes Produkt und somit auch ein kulturelles Phänomen darstellt. Folgende Konzeptualisierung des Stadtethnologen Rolf Lindner, der die soziologische Großstadtforschung mit der Tradition der urbanen Reportage verknüpft, war richtungsweisend für die ans Feld gestellten Fragen:

„Als von Geschichte und Geschichten durchtränkter, kulturell kodierter Raum bildet die Stadt einen Vorstellungsraum, der den physikalischen insofern überlagert, als er der durch die begleitenden Bilder und Texte hindurch erlebte und erfahrene Raum ist. Städte sind keine unbeschriebenen Blätter, sondern narrative Räume, in die bestimmte Geschichten (von bedeutenden Personen und wichtigen Ereignissen), Mythen (von Helden und Schurken) und Parabeln (von Tugenden und Lastern) eingeschrieben sind. Diese Aufladung mit Bedeutung kann so ausgeprägt sein, dass bereits die bloße Nennung des Namens einer Stadt ein ganzes Bündel an Vorstellungen hervorruft, Attraktion oder Aversion erzeugt.“¹²

Der dabei zum Tragen kommende Raumbegriff erinnert an Henri Lefebvres konzeptionelle Triade, die ein dialektisches Zusammenspiel von drei Ebenen von Räumlichkeit beschreibt.¹³ Diese Theorie der Raumproduktion prägte als Impulsgeberin das Verständnis des Forschungsgegenstandes und regte sowohl die Erhebungstechniken als auch die Auswahl der Stichproben an. Jenseits des binären Schemas von physischem und sozialem Raum unterschied der französische Philosoph und Soziologe zwischen der räumlichen Praxis, Raumrepräsentationen und Repräsentationsräumen, und ebnete damit den Weg zu einem relationalen Raumverständnis.¹⁴ Aus heuristischen Gründen getrennt, konstituieren sich die drei Ebenen im Zuge der alltäglichen Produktion von Raum gegenseitig:

12 Lindner 2007, S. 326.

13 Vgl. Lefebvre 2006.

14 Vgl. Löw 2007, S. 82.

- Die räumliche Praxis meint den wahrgenommenen, erlebten und benutzten Raum, der durch das Alltagshandeln von AkteurInnen produziert und reproduziert wird.
- Die Repräsentationen eines Raumes sind mit seinen Produktionsverhältnissen verbunden, etwa den ideologisch-kognitiv entwickelten Konzeptionen und Darstellungen von PlanerInnen. „Hierher gehören die von Raumexperten ersonnenen, theoretischen Raummodelle und Raumkonzepte, die auf die Wahrnehmung des Raums in der Praxis einwirken.“¹⁵
- Das hauptsächliche Interesse für uns liegt auf dem imaginierten Raum, der durch Symbole, Bilder und Mythen vermittelt wird. Er umfasst auch alternative Raummodelle sowie widerständige Raumnutzungen, die als Vorstellungen den physischen Raum überlagern.¹⁶

4.2 Diskursverständnis

Der Schwerpunkt der theoretischen Auseinandersetzung lag auf der Diskurstheorie. Da der Diskurs als Sammelbegriff im Trend liegt – nicht nur in der wissenschaftlichen Anwendung, sondern zunehmend auch im alltäglichen Sprachgebrauch –, ist durch den breiten Einsatz eine problematische Unschärfe entstanden.¹⁷ Deswegen sind Präzisionen erforderlich, sobald man mit Diskursbegriffen operiert. Diese sollen hier vorgenommen werden; ausgehend von einer ungegenständlichen Arbeitsdefinition, die teils von der Literatur inspiriert, vor allem aber gegenstandsbezogen im Laufe der Entwurfs-, Vorarbeits- und Analysephase entstanden ist, hin zu Eigenarten und Teilbereichen diskursiver Praxis, wie sie in dieser Arbeit in Erscheinung treten und begriffen werden.

Das hier zugrundeliegende Diskursverständnis ist ein modulierter Arbeitsbegriff für wirkmächtige Etablierungsmechanismen von Wissens- und Wirklichkeitsformen, die durch ihre Funktion hervorgebracht werden, bestimmte Anschauungen auszudrücken, zu forcieren, zu ordnen und zu stabilisieren. Während Diskurse Wahrheit definieren, ist ihre Definitionsmacht aber stetes disputabel und umkämpft.¹⁸

Diese Konzeption ist weitgehend an die diskurstheoretischen Ausführungen des Sprachwissenschaftlers Siegfried Jäger, des Soziologen Reiner Keller, des Historikers Achim Landwehr sowie der Kultur- und HumangeographInnen Georg Glasze und Annika Mattissek angelehnt, die im Kern auf Theorien des Philosophen, Psychologen und Soziologen Michel Foucault rekurren. Dieser gilt gemeinhin als Begründer der Diskursanalyse, die seit Ende der 1960er Jahre eine Reihe an disziplinenübergreifenden Forschungen unter sich subsumiert – durchaus in der Tradition Foucaults, der seine Schriften als „Werkzeugkiste“ deklarierte, aus der man sich bedienen solle, und dessen

15 Schroer 2008, S. 138.

16 Vgl. Lefebvre 2006.

17 Vgl. Landwehr 2009, S. 9.

18 Vgl. Bublitz 1999, S. 25.

Denken nicht nur Phasen, sondern auch zahlreiche Brüche erkennen lässt.¹⁹ So hat der Poststrukturalist im Anspruch, eine Geschichte des Wissens zu schreiben, seine zentralen Begriffe selbst mehrfach umgedeutet und sie an seine wandelnden Interessen angepasst.²⁰

Folglich erstaunt es kaum, dass die Diskursforschung in ihrer langen Karriere weder in eine homogene Theorie noch in eine spezifische Methode mündete. Sie entwickelte sich stattdessen zu einem hochgradig heterogenen Forschungsprogramm, das sich nicht nur durch eine bestimmte „theoretische, vielleicht sogar philosophische Haltung“, sondern auch durch Methodenpluralismus und unterschiedliche theoretische Ansätze auszeichnet, um diskursive Bedeutungsproduktionen und damit verknüpfte Machteffekte zu konzeptualisieren.²¹

4.2.1 Diskursive Praxis als Aushandlungsprozess

Zunächst sei hervorgehoben, dass ein Diskurs nicht per se existiert, sondern stets eine forschersche Konstruktion ist, um die Vorgänge der Herausbildung von sozialen Wahrheiten zu fassen.²² Er wird immer erst durch den Erschließungsprozess, die Selektion der Aussagen und die interpretative Analytik definiert.²³ Gleichwohl lässt er sich als virtueller, da nicht fassbarer Korpus begreifen, von dem stets nur Ausschnitte mittels einer Diskursanalyse untersucht werden können.

Diskursive Formationen etablieren das Wissen, das sie transportieren, so, dass es in erster Linie das kulturelle Bewusstsein prägt und in weiterer Folge das kollektive und individuelle Handeln beeinflusst.²⁴ Diskurse bilden also „regelgeleitete Praktiken, die Gegenstände nicht nur bezeichnen, wie die Sprache oder andere symbolische Ausdrucksformen, sondern das, worüber sie sprechen, real hervorbringen und gestalten. Darin besteht, neben ihrem konstruktiven, ihr konstitutiver Charakter“.²⁵ Indem komplexe Informationen und Ereignisse diskursiv selektiert, strukturiert und durch Vereinfachungen, Komprimierungen und Essentialisierungen in ein Deutungsraaster eingebettet werden, erfolgen Situations- und Problemdefinitionen, für die moralische Bewertungen, Ursachenerklärungen und empfohlene Verhaltensweisen gleich mitgeliefert werden. Landwehr konstatiert, dass „Gesellschaften auf diesem Weg ihre Umwelten mit bestimmten, keineswegs zufälligen Sinnformen ausstatten, ja, dass diese diskursiv konstituierten Sinnformen solcherart objektiviert werden können, dass sie nahezu naturnotwendigen Charakter annehmen.“²⁶

19 Foucault 1976, S. 45. Foucault entwickelte die Diskursanalyse während seinen „archäologischen Arbeiten [...], die sich auf die Untersuchung von Aussageordnungen und Wissensformationen“ konzentrieren. Bröckling 2010, S. 409.

20 Vgl. Landwehr 2001, S. 66–67; vgl. Landwehr 2009, S. 66.

21 Sarasin 2003, S. 8. Für eine Zusammenfassung der Topologie der verschiedenen Diskursbegriffe empfehle ich Kellers programmatische Grundlegung: Vgl. Keller 2011, S. 99.

22 Vgl. Kämpfer/Warnke 2015, S. 343.

23 Ebd.

24 Vgl. Jäger 2001, S. 87.

25 Bublitz 2001, S. 256.

26 Landwehr 2010, S. 4; vgl. Sarasin 1996.

Die Aussage verstehe ich als kleinste, konstitutive Einheit und unzerlegbares „Atom des Diskurses“, das mittels narrativer Exegese, formalen und funktionellen Untersuchungen zugänglich wird.²⁷ An unterschiedlichen Orten verstreut, werden Aussagen durch dasselbe Formationssystem hervorgebracht und durch dieses zusammengehalten.²⁸ Denn ihre Funktion besteht aus ihrer Aktualisierung durch sprechende beziehungsweise schreibende, denkende und handelnde Subjekte – bis sie zur vermeintlichen „wie man ja weiß“-Wirklichkeit wird. Diese stabilisierenden und stabilisierten Praktiken der Wahrheitsproduktion und -verwaltung umfassen nicht nur die verbale Kommunikation, sondern den gesamten Sprach- und Zeichengebrauch: Wort und Schrift, vorgestellte und reale Bilder (auch Viskurse genannt), symbolische Praktiken, körperliche Performanz sowie materielle Gegebenheiten.²⁹ Mit diesem breiten Verständnis können Diskurse als „überindividuelle Muster des Denkens, Sprechens, Sich-selbst-Begreifens und Handelns sowie der Prozesse, in denen bestimmte Vorstellungen und Handlungslogiken hergestellt und immer wieder verändert werden“ begriffen werden.³⁰ Vielschichtig miteinander verbunden, begegnen uns diese multimodalen Aushandlungen über Problemsichten und Lösungsvorstellungen in ganz verschiedenen situativen, medialen und kommunikativen Praxiskontexten.

Neben Aussagen können auch AkteurInnen, die sich den charakterisierenden Erfordernissen eines Diskursensembles unterwerfen, zum Diskursfeld dazu gezählt werden. Sie sind zwar ausgestattet mit Kreativität, Deutungsfähigkeit und Handlungsmacht, vermögen aber den Diskurs nicht zu kontrollieren. Daher geben Diskursfragmente unabhängig von ihrer Wirkungsabsicht Aufschluss darüber, wie eine Gesellschaft über ein bestimmtes Thema spricht und was als akzeptables, plausibles und gesichertes beziehungsweise als strittiges, fehlendes und unsicheres Wissen gilt.³¹

4.2.2 Kontingente Ordnung

Dass geltende Wissensbestände von Diskursen in ihrer eigenen Historizität verhaftet sind, ist ihnen immanent, da die Wahrheit nur als „diskursiver Effekt“ begriffen werden kann.³² Das hat den Hintergrund, dass bestimmte Diskurse hegemonial und andere marginalisiert werden, was spezifische Wahrheiten und soziale Wirklichkeiten herstellt.³³ Die Fixierung der protegierten Deutungen ist jedoch nie abgeschlossen, sondern vollzieht sich als Ergebnis soziokultureller Konstruktionsprozesse immer kontextgebunden, vorübergehend und partiell. Das im Diskurs hervorgebrachte Argumentationssystem bleibt als prekäre Gemengelage fallibel und vergänglich, auch wenn es den Anschein von allgemeingültigem Wissen erweckt.

27 Foucault 1997, S. 117.

28 Vgl. ebd., S. 156–158.

29 Vgl. Stäheli 2000; vgl. Münker/Roesler 2000.

30 Glasze/Mattisek 2012, S. 11–12.

31 Vgl. Jäger 1999, S. 219.

32 Ebd., S. 129.

33 Vgl. Glasze/Mattisek 2012, S. 12.

Passend zur Bedeutung von *discursus* (lat. „Umherlaufen“) kann der Diskurs mit einem Fluss von „sozialen Wissensvorräten durch die Zeit“ verglichen werden.³⁴ Diese Annahme der Kontingenz, also der Relativität diskursiv konstituierter Wirklichkeiten, ermöglicht nicht nur eine rückwirkende Analyse der Veränderung von Diskursen, um den Wandel von Sichtweisen und Positionen zu erörtern, sondern zeigt auch Alternativmöglichkeiten gesellschaftlicher Entwicklungen auf. Während der Diskurs Grenzen zwischen akzeptierten und negierten Sinngehalten errichtet, beantwortet seine Erforschung laut der Sprachwissenschaftlerin Margarete Jäger „die Frage danach, was zu einem bestimmten Zeitpunkt von wem wie zum Ausdruck gebracht wird. Das bedeutet, bei der Analyse wird immer auch danach die Frage gestellt, was nicht sagbar war bzw. ist.“³⁵

4.2.3 Machtwirkung

Blickt man im Zuge einer Diskursanalyse hinter die „Maske der Evidenz“, offenbart sich ein fortwährender und strategischer Widerstreit um die Etablierung von Wissensformen, aber auch um soziale Machtverhältnisse.³⁶ So bildet sich Wissen nie „ohne ein Kommunikations-, Aufzeichnungs-, Akkumulations- und Vernetzungssystem, das in sich eine Form von Macht ist.“³⁷ Das permanente Ringen um kollektive Wirklichkeitserzeugung und Verständigung erfordert nicht nur Praktiken, Interessen und Machtstrukturen, sondern erzeugt diese bei Erfolg auch systematisch.³⁸ Durch seinen Wahrheitsanspruch übt ein Diskurs also Macht aus, da die diskursiv geregelten Ordnungsmuster, in denen diese Konstruktionsarbeit organisiert wird, untrennbar mit Inklusions- und Exklusionsmechanismen verknüpft sind.³⁹ Hierbei spielen diskursive Institutionalisierungen ebenso eine Rolle wie beschränkende Rahmenbedingungen.

Wenn man also Machtbeziehungen nicht als gegeben versteht, sondern als „beweglich, umkehrbar und instabil“, rücken auch widerständige Praktiken sowie versuchte und erfolgte Einflussnahmen in den Blick.⁴⁰ Bezugnehmend auf diesen für den Diskurs so bedeutsamen Konnex von Wissen und Macht setzt Foucault „voraus, dass in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird – und zwar durch gewisse Prozeduren, deren Aufgabe es ist, die Kräfte und die Gefahren des Diskurses zu bändigen, sein unberechenbar Ereignishaftes zu bannen, seine schwere und bedrohliche Materialität zu umgehen.“⁴¹ Foucault versteht unter Ausübung von Macht

„die Wirkungsweise gewisser Handlungen, die andere verändern. Es gibt also nicht etwas wie *die* Macht oder einen Stoff der Macht, der in globaler, massiver oder diffuser, konzentrierter oder verteilter Form existierte; es gibt Macht nur als von den ‚einen‘ auf die ‚anderen‘ ausgeübte. Macht existiert nur *in actu*, auch wenn sie sich [...] auf permanente Strukturen stützt.“⁴²

34 Jäger 1999, S. 132.

35 Jäger 2004, S. 386.

36 Eribon 1991, S. 314.

37 Foucault 2002, S. 486.

38 Vgl. Landwehr 2010.

39 Vgl. Landwehr 2009, S. 98; vgl. Foucault 1997, S. 74.

40 Foucault/Becker 1985, S. 19.

41 Foucault 1991, S. 10-11; vgl. Sarasin 2005, S. 118-119.

42 Foucault/Seitter 1995, S. 34-35 (Hervorhebungen im Original).

4.2.4 Diskurs oder Dispositiv?

Um die „Vielzahl von Faktoren kenntlich zu machen, die zur Konstitution von Wissen beitragen“ führte Foucault in den späten 1970er Jahren das Dispositiv als simultane, also weder vorgelagerte noch nachgelagerte Analysekategorie für das Substrat der Diskursproduktion ein.⁴³ Mit dieser theoretischen Akzentverschiebung auf Zusammenhänge zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Gegenständen und Praktiken, rückte er die Summe der Vorentscheidungen, innerhalb derer Diskurse sich entfalten und zu einem gegebenen Zeitpunkt auf einen Notstand reagieren, ins Zentrum.⁴⁴ In der Interview- und Vortragssammlung über Dispositive der Macht umriß Foucault deren konzeptionelle Bestandteile als Ausdruck kulturhistorischer Bedingungen folgendermaßen:

„Was ich unter diesem Titel festzumachen versuche, ist erstens ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes umfasst. [...] Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann.“⁴⁵

Klarerweise bewegen wir uns hier in einem heterogenen Ensemble – dem Netz, das zwischen ganz unterschiedlichen und weit auseinanderklaffenden Elementen wie Studien, Theorien, Renderings, dem baulich-physischen Raum, *Facebook*-Beiträgen und gesprochener Sprache geknüpft werden kann. Dass das Dispositivkonzept in der vorliegenden Arbeit dennoch keine Anwendung findet, ist vor allem auf das Fehlen klarer Definitionen zurückzuführen. Als zusätzlicher Beobachtungsbegriff für das strategische Kräfteverhältnis, das gesellschaftliche Bereiche durchwirkt, erscheint es mit meinem breit gefassten Diskursverständnis, das sich für die machtvolle Herstellung von Wissen interessiert und dabei nicht nur den sprachlichen Bereich einbezieht, sondern sich auf das gesamte menschliche Handeln ausweitet, obsolet.⁴⁶ Mit dieser Haltung lehne ich mich an Landwehrs Argumentation an, dass der Diskurs in seiner ursprünglichen Konzeption schon all jene Elemente enthielt, die Foucault später für den Dispositivbegriff – der im Übrigen keine systematische Ausarbeitung mehr erfuhr – reservierte.⁴⁷ Weil die Forschungsfrage dieser Arbeit weniger auf den Komplex beziehungsweise den Apparat hinter den Diskursen abzielt, sondern eher auf die Inhalte der produzierten Wissensformen, wird hier mit dem Diskursbegriff operiert.

4.2.5 Gegendiskurs versus Leitdiskurs

Den für diese Arbeit maßgebenden Begriff des Gegendiskurses, der den Leitdiskurs herausfordert und seine Stringenz hinterfragt, ist inspiriert von der Habilitationsschrift des Linguisten Wolf-Andreas Liebert, der ein kulturwissenschaftliches, hermeneutisches Paradigma vertritt. Während der Gegendiskurs bei Foucault – ebenso bei Gilles Deleuze –

43 Landwehr 2009, S. 76.

44 Vgl. Foucault 1978, S. 120; vgl. Bublitz 1999, S. 23–25.

45 Vgl. Foucault 1978, S. 119–120.

46 Vgl. Landwehr 2009, S. 78

47 Vgl. ebd.

primär in Bezug auf die Literatur auftaucht, die sich außerhalb der üblichen Diskurszwänge befinden und als Ausgangspunkt für eine Subversion der gültigkeitsversprechenden Annahmen dienen würde, verortet ihn Liebert im Kontext von Spezialdiskursen in der Forschung: in Form von verschwörungstheoretischen Entlarvungsdiskursen, die wissenschaftlichen Konsens auf den Prüfstand stellen.⁴⁸ „Ein solcher Gegendiskurs entsteht, weil verschiedene Sachverhalte, die vom Leitdiskurs behauptet und als erwiesen angesehen werden, in Frage gestellt werden“.⁴⁹ Liebert argumentiert, dass Gegendiskurselemente meist dann auftreten, wenn es absehbar wird, dass die soziale Realität verändert werden soll. Sie übernehmen hiernach die Aufgabe, mögliche Risiken und Katastrophen aufzudecken, Verschleierungen zu entlarven und damit einen Beitrag zur Entwicklung von Gegenmacht zu leisten. Da dieses Prinzip auch im Fall der Umgestaltung der Mariahilfer Straße beobachtet werden konnte, werden die Begrifflichkeiten in Bezug auf den Forschungsgegenstand adaptiert und die Quellen innerhalb dieses Interpretationsrahmens analysiert.

4.3 Narrative Strukturen

An diese Überlegungen anknüpfend soll auf narrative Strukturen eingegangen werden, die Keller neben Deutungsmustern, Klassifikationen und der Phänomenstruktur für die empirische Diskursforschung vorschlägt.⁵⁰ Denn die Diskurs(re)produktion weist oftmals Merkmale eines „roten Fadens der Geschichte“ auf, die dem Zusammenführen von Wissen dient.⁵¹ Narrative eignen sich somit als Brückenkonzept, „wenn es darum geht, die Auseinandersetzung mit Diskursen in gesellschaftlichen Praxisfeldern bis hin zur Ebene der ‚privaten Lebensführung‘ zu untersuchen.“⁵² Nicht-literarische Erzählungen wie Selbstdarstellungen, Erlebnisberichte, Fall- oder Heilsgeschichten, Reportagen, Plädoyers, Prognosen oder Historiografien stellen grundlegende Formen der Verständigung und des Zugriffs auf die außersprachliche Wirklichkeit dar.⁵³ In dieser Arbeit sind vor allem Eigenschaften und Funktionen der Narration von Interesse, die als Regelsystem die Diskurse strukturieren.

„Wir sollten Erzählungen nicht auf die Darstellung einer diachronen Abfolge von Ereignissen reduzieren, sondern in ihnen den schöpferischen, konfigurierenden Akt erkennen, der Ereignisse nicht bloß abbildet, sondern in eine eigene narrative Struktur bringt. Erzählungen ließen sich dann als ein Modus der Deutung und Interpretation, wenn nicht sogar als *way of worldmaking* im Sinne Nelson Goodmans (1978) begreifen.“⁵⁴

48 Vgl. Geisenhanslüke 1997; vgl. Deleuze 1996.

49 Liebert 2002, S. 305.

50 Neben den diskursanalytisch untersuchten medialen Narrativen, denen die Kurzinterviews gegenübergestellt werden, heißt es auch die eigene Narration der wissenschaftlichen Erkenntnisse im Zuge der Übersetzung in das Medium Radio zu reflektieren. Dies geschieht im Kapitel 6.

51 Strauss/Corbin 1996, S. 94.

52 Keller 2007, Abs. 28.

53 Vgl. Klein/Martínez 2009.

54 Arnold/Dressel/Viehöver 2012, S. 7 (Hervorhebungen im Original).

Wenn Elemente und Argumente aus verschiedenen Bereichen durch konfigurative Akte in eine synchrone Erzählform über die soziale Realität integriert werden, können sich Zuständigkeiten und Verantwortungen, Fremd- und Selbstpositionierungen, Handlungsbedarfe und Problemdringlichkeiten, Kausalzusammenhänge und Potenziale für Diskurskoalitionen ausbilden. Der Erzählmodus offeriert den Beteiligten eine Garnitur an einprägsamen Referenzen und markanten Ausdrucksweisen, die ein gemeinsames Verständnis des Phänomens kreieren, ohne dass sich alle gänzlich verstehen müssen.⁵⁵ Er stellt Einigkeit her, wie etwas wahrgenommen und eingeordnet wird und was es bedeutet. Diese Strukturierungsleistung erlaubt den Subjekten, die mit diesem Diskurs und dem referentiellen Bezug, den er konstituiert, vertraut sind, das gemeinsame Denken, Sprechen und Handeln.⁵⁶

Narrative Wissensschemata haben die Funktion, die Komplexität zu reduzieren, fundierende Ereignisse hervorzuheben, Fragmentierungen zu überwinden und die Schließung eines Problems zu erreichen. „Durch den Rückgriff auf eine *story line* können Akteur(inn)en diskursive Kategorien sehr heterogener Herkunft in einem mehr oder weniger kohärenten Zusammenhang aktualisieren. Dadurch entsteht der für öffentliche Diskurse typische Hybridcharakter.“⁵⁷

4.4 Kodieren/Dekodieren

In der zweiten Phase des Masterprojekts wurde die Bedeutungsproduktion des Leit- und des Entlarvungsdiskurses in ein Verhältnis gesetzt mit subjektiven Deutungsprozessen. Deshalb möchte ich zum Abschluss des Theoriekapitels auf das im Rahmen der Cultural Studies entwickelte Kommunikationsmodell von Stuart Hall eingehen.⁵⁸ Denn ausgehend von der empirischen Auseinandersetzung bietet es plausible Erklärungsansätze für den Einfluss von medialen Inszenierungen, Zuschreibungen und Erklärungszusammenhängen auf die Wahrnehmung der sozialen Realität in der Alltagspraxis.

Geprägt von der Interviewphase begreife ich SenderInnen von Botschaften als deren ProduzentInnen und EmpfängerInnen als aktive KonsumentInnen. Da spezifische Bedeutungen kulturell bedingt sind, kann eine Botschaft von den Absendenden nicht vollständig determiniert werden – was im Kontext dieser Arbeit sowohl den Forschungsgegenstand der Diskurse rund um die Mariahilfer Straße als auch die soziale Praxis des Radiohörens betrifft. Um zu einem „kommunikativen Ereignis“ zu werden, bedarf es einer „Nachrichtenform“, einem Vorgang, den Hall als Kodieren bezeichnet.⁵⁹ EmpfängerInnen kommt die Aufgabe des Dekodierens der Botschaft zu: einem sozial und kulturell vermittelten Prozess, der entscheidet, was von wem wie betrachtet wird. Demnach bestimmen kognitive Interpretations- und Wissensrahmen, die innerhalb von Diskursen gemeinsame Anliegen definieren, aber auch Produktionsverhältnisse und technische

55 Vgl. Hajer 2003, S. 277.

56 Vgl. Landwehr 2009, S. 67.

57 Keller 2007, Abs. 29 (Hervorhebungen im Original).

58 Vgl. Hall 1999, S. 94–103.

59 Vgl. ebd., S. 94.

Infrastruktur darüber, wie eine Botschaft kodiert und dekodiert wird. Grundsätzlich kann man im Hinblick auf die Rezeption der medialen Botschaften drei hypothetische Positionen beim Prozess des Dekodierens einnehmen:

- Wenn EmpfängerInnen innerhalb der bevorzugten Codes agieren, handelt es sich um eine dominant-hegemoniale Position.
- Wenn adaptive und oppositionelle Elemente vermischt werden, wird die Position als ausgehandelt bezeichnet.
- Dekodiert man in Gegensatz zum dominanten Code und deutet diesen also um, spricht man von einer oppositionellen Position.⁶⁰

5 Methodisches Vorgehen

Um die Diskurse rund um die neue Mariahilfer Straße zu erforschen, entwickelte ich in Auseinandersetzung mit den erwähnten theoretischen Ideen und Modellen eine induktive, analytisch-interpretative Vorgehensweise, die in diesem Kapitel offengelegt und reflektiert wird. Das eingeschlagene, für die Europäische Ethnologie typische qualitative Verfahren mit einem „Arsenal von Einzeltechniken“ orientiert sich – analog zu vielen diskursanalytischen Untersuchungen – an der Grounded Theory in der Tradition von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss.⁶¹

Die Vorschläge der Grounded Theory wurden als Werkzeugkiste herangezogen, um die Diskursanalyse und die daran anschließenden Interviewanalysen handhabbar zu machen, aber nicht eins zu eins übernommen. So wandte ich die qualitativen Forschungsstrategien und ineinandergreifenden methodischen Verfahren selektiv an; dem Gegenstandsbereich angepasst und modifiziert. Abgeschaut wurde der Dreischritt aus Datenerhebung, Interpretation und Aufzeichnungen von Eindrücken und Gedanken in einem forschungsbegleitenden Notizbuch. Darin hielt ich mein Vorwissen und – wie bereits erwähnt – die eigene Positionierung fest, um die persönliche Einstellung zu kontrollieren. Ich notierte Memos, um Überlegungen, Hypothesen und Geistesblitze zu erfassen, und verbalisierte Kommentare, wieso ich bestimmte Aussageeinheiten in einer spezifischen Weise interpretierte oder gewisse Einzelergebnisse analytisch kombinierte.

Da sich die archäologische Perspektive der Diskursanalyse als reflektierter Rückblick erst durch den beobachtenden Zugriff ergibt, war der offene und nicht-standardisierte Zugang zum Datenmaterial zentral. Die Quellen und die daraus abgeleiteten Untersuchungsergebnisse sollten sich möglichst reziprok beeinflussen, so dass sich Kategorien, Konzepte und Hypothesen empiriegeleitet herausbilden. Daher gestaltete ich die Datenerhebung und -auswertung in zyklischen Phasen. Die einzelnen Arbeitsschritte ergaben sich nicht aus einer linearen Abfolge von im Voraus definierten und voneinander losgelösten Entitäten, sondern erfolgten ergebnisoffen in reflexiven Schleifen und mit

⁶⁰ Vgl. Hall 1999, S. 106–110.

⁶¹ Glaser/Strauss 1998, S. VII. Weil es mit der Diskurstheorie schon eine theoretische Rückbindung gibt, rückte die Intention einer Theoriebildung hinter jene der Gegenstandsverankerung.

fortlaufenden Rückbezügen.⁶² „Dies bedeutet, dass mit großer Offenheit an die Daten herangegangen [...] wird. Die Verdichtung, Interpretation, Aggregation und Abstraktion befindet sich in einem Kreislauf mit immer wieder neuer Arbeit ‚ganz nah an den Daten‘, was die immerwährende Möglichkeit der Veränderung des Kategoriesystems bietet.“⁶³ Indem diese spiralförmige Vorgehensweise, die wiederholt zu den empirischen Artefakten zurückkehrt, die Studie anleitete, offenbarte der Untersuchungsgegenstand seine Gestalt streng betrachtet erst gegen Ende der Analysen.

Wie bereits angeklungen, haben sich im Zuge der thematischen Auseinandersetzung und in Anbetracht der wechselnden Ziele und Rahmenbedingungen das Erkenntnisinteresse, der Forschungsausschnitt, die Erhebungstechniken und die Präsentationsform des Masterprojekts leicht verschoben (zum besseren Nachvollzug siehe Tab. 1). Retrospektiv können sechs ineinandergreifende Arbeitspakete ausgemacht werden, wobei die Erträge einer Phase die weiteren Schritte maßgeblich gestalteten.

1. Entwurfsstadium: Themenfindung, explorative Phase, Erarbeitung der Fragestellung
2. Diskursanalyse: Korpusbildung, Inhalts- und Kontextanalysen
3. Interviewphase: Konzipierung, Vorbereitung, Durchführung, Transkription, Analysen
4. Gesamtanalysen: Kombination der Ergebnisse aus der Diskursanalyse und den Interviewanalysen
5. Feature-Produktion
6. Schriftliche Reflexion

5.1 Diskursanalyse

Im Zuge der Sichtung einschlägiger wissenschaftlicher Literatur hatte sich gezeigt, dass für die Übersetzung der epistemologischen Ansätze der poststrukturalistischen Diskurstheorie in eine angewandte Diskursforschung keine fertigen Rezepte bereitstehen.⁶⁴ Dieses Methodendefizit erfordert die Wahl eines dem Gegenstand und Ausgangsinteresse möglichst angemessenen Instrumentariums. Der eingeschlagene Weg und die angewandten Strategien werden im Folgenden erläutert.

5.1.1 Formulierung der Absicht und erste Erkundungen

Nach dem Besuch des erwähnten DiplomandInnenseminars am Institut für Stadtkultur und öffentlicher Raum der TU Wien beschloss ich Anfang 2014, meine Masterarbeit den konstitutiven Inhalten und funktionstragenden Bestandteilen der mentalen Bilder von der Mariahilfer Straße zu widmen, die GegnerInnen der Neugestaltung fabrizierten. Diese sollten mit der offiziellen Darstellung der Verkehrsberuhigungspläne verglichen werden; wobei prima facie eine wechselseitige Einflussnahme zu vermuten war. Dem Entwurf des

62 Vgl. Witt 2001.

63 Ullrich 2008, S. 26.

64 Vgl. Keller 2007, Abs. 9.

Forschungsbemühens ging zum einen eine Auffrischung der theoretischen und methodischen Basis voraus, zum anderen eine explorative Erkundung des Themenbereichs zugunsten einer Überblicksgewinnung. Es war klar, dass aus forschungspragmatischen Gründen nicht die Gesamtheit der Produkte des Deutungskampfs erhoben und untersucht werden konnte, zumal eine Diskursanalyse nie ein abgeschlossenes und endgültig zu fassendes Vorgehen ist. Bevor ich aber den Fokus notwendigerweise auf spezifische Teilbereiche verengen sollte, stellte sich die Frage, welches Material sich für den analytischen Nachvollzug des diskursiven Geschehens überhaupt eignen würde.

Die Diskurstheorie gibt hier wenig vor: „Die Aussagen, die gemacht wurden, sind gemacht worden, und die Dinge, die gesagt wurden, sind gesagt worden – dieser Umstand alleine ist ausreichend für die Begründung und den Gegenstand der Analyse.“⁶⁵ Da das Untersuchungsfeld bis dahin unerforscht war und Vergleichbarkeit sowie Generalisierbarkeit eine untergeordnete Rolle spielten, entschied ich mich für einen losen Strukturierungsgrad des Erhebungsdesigns. Ich begann relativ intuitiv, verschiedene Daten zu erschließen, die im Wetteifer um die Definition und öffentliche Konstitution des Problems hervorgebracht wurden und daher Aufschluss über den Forschungsgegenstand gaben. Diese sondierende Recherche- und Voruntersuchungsphase bedeutete ein erstes Eintauchen in das Feld; sie diente der Sensibilisierung für die Herausbildung von diskursiv produziertem Wissen zur Mariahilfer Straße und für die sozialen, politischen und historischen Rahmenbedingungen des Phänomens.

Von Anfang an schloss ich sowohl sprachliche als auch nichtsprachliche Aspekte der diskursiven Praxis mit ein, so dass eine große Materialvielfalt entstand. Die Quellen umfassten zunächst Zeitungsartikel, Webseiten, Facebook-Postings, Werbebroschüren, Plakate, Blog-Einträge, aber auch Dinge (z.B. gelbe Schleifen als Emblem des Protests der AnrainerInnen). Weiters führte ich informelle Gespräche mit Bekannten über die geplante Neugestaltung, nahm an Podiumsdiskussionen zum Thema teil, beobachtete die Verteil-Aktion „Gemeinsam auf der Mahü“, wohnte einer Demonstration gegen die Umleitung einer bestehenden Busroute bei, besuchte die offizielle Ausstellung, die das Aussehen und die Funktionen der neuen Flaniermeile vermittelte, sowie ein Schauspiel, das im Rahmen der Wiener Festwochen mitten auf der Mariahilfer Straße aufgeführt wurde. Nach dem Schneeballprinzip führte oft das eine Kommunikat zum nächsten.

Mit der ersten Erhebung begann auch gleich die Erforschung des breit zusammengetragenen Materials. Die Daten wurden einer Grobanalyse unterzogen und – sofern forschungsrelevant – chronologisch sortiert. Aus der inhaltlichen Beschreibung in Form von kurzen Auslegungen sowie aus einer formalen Charakterisierung der diskursiven Konstruktionsarbeit wurden erste Interpretationshypothesen entworfen. Mithilfe einer laufend modifizierten Erhebungsmaske, deren Letztstand sich im Anhang befindet, versuchte ich herauszufinden, was wann von wem wie (nicht) artikuliert wurde. Es sollten Verbindungen zwischen den unterschiedlich beschaffenen Informationen hergestellt, Muster

65 Landwehr 2009, S. 70.

identifiziert und erste Arbeitshypothesen abgeleitet werden, die provisorische Aufmerksamkeitsschwerpunkte der Arbeit definierten. Dadurch konnten zwei divergente Darstellungsweisen des Planungsprojekts „Mahü neu“⁶⁶ herausgearbeitet und durch die einzelnen Diskursfragmente bestätigt werden, die den Spannungszustand des Bedeutungsgewebes der Neugestaltung vermitteln. Im Sinn des dialektischen Denkens identifizierte ich einen Leit- und einen Entlarvungsdiskurs im Konflikt, denen ich Objektstatus zuschrieb, um sie benennen und beschreiben zu können.⁶⁷ Sie wurden – ausgehend von den vorherigen Überlegungen zum Machtverhältnis im Diskursraum – mit den Oberbegriffen „hegemoniale Zukunftsvision“ und „dystopische Risikoerzählung“ bezeichnet. Den Hegemoniebegriff setze ich dabei nicht zur Beschreibung einer gesellschaftlich konstituierten Meinungsführerschaft ein, sondern um den strukturellen Machtüberschuss in der offiziellen Aussageproduktion rund um das projektierte Szenario auszudrücken (durch fachliche Gutachten, politische Entscheidungsprozesse, professionelle PR-Kampagnen etc.). Demgegenüber wird die nichtinstitutionalisierte Position der KritikerInnen als alternativ, widerständig, subversiv und marginalisiert bezeichnet, auch wenn der Entlarvungsdiskurs gleichermaßen um Deutungshoheit rang und durchaus tradierte Auffassungen von städtischem Raum reproduzierte.

Bezugnehmend auf diesen Zuschnitt formulierte ich den Arbeitstitel „Stadtumbau zwischen Utopie und Dystopie – Bedeutungskämpfe rund um die Umgestaltung der Wiener Mariahilfer Straße“. Er wurde für die Radiosendung beibehalten, aber im Zuge der Finalisierung der schriftlichen Reflexion in den aktuellen Wortlaut überführt. Die für den aufgespannten Analyserahmen nutzbar gemachten Begrifflichkeiten der Utopie und Dystopie tauchen in den Quellen nicht auf. Sie entstanden durch deren Reduktion, Neuorganisation und Explikation.

Die dualistische Perspektivierung auf eine befürwortende und eine ablehnende Darstellung enthielt eine richtungsweisende Handlungs- und Prozessorientierung. Die forschungsleitende Fragestellung mit den für das Vorhaben relevanten Variablen wurde gezielt so operationalisiert, damit sie auf diskursanalytischem Wege einer Antwort zugeführt werden konnte.⁶⁸ Mit dem eingeschlagenen Fokus hieß es, die Problemsichten und Lösungsansätze zu erörtern, die auf Basis der jeweils dominierenden Wissensordnungen zu konkurrierenden Erzählarten des Planungsprojekts verarbeitet wurden. Nach der Identifikation wiederkehrender und bedeutender Aussagen sollten diskursive Ordnungen aus ihnen extrahiert und virulente Wirklichkeitskonstruktionen der „Mahü neu“ mittels Explikation abgeleitet werden.

66 In dieser Arbeit wird die von offizieller Seite eingeführte Bezeichnung der Umgestaltung der Mariahilfer Straße verwendet, deren umgangssprachlicher Ton auffällt. Der Kulturjournalist Thomas Kramar führt die Kurzform zum einen auf die beschränkte Spaltenbreite in kleinformatigen Zeitungen zurück und wittert zum anderen Populismus: „Wer ‚Mahü‘ sagt oder schreibt, will bewusst volkstümlich klingen, sich einem vermeintlichen Soziolekt anbieten.“ Kramar 24.02.2014.

67 Vgl. Landwehr 2009, S. 68.

68 Vgl. Strauss/Corbin 1996, S. 22–23.

5.1.2 Gewinnung der Stichprobe nach reflektierten Kriterien

Wohlwissend, dass das Forschungsphänomen aus arbeitsökonomischer Sicht nach wie vor unzureichend eingegrenzt war, um die Aufmerksamkeit auf einzelne Diskursfragmente zu gewährleisten, war ich vor die Herausforderung des übergroßen Datenbestands gestellt. Um ein für die Diskursanalyse zweckmäßiges, handhabbares und ressourcenadäquates Sample auszuwählen, das sich forschungspraktisch gut und erschöpfend bearbeiten ließ, sah ich mich veranlasst, eine Vielzahl der potentiellen Untersuchungsobjekte ruhen zu lassen und eine nach heuristischen Kriterien orientierte Reduktion des empirischen Materials für die tiefere Beschäftigung vorzunehmen.⁶⁹ Doch wie konnte aus dem diskursiven „Gewimmel“⁷⁰ eine systematische Stichprobe gezogen werden? Mit der Entscheidung für das von der Grounded Theory vorgeschlagene, methodisch kontrollierte Selektionsverfahren des theoretischen Samplings gestaltete sich die Erhebung, Aufbereitung und Auswahl der feinanalytisch zu untersuchenden Fälle als offener Suchprozess. Dieser verzahnte die Datenauswertung mit der Gruppierung von ausdrucksstarken Diskursformationen und der Bildung eines definierten Teilkorpus, der hinsichtlich seiner Bedeutung für das Erkenntnisinteresse ständig hinterfragt wurde. „Das Untersuchungskorpus wird also nicht zu Beginn der Analysen komplett erstellt, sondern im Prozess der Forschungen und je nach sich aktuell ergebenden Analysenotwendigkeiten sukzessive erweitert und vertieft.“⁷¹ Nach Maßgabe einzelner durchgeführter Detailanalysen traten neue Auswahlkriterien zu Tage und mit jedem weiteren Schritt konnte die Untersuchung eine neue Wendung nehmen.

Damit die Stichprobe die qualitative Bandbreite aufweist, die kulturwissenschaftlichen Ansprüchen genügt, war die Erstellung des Untersuchungskorpus so zu gestalten, dass die gewählten Ausschnitte die konkurrierenden Vorstellungswelten möglichst unmittelbar und aufschlussreich ausdrückten. Ich entschied mich, einen synchronen Schnitt durch die Diskursarena vorzunehmen und die Aussageproduktion simultan zu beleuchten, um die Gleichzeitigkeit der Organisation von Wissensbeständen zu erforschen. Punktuell sollten auch diachron-historische Aspekte berücksichtigt werden, um Bedingungen und Ursachen für das Aufkommen und Abwandeln der diskursiven Ordnungen nachzuvollziehen.⁷² Dabei wurde die Diskursanalyse gegenwartsbezogen im Zeitraum vor und während der Neugestaltung angesiedelt.

Ohne repräsentativ oder übertragbar sein zu müssen, hatten die Aussagen (seien sie in Form von narrativen, bildlichen oder performativen Inszenierungen) einen erheblichen Beitrag zur diskursiven Konstituierung des Gegenstandes zu leisten, um das Wesen der Diskurse mitsamt seinen Verknüpfungen abstrahierend rekonstruieren zu können.⁷³ Dabei fanden nur jene Daten Einzug in den Untersuchungskatalog, aus denen auch der Äußerungskontext hervorgehen konnte, um nachzuvollziehen, unter welchen Bedingungen welche Wissens(trans)formationen nachgewiesen werden können. So wurden vereinzelte

69 Vgl. Landwehr 2010, S. 7–8.

70 Jäger 2004, S. 132.

71 Fraas/Pentzold 2008, S. 12.

72 Vgl. Jäger 2004, S. 160–161.

73 Vgl. Keller 2007, Abs. 34.

Sinnelemente nicht näher untersucht, weil Quellenangaben fehlten oder unzulänglich waren beziehungsweise die Kopplung mit Macht, Politik und Institutionen nicht durchleuchtet werden konnte.

Mit Hinblick auf das Erkenntnisinteresse wurden bei den zwei zu untersuchenden Narrativen je unterschiedliche Samplingstrategien angewandt. Im Falle des hegemonialen Diskurses, der als Bezugsrahmen der oppositionellen Dokumente fungierte, bereitete ich – um das Analysekorpus eher zu homogenisieren und zu vereinfachen – formal diverse, aber inhaltlich ähnliche Aussageereignisse auf. Sie beinhalten exemplarische Verdichtungen, auf die die Gegenseite häufig referenzierte. Zwei medial unterschiedliche Untersuchungsobjekte, die durch ihre resolute Profilierung auffielen und öfters auch komplementär auftraten, wurden für die vertiefende Auswertung und Kontextualisierung der dominant-hegemonialen Vorstellungswelten ausgewählt:

- das planerische Leitbild als fürsprechender Initiativ- und Prägetext, der die Zielsetzungen des Projekts ausdrückt und im Laufe der Diskursentwicklung geschärft, erweitert und je nach Erscheinungskontext angepasst wurde, sowie
- offizielle Architekturrenderings, die in unterschiedlichen Einsatzbereichen leicht abrufbares Anschauungswissen über das erwünschte Planziel transportierten.

Eine sinnvolle Engführung des Dossiers wurde in diesem Fall also nicht durch den Fokus auf eine bestimmte Diskursebene erreicht, sondern durch einen tendenziell typisierenden Zugriff. Denn beide Untersuchungsgegenstände tauchen sowohl als Online- als auch als Printkommunikate auf (z.B. auf Webseiten, in Drucksorten und der Presseberichterstattung) und es ist gerade diese transmediale Durchdringung und Zusammenwirkung, die verdeutlicht, wie die von der offiziellen Diskursposition vertretenen Aussagen massenhaft verbreitet wurden.

Für die Untersuchung des konkurrenzierenden Diskurses entschloß ich mich, das Hauptaugenmerk der Materialaufbereitung auf Online-Diskurse als (multi)medial realisierte und dokumentierte Diskursstrukturen zu legen.⁷⁴ Denn in der Recherche- und Voruntersuchungsphase entdeckte ich nicht nur meine Vorliebe für internetbasierte Anteile an Diskursen. Ich erkannte auch, wie wichtig im Kontext ungleicher Ressourcenverhältnisse die kostenlosen Kommunikationsmöglichkeiten des World Wide Webs für das Ausbilden von Gegenmacht waren. Sie beflügelten die Wissensaushandlung zweifellos; kaum ein Tag verging, an dem UserInnen nicht neue netzbasierte Artefakte hervorbrachten, die meist sehr kreativ über die Nachteile einer verkehrsberuhigten Mariahilfer Straße berichteten. So konzentrierte ich mich in Bezug auf die Contra-Aussagen eher atomistisch auf den Diskurssektor von Facebook-Beiträgen. Das soziale Netzwerk, so die These, wurde als technische Infrastruktur zum Austragungsort der Deutungskämpfe und insbesondere zur fundamentalen Meinungsmaschine der Opposition. Die Kommunikationsplattform, deren Nutzung für viele längst zum Bestandteil des Alltags geworden ist, war der Raum, in dem sich der Entlarvungsdiskurs entfalten konnte. Er brachte diskursive Praktiken hervor, die

74 Methodische Inspiration boten die Ausführungen von Fraas und Pentzold. Vgl. Fraas/Pentzold 2008.

von der Informationsverarbeitung, über die Speicherung von Inhalten bis hin zur Wiedergabe von Wissensbeständen zu Mobilisierungszwecken reichten. Ihre Untersuchung bot „die Chance, interpersonale Aushandlungsprozesse bei der Verfertigung gesellschaftlich geteilten Wissens und gleichsam bei der Konstitution des kollektiven Gedächtnisses der Gesellschaft zu beobachten und zu beschreiben.“⁷⁵

Die hohe Dynamik der vielgestaltigen Veröffentlichungen auf einschlägigen Facebook-Kanälen beflügelte und erschwerte meine Arbeit gleichzeitig. Denn sowohl bei der Datenerhebung als auch bei der Datenauswertung kämpfte ich in diesem diskursiven Feld immer wieder mit der Verfügbarkeit von Text- und Bildelementen, da sie im Laufe der Zeit modifiziert wurden oder sich gänzlich verflüchtigten. Daher versuchte ich, alle netzbasierten Untersuchungsgegenstände möglichst umfassend, mitsamt komplexen Verlinkungen oder Kommentierungen, extern abzuspeichern. Nicht immer gelang mir diese beschwerliche Aufgabe, was vereinzelt zu schmerzhaften Datenlücken führte.

Inhaltlich war ich im Fall des Gegendiskurses an größtmöglicher Variation interessiert, um anhand von Ausreißern die Haltbarkeit meiner Arbeitshypothesen überprüfen zu können. Daher wurde auch Seltsames und Kurioses beachtet. Nach dem Prinzip der minimalen und maximalen Kontrastierung wollte ich hier einen breiteren Bereich der diskurstragenden Aussagen erschliessen und durch die Heterogenität der Stichprobe abdecken als im Fall des Leitdiskurses. Das unter diesen Vorzeichen schrittweise für die vertiefende Diskursanalyse ausgewählte Sample umfasst Beispiele aus zwei Facebook-Seiten und zwei Facebook-Gruppen, die extra zum Zweck des Widerstands gegen die Umgestaltungsmaßnahmen gegründet wurden – als kollaborativ erstelltes System und Ort der Wissensaushandlung. Die Bedeutungsformen, mit denen hier der zukünftige Straßenraum ausgestattet wurde und die im Kapitel 7.2 eingehend beschrieben werden, äußern sich als gegenpropagandistische Internetphänomene, die Text und Bild vereinen, etwa in Form von Image Macros. Als Vergleichsfolie und mit der Intention einer multiperspektivischen Darstellung, die auch Zwischentöne nicht negiert, wurde zusätzlich ein parodistischer Beitrag auf einem Blog für die Feinanalyse ausgewählt, da er formal an die untersuchten dystopischen Bildwelten anknüpft, aber eine Metaebene zwischen dem offiziellen Narrativ und den gegenwirkenden Unternehmungen eröffnet. Der Korpus des Entlarvungsdiskurses umfasst somit:

- sechs Postings auf der mehrmals täglich aktualisierten Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“,
- ein Beitrag auf der Facebook-Seite „Anrainer gegen Mahü-Fuzo“,
- ein Posting in der Facebook-Gruppe „MAHÜ neu NEIN DANKE“,
- Inhalte der Facebook-Gruppe „Vassilakou – Tear Down This Wall!“ und
- eine Bildreihe mit Begleittext auf dem Satire-Portal „Neue Presse“.

75 Vgl. Fraas/Pentzold 2008, S. 292.

Bei einer schwach strukturierten Herangehensweise gilt die Stichprobe dann als umfangreich genug, wenn keine neuen strukturellen oder thematischen Phänomene zur Beantwortung der Forschungsfrage auftauchen. Obschon ich unterschiedliche Datentypen und entsprechend verschiedene Artikulationsweisen unter die Lupe nahm und diskursive Zuschreibungen zu einem bestimmten Zeitpunkt nie univok sind, traten relativ rasch datenbezogene Sättigungseffekte in Form von gleichen oder ähnlichen Erzählmustern, Deutungsweisen und Sinngehalten auf. Als weitere Analysen die bereits erarbeiteten Ideen auf der Ebene des Typischen bestätigten und sich der Eindruck verdichtete, dass eine größere Datenmenge keine wesentlichen neuen Erkenntnisse bringen würde, beendete ich mit etwas Mut zur Lücke die Erhebungsphase. Was mich anfangs noch erstaunte, ist für die Diskursanalyse durchaus bezeichnend: Das Repetitive stellt im Sinne der förderlichen Redundanz und der begrenzten Variation des diskursiven Narrativs ein Kriterium dafür dar, um Ausgesagtes überhaupt erst einem bestimmten Diskursregime zuzuordnen zu können.⁷⁶

5.1.3 Aufbereitung und Feininterpretation ausgewählter Diskursfragmente

Die qualitative Erfassung des Untersuchungsfeldes setzte eine akribische Bearbeitung des Samples voraus, das in Rückkoppelung mit der vorausgegangenen Hypothesenbildung diskursanalytisch untersucht wurde. Die zuvor gemachten Schritte bereiteten die Einzelfallinterpretationen vor. Um die wesentlichen Variablen und Einflussfaktoren zu identifizieren, mit deren Hilfe erklärt werden konnte, was die Daten ausdrücken, wandte ich zwei ineinandergreifende Instrumente an – beides Werkzeuge der Grounded Theory.

Zum einen wurden mit einer hermeneutisch-interpretativen Grundperspektive generative Fragen an die selektierten Untersuchungseinheiten gestellt, um Inhalte und Entstehungskontexte zu erschliessen. Zur kritischen Bestandsaufnahme entwickelte ich – aufbauend auf die Erhebungsmaske der Voranalyse – einen Leitfaden mit einem Konvolut an Analysefragen an das jeweilige Diskursfragment (siehe Anhang). Das Herzstück der Interpretationsarbeit bestand aus der Rekonstruktion der Aussageinhalte. Im Hinblick auf die Beantwortung der Fragestellung identifizierte und definierte ich jene Wissensformen näher, die das diskursive Aussagegeflecht charakterisieren und mit denen man zuvor nicht unbedingt gerechnet hätte. Dazu wurden Aspekte der AutorInnenschaft ebenso thematisiert wie die Einbettung im jeweiligen situativen, institutionellen und medialen Kontext. So konnte herausgearbeitet werden, wer oder was diskursive Strukturen hervorbringt und wie diese hergestellt werden. Durch Pendelbewegungen hin und weg von den konkreten Untersuchungsobjekten wurden diese mithilfe einer Triangulation von Medien-, Bild- und Textforschungsanteilen analytisch zerlegt. Auf Grundlage der entdeckten Wissensformate, Aussagehäufungen, Argumentationsstränge und Implikaten beziehungsweise der Zuordnung zu thematischen Bereichen, Beschaffenheiten und Etablierungsbedingungen ließ sich so – durch das Ableiten direkt aus dem Material – ein kontinuierlich anwachsender und sich verdichtender Aussagenkatalog aufbauen.

76 Vgl. Keller 2007, Abs. 34.

Zum anderen analysierte und verknüpfte ich das Sample mittels Verschlagwortung und Clusterung der Phänomene. In Anlehnung an die induktiven Techniken des Kodierens und Kategorisierens mit dem Ziel des „konzeptionellen Ordners“⁷⁷ wurde das Untersuchungsmaterial transformiert, aufgebrochen, abstrahiert, reduziert, verglichen und reorganisiert. Aufgrund der recht umfangreichen Voranalyse wurden die drei Stufen des offenen, axialen und selektiven Kodierens nicht gesondert befolgt. Stattdessen erschloss ich das Datenmaterial dimensional durch das Benennen einzelner Aussageeinheiten, wofür neben Paraphrasen viele in-vivo-Codes, also Ausdrücke, die die Involvierten selbst gebrauchten, verwendet wurden. Weiters wurden unterschiedliche Merkmalsausprägungen nach Ursachen, Konsequenzen, Positionierungen, Identitäten und Kontexten aufgegliedert.

5.2 Neuausrichtung

Im Zuge der Auseinandersetzung mit der medialen Diskursebene kam die Idee auf, eine Radiosendung zum Thema zu gestalten. Ursprünglich noch als ein vom universitären Bereich losgelöstes Nebenprojekt angedacht, das auf meine Forschungsarbeit aufbauen würde, visierte ich nach Rücksprache mit meiner Betreuerin ein Audio-Feature als eigentliches Kernprodukt der Masterarbeit an. Dieser Entschluss stieß eine Neuausrichtung der Forschung an, da akustische Daten für die Sendungsgestaltung bislang fehlten. Eine bloße Nacherzählung der Untersuchung oder ein Referieren der Quellen versprach ohne formale Kunstgriffe keine befriedigende Vermittlung. Somit entschied ich mich, ein neues Feld zu öffnen, wobei die getane Vorarbeit als konzeptuelles Fundament und Korrektiv für die weiteren Betrachtungen Verwendung finden sollte.

Indem ich den Korpus durch Interviews mit NutzerInnen der Mariahilfer Straße erweiterte, generierte ich Analysematerial, das gleichzeitig als Werkstoff für den Hörfunkbeitrag verwendet werden konnte. Somit kam es einerseits zu einer erneuten Triangulation, um „für die Fragestellung unterschiedliche Lösungswege zu finden und die Ergebnisse zu vergleichen.“⁷⁸ Unter Beachtung der Relationierung von Daten, die mit unterschiedlichen Methoden erhoben wurden, wollte ich die Ergebnisse nebeneinander halten und so die Hypothesengenerierung validieren, präzisieren und gegebenenfalls modifizieren.⁷⁹ Andererseits verschob sich auch der Fokus auf einen anderen Teilbereich. Jetzt galt es herauszufinden, wie der Planungsprozess im Nachhinein gerahmt und bewertet wird, ob sich die Stadtimaginationen in Form von Visionen und Befürchtungen realisiert und materialisiert haben. Inwiefern war der Grabenkampf um ein bestimmtes Bild der „Mahü neu“ noch im Gange?

Die Grundlage für diese gewissermaßen notgedrungene Verschiebung bildete eine Beobachtung. Ich bemerkte einen Wandel, wie im Verlauf der zweiten Bauetappe im Frühjahr 2015 über die Mariahilfer Straße gesprochen wurde. Bekannte, die bisher die Umgestaltung gut geheißen hatten, äußerten sich enttäuscht über die Umsetzung, die sie als

⁷⁷ Strauss/Corbin 1996, S. 17.

⁷⁸ Vgl. Mayring 2002, S. 147.

⁷⁹ Vgl. Lamnek 2010, S. 80–81; vgl. Flick 1995, S. 432–434.

„zu glatt“ und „gesichtslos“ bewerteten.⁸⁰ Andere wiederum, die sich vorher gegen den Umbau gewehrt hatten, zeigten sich positiv überrascht. Ich fragte mich folglich, was auf der Wahrnehmungsebene passiert, wenn die Imagination der Verkehrsberuhigungsmaßnahmen ihrer materiellen Konkretisierung weicht. Diesen Zeitpunkt der Transformation und Umgewöhnung – bevor die neue Stadtgestalt selbstverständlich wird – wollte ich ethnographieren, und zwar in Form einer Vertonung der subjektiven Rezeption des urbanen Raums. So entschied ich, in jener Übergangsfrist der Verunsicherung anzusetzen und durch Gespräche herauszufinden, was die Konfrontation mit der tatsächlichen Neugestaltung auslöst und inwiefern die von mir zuvor untersuchten Diskurse die individuellen Wahrnehmungswelten mitprägen.

	Basiskonzeption	Zusatzprogramm
Fragestellung	Welches Bild von Stadt wird beschrieben, wenn GegnerInnen des Planungsprojekts das Zukunftsszenario „Mahü neu“ entwerfen, und in welchen Zusammenhängen stehen diese Darstellungen mit der offiziellen Vision der Umgestaltung?	Inwiefern beeinflussen die rezenten medialen Diskurse zum Umbau der Mariahilfer Straße, wie PassantInnen über diese sprechen?
Untersuchungsdaten	Texte, Bilder, Facebook-Beiträge, Aktionen, Forschungstagebuch	Interviews, Gesprächsprotokolle, Forschungstagebuch
AkteurInnen	GegnerInnen und BefürworterInnen der Umbaus der Mariahilfer Straße	NutzerInnen der umgebauten Mariahilfer Straße
Fokus	Leit- und Entlarvungsdiskurs zum Umbau der Mariahilfer Straße	Erzählungen über die (umgebaute) Mariahilfer Straße
Methodenschwerpunkt	Mediale Diskursanalyse	Nicht-standardisierte Kurzinterviews
Darlegung und Vermittlung	Schriftliche Arbeit	Radio-Feature mit Reflexion

Tabelle 1: Entwicklung der Konzeptionalisierung, empirischen Operationalisierung und Präsentationsform des Masterprojekts im Forschungsverlauf

Mithilfe der Methode von qualitativen Interviews sollten Eindrücke von InterviewpartnerInnen erfasst und die subjektive Sinnstiftung und persönliche Perspektive über die Versprachlichung nachvollziehbar gemacht werden. Die Artikulationen, Begriffe, Ansichten, Argumentationsmuster, Motive, Symbolwelten, Wertvorstellungen und Sinnzusammenhänge, die in der Dimension des Sprechens über die Mariahilfer Strasse

80 F4.

auftauchten, waren jenen aus der Diskursanalyse gegenüberzustellen, um sowohl Unterschiede als auch Analogien wahrnehmen, aufzeichnen und erklären zu können. Im Zentrum des Interesses lag auch hier nicht die Zulässigkeit von Argumenten oder Gegenargumenten. Vielmehr wollte ich herausarbeiten, welche Erklärungs- und Deutungsmuster angewandt werden, wie mit Deutungsdifferenzen umgegangen und wie Sinnhaftigkeit produziert wird. Vor dem Hintergrund, nun Aussagen zum Verhältnis von Diskurs und Subjektivität zu generieren, hieß es, erneut ein zugängliches und überschaubares Forschungsfeld abzustecken. Mit der ostentativ offen gewählten Neuformulierung der Forschungsfrage wollte ich herausfinden, inwiefern die rezenten Diskurse zum Umbau der Mariahilfer Strasse die Perzeption der nahezu fertig umgebauten Strasse beeinflussen. Sie umfasst somit zwei Teilfragen: Wie sprechen NutzerInnen im Kontext der bevorstehenden Neuorganisation über die Mariahilfer Strasse? Und sind die von mir analysierten Diskurspositionen zum Bauprojekt, die im Zuge des Planungsprozesses diskursiv hergestellt und umkämpft wurden, als kollektiv verfügbare Erzählmuster im unvorbereiteten Sprechen über die transformierte Einkaufsmeile zu konstatieren?

5.3 Interviewanalyse

Für die Produktion der Radiosendung wollte ich Evaluierungserzählungen in jener Zeit des Umgewöhnens aufspüren, in der sich zwar – so die Annahme – die Bedeutungszuschreibungen diskursiv verfestigt haben, die räumliche Erinnerung an den früheren Zustand aber auch schwächer wird und das Erleben des aktualisierten Realraums die mediatisierten Imaginationen zum Projekt „Mahü neu“ zunehmend verdrängt. Derweil rückten mündliche Aussagen und Sprechweisen, die empirisches Wissen enthielten, in den Fokus. Um herauszufinden, ob am gegebenen Ort und zur spezifischen Zeit kollektiv verfügbare Erzählmuster konstatiert werden können, begab ich mich mit einem Rucksack voll mit Vergleichsfolien auf das „heiße Pflaster“.

Die in situ durchgeführten Kurzinterviews sind bezogen auf die Forschungsfrage weniger als isolierte Entitäten in ihrer Subjektbezogenheit fruchtbringend, sondern in ihren inhaltlichen Zusammenhängen und ihrer strukturellen Organisation zu den Mediendiskursen, verstanden als Feld kulturellen Wissens. Ich wollte herausfinden, mit welchen Assoziationen, Erinnerungen, Themen und Gefühlen der Straßenraum in Verbindung gebracht wird, wie seine Genese eingeordnet, sein momentaner Zustand definiert und welche Praktiken dadurch legitimiert, ermöglicht, aber auch marginalisiert werden.

Indem der nun interessierende Sachverhalt im subjektiven Erleben repräsentiert ist, wurde der Blick einerseits offener, da das neue Forschungssetting auch Subjekte umfasste, die ihre Stimmen nicht in der medialen Diskursarena erhoben hatten, aber von der Verkehrsberuhigung durchaus betroffen waren. Andererseits schloss die Begrenzung der Forschungsfelds auf NutzerInnen des Straßenraums vielleicht jene AkteurInnen aus, die sich am medialen Diskurs beteiligten, aber vor Ort nicht (mehr) angetroffen wurden. Jedenfalls

kam das Augenmerk durch die qualitativen Interviews nun stärker auf dem erlebten Alltag von Betroffenen zu liegen. Meine InformantInnen eint, dass sie alle die Mariahilfer Straße nutzten. Sie können dennoch in zwei Gruppen differenziert werden: Einerseits befragte ich AlltagsexpertInnen, deren Lebensraum durch die architektonische Umgestaltung und Reorganisation der Verkehrs umstrukturiert wurde. Hierbei stellt sich die kulturwissenschaftliche Frage, wie auf Veränderungen reagiert wird, da sich die politischen Pläne unmittelbar im eigenen Leben materialisierten und den Alltag tangierten. Andererseits hatten auch Menschen mit Lebensmittelpunkt jenseits der Bezirks- und Stadtgrenzen eine dezidierte Meinung zum Thema, was offenbart, dass städtischer Raum hochgradig durch Kommunikation geformt wird.

5.2.1 Konzipierter Zugang zu Erzählenden

Nachdem viele Seiten bereits verfasst worden waren (von der Exposition über Notizen bis hin zu einer Erstfassung der diskursanalytischen Rekonstruktion), hieß es nun erneut, Neugier walten zu lassen, die schützenden Mauern der Hypothesen zu verlassen, das Driften ins Ungewisse zuzulassen und währenddessen über Vorannahmen zu reflektieren. Der Entschluss fiel auf einen sozialräumlichen Zugang in Form von Vor-Ort-Gesprächen im Moment der Transformation des physischen Raums, in dem Routinen und Selbstverständlichkeiten aufgebrochen werden. Das einmalige Aufeinandertreffen zwischen Forscherin und InterviewpartnerInnen auf der Mariahilfer Straße sollte die Aufmerksamkeit auf die unmittelbar wahrnehmbare Umgebung lenken und gleichzeitig den Erzählfluss stimulieren.⁸¹

Obschon sich die öffentliche Einkaufsstraße auf den ersten Blick als ein frei zugängliches Setting präsentierte, taten sich in der Interviewphase Zugangsprobleme auf. Denn wie gelingt es, in einem großen, stark frequentierten und trotz Verkehrsberuhigung manchmal hektischen Straßenraum Kontakt zu möglichen InterviewpartnerInnen herzustellen und das unbekannte Gegenüber spontan, also ohne vorher vereinbarten Termin, zum Erzählen zu bewegen?⁸² Ich hielt es anfänglich kaum für vielversprechend, PassantInnen abzupassen und direkt um den Gefallen eines Interviews zu bitten. Stattdessen schwebte mir vor, interessierte Menschen an einem konkreten, leicht zugänglichen Ort zu einer Interaktion einzuladen für die Verbalisierung persönlicher Eindrücke im Zusammenhang mit der Mariahilfer Straße und dabei „eine entspannte Erzählsituation zu schaffen, die es dem Gesprächspartner ermöglicht, seine Erfahrungen und Vorstellungen in einer ihm angemessenen und vergleichsweise gewohnten Form zur Sprache zu bringen.“⁸³ Durch das „gemeinsame Aushandeln der Interviewsituation“ sollten meine InterviewpartnerInnen die Gelegenheit erhalten, von sich aus Themen vorzugeben.⁸⁴

81 Vgl. Riege/Schubert 2002, S. 25–27.

82 Vgl. Wolff 2000, S. 335.

83 Schmidt-Lauber 2007, S. 175.

84 Schlehe 2008, S. 123.

Mit diesem Wunsch nach Selbstermächtigung meiner ‚Forschungsobjekte‘ entstand die Idee, auf der Mariahilfer Straße ein sogenanntes Erzählcafé zu eröffnen. Darunter versteht man eine dynamische und interaktive Methode des autobiographischen, themenzentrierten Erzählens, die seit den 1980er Jahren insbesondere in der Erwachsenenbildung, in der Sozial- und SeniorInnenarbeit angewandt wird, um Erfahrungswissen in einem informellen und niederschweligen Rahmen zu übermitteln.⁸⁵

So besetzte ich an zwei sommerlichen Julitagen sowie am 1. August 2015, als die offizielle Fertigstellung des Umbauprojekts mit einem großen Eröffnungsfest begangen wurde, eine je andere Sitzbank auf der Mariahilfer Straße und richtete als Interaktionssetting das Mahü-Erzählcafé ein. Neben dem Aufnahmegerät brachte ich Eiskaffe in der Thermoskanne, Limonaden und Knabbereien mit, um sie meinem jeweiligen Gesprächsgegenüber anzubieten. Ich verstand meine Rolle als Gastgeberin, die das Format des Erzählcafés eröffnet, sich um die Technik kümmert, sich selbst aber zurücknimmt und nur wenn nötig nachhakt. Das Ziel war es, eine Atmosphäre des Verweilens zu kreieren und ein Stück weit die Regie abzugeben. Um die Aufmerksamkeit von PassantInnen zu gewinnen, ihre Neugierde zu wecken und mein Vorhaben zu vermitteln, hängte ich im näheren Umkreis eigens angefertigte Piktogramme auf, die an Verkehrszeichen erinnerten; einerseits als Referenz zur veränderten Verkehrsführung, die den urbanen Realraum neu organisiert, und andererseits als symbolische Leitplanken der Orientierung in einer umgestalteten Umgebung, in der man seine Wege neu suchen muss (siehe Abb. 1). Ein weiters eingesetztes, für den städtischen Raum typisches Kommunikationsmittel war ein Flugblatt, um darauf hinzuweisen, dass hier kulturwissenschaftliche Arbeit für eine Radioreportage geleistet wird (siehe Anhang).⁸⁶ Assistierende HelferInnen verteilten die Flyer während des Erzählcafés an PassantInnen.

5.2.2 Erzählcafé als methodologischer Holzweg

Es handelt sich um einen Zugangsversuch, über den man schweigen könnte, der aber im Kontext der Methodenreflexion ebenfalls Erkenntnismöglichkeiten eröffnet:⁸⁷ Nach den zwei ersten Anwendungen musste ich mir eingestehen, dass der Einsatz des Erzählcafés gescheitert war.⁸⁸ Zwar kommentierten zahlreiche PassantInnen – meist wohlwollend – das Unterfangen. Doch nur eine kleine Fraktion von ihnen kam meinen persönlichen Aufforderungen zum Gespräch nach. Abgesehen von zwei Fällen, die Einzug in den Analysekorpus fanden, verbargen sich hinter den fünf weiteren Teilnahmen eigene Agenden, die mit dem Thema nichts zu tun hatten und die – ungeachtet meinen Einwürfen

85 Vgl. Kohn/Carduff 2010, vgl. Verleysdonk-Simons/Loffing 2012.

86 Als Label wurde der Begriff „Volxxkunde“ verwendet, der die alte Fachbezeichnung leicht verfremdet, da ich vermutete, dass die Bezeichnung „Europäische Ethnologie“ außerhalb der universitären Community weitgehend unbekannt ist.

87 Vgl. Wolff 2000, S. 336.

88 Den dritten Termin, der sich absichtlich mit dem Eröffnungsfest vor Ort deckte, führte ich dennoch durch, da er bereits mit der Kommunikations- und Marketingabteilung der Stadt Wien, die die Feier organisierte, koordiniert war. Er funktionierte besser, da die TeilnehmerInnen des Festes spezielle Angebote erwarteten und auf Interaktion eingestellt waren. Dies legt zumindest die Rückmeldung einer Anrainerin nahe, die sich bei der ersten Begegnung noch nicht zu einem Gespräch überreden ließ, sich aber am Rückweg entschloss, mitzumachen, weil sie die Idee des Erzählcafés ansprach. Vgl. I12.

und Versuchen, das Gespräch auf die Mariahilfer Straße umzuleiten, – die Ankunft im Feld verhinderten. Offenbar wurde das Erzählcafé als Speakers' Corner missinterpretiert, wo man, wie es eine Interviewpartnerin ausdrückte, loswerden konnte, „was einem auf der Seele brannte“.⁸⁹



Abbildung 1: Wegweiser zum Mahii-Erzählcafé

Meine Einschätzung, dass ein relativ unbekanntes Format wie das Erzählcafé im öffentlichen Raum funktionieren würde, basierte auf der Annahme, dass es vielen NutzerInnen der Mariahilfer Straße ein Anliegen sein müsste, ihre Meinung zum Umbau zu äußern. Dies bestätigte sich nicht, wofür ich zwei formale Erklärungsansätze habe. Zum einen stellte sich das ungewohnte Setting, das ja bewusst gewählt wurde, als Stolperstein heraus: Das Erzählcafé brachte eine soziale Situation hervor, in der man keine bewährte Rolle einnehmen konnte und die vermutlich viele Menschen ausschloß aufgrund des Fehlens von Rezeptwissen und Routine. Die zugegebenermaßen etwas kryptisch ausgefallenen Formulierungen auf dem Flugblatt verschärfte die vage Verhaltenserwartung, so dass es ein gewisses Maß an Risikobereitschaft erforderte, um sich auf die Interaktion einzulassen.

Zum anderen waren wohl die Bedingungen, die ich durch das Erzählcafé schuf, widersprüchlich. Ich forderte einerseits persönliche Auskunft, also vertrauliche Information, aber produzierte andererseits Öffentlichkeit. Denn das Erzählcafé zog nicht nur die Aufmerksamkeit vieler PassantInnen auf sich, die Interviews wurden auch für ein zwar anonymes, aber letztlich doch mithörendes Hörfunk-Publikum aufgenommen. Obschon ich vermute, dass das Erzählcafé in anderen Kontexten (insbesondere an weniger frequentierten und einsehbaren Orten) sinnvoll eingesetzt werden kann, entschied ich mich kurzerhand für

89 F5.

eine neue Positionierung im Feld, die ich ursprünglich als wenig aussichtsreich erachtete: Mit mobilem Aufnahmegerät, Mikrofon und Kopfhörern ausgerüstet, ging ich fortan proaktiv auf Menschen zu, die sich auf der Mariahilfer Straße aufhielten, um sie um ein kurzes Interview zu bitten. Analog zum Erzählcafé soll auch dieser „Feldzugang als *eigenständiges* soziales Phänomen betrachtet, analysiert und gestaltet werden.“⁹⁰ Denn das Zustandekommen der Kontakte und die thematische Einführung meinerseits sind wichtige Datenquellen, die nicht nur das Rollenverhalten der InterviewpartnerInnen mitbestimmen, sondern auch beeinflussen, wie Erfahrungen und Impressionen von der Mariahilfer Straße zum Ausdruck gebracht und inwiefern Selbstverständlichkeiten angesprochen wurden.

5.2.3 Auswahl der InterviewpartnerInnen und Vorgespräche

Wenn auch das Format der klassischen Radio-Umfrage nicht unbedingt – wie im nächsten Unterkapitel thematisiert wird – für die Stimulation der erwünschten Erzählflüsse sorgte, erwies sich das immer wieder neu herzustellende Setting im Vergleich zum stationären Erzählcafé als zwangloser. Für die Erzeugung von interpersonalen Beziehungen im Feld war es das probatere Mittel. Dies lässt sich damit erklären, dass diese Art der Interviewführung relativ häufig von Fernseh- und RadiojournalistInnen für Stellungnahmen zu kontroversen Themen sowie für Statements von im Umgang mit dem Medium unerfahrenen Menschen eingesetzt wird – und gerade FußgängerInnenzonen sind dafür prädestiniert.⁹¹

Obschon es auf der unvorhergesehenen und unmittelbaren Aufforderung zum Gespräch fußte, willigten nahezu alle Angesprochenen breitwillig und ohne langes Zögern ein.⁹² Abgesehen von einem Fall, in dem eine Frau mir ihr Interesse an einem Interview signalisierte, während ich ein anderes Gespräch führte, gingen alle Kontaktaufnahmen auf meine Initiative zurück. Vereinzelt wurde ein Interview aus Zeitgründen, aufgrund sprachlicher Unsicherheit oder Verständigungsprobleme abgelehnt.

Bezüglich der Auswahl der InterviewpartnerInnen agierte ich zunächst explorativ. Die Selektion basierte anfangs lediglich auf meinem Eindruck, ob jemand Zeit für ein Gespräch haben könnte. Dabei stieß ich primär auf Menschen, die die Mariahilfer Straße in ihrer Freizeit als Aufenthaltsraum nutzten, indem sie auf jemanden warteten, Zeitung lasen, Besorgungen machten, Kinder betreuten, sich sonnten oder ausruhten. Nachdem ich die ersten Interviews grob analysiert hatte und diesem Bias gewahr wurde, versuchte ich auch Menschen zu erreichen, die entlang der Mariahilfer Straße arbeiteten. Es folgten Gespräche mit einem Verkäufer in einem großen Elektrohändlerunternehmen, einem Mitarbeiter eines türkischen Imbissladens und einem politischen Aktivisten. Fortan ermittelte ich überblicksmäßig die strukturelle Varianz der Stichprobe in puncto Gender, geschätztes Alter, Wohnort, Milieu beziehungsweise sozioökonomischer Hintergrund (soweit dies

90 Wolff 2000, S. 339 (Hervorhebung im Original).

91 Vgl. La Roche/Buchholz 2009, S. 107.

92 Vielleicht, weil dies eine „kurzfristige Unterbrechung der täglichen Langeweile“ und „die Möglichkeit seine Sorgen und Beschwerden an den Mann zu bringen“ bot. Wolff 2000, S. 348.

beurteilbar war) und Positionierung zur Neugestaltung. Um eine Kontrastierung zu erreichen, achtete ich auf eine breite Streuung von jüngeren und älteren, weiblichen und männlichen Probanden. Wie bereits erwähnt, nahm ich aufgrund der medialen Reichweite, die das Thema österreichweit erlangt hatte, auch Interviews mit Menschen aus anderen Bundesländern in den Analysekorpus auf. TouristInnen aus dem Ausland schloß ich hingegen aus, da sie aufgrund des fehlenden lokalen Wissens wenig zur Beantwortung der Forschungsfrage beisteuern konnten. Dennoch führte ich mit einigen von ihnen Gespräche, da ihr Blick von außen und ihr Erfahrungsschatz bezüglich ähnlicher Orte, Projekte und Dynamiken interessante Anregungen für den Erkenntnisprozess boten.

An vier verschiedenen Tagen führte ich insgesamt 22 nicht-standardisierte Kurzinterviews durch, wovon ich in einem späteren Arbeitsschritt zehn für die Sendungsgestaltung und damit auch für den Analysekorpus auswählte.⁹³ Die Aufzeichnungen dauerten zwischen drei und 20 Minuten. Obschon ich mir im Vorfeld kommunikative Regeln überlegt hatte, nach denen der Austausch stattfinden sollte, entwickelte sich jede Interaktion einzigartig. Meist begann die „Anwerbephase“ damit, dass ich mich zuerst für die Störung entschuldigte und dann kurz das Anliegen kommunizierte, indem ich die potentiellen GesprächspartnerInnen auf ihre Alltagsexpertise hinwies. Willigten sie in das Gespräch ein, holte ich ihr Einverständnis für die Aufnahme sowie Ausstrahlung ein und führte einen Soundcheck durch. Dieser wurde gleich zu einem kurzen thematischen Vorgespräch genutzt, wobei ich eine lockere Gesprächsatmosphäre zu kreieren versuchte. Ich wies darauf hin, dass das Interview geschnitten wird, also auch Stellen, die einem im Nachhinein unangebracht erscheinen, nicht Einzug in die Sendung finden müssen.⁹⁴ Außerdem stellte ich möglichst unverfängliche Einstiegsfragen, etwa ob der Wohnort in der Nähe läge oder von wo man gerade kommt, um ein Gespür für das Kommunikationsverhalten der InterviewpartnerInnen zu erlangen.⁹⁵ Name, Alter, Beruf und weitere persönlichen Eckdaten wurden nicht erhoben.

In diesen Vorgesprächen vermied ich es bewusst, die Forschungsperspektive auf die Dimension des subjektorientierten Erzählens in Zusammenhang mit der Diskursivierung der Neugestaltung offen zu thematisieren. Stattdessen formulierte ich schlicht meine Neugier auf die individuellen Bezüge zur Mariahilfer Straße, die Wahrnehmung des Straßenraums und die Haltung zur Neugestaltung. Das Interesse an Referenzierungen auf der Sprachebene zu verbalisieren, hätte womöglich ein heikler Verzerrungsfaktor dargestellt und die AkteurInnen einschüchtern beziehungsweise in ihren Äußerungen hemmen können.⁹⁶

93 In die Sendung floßen zudem kurze Auszüge aus vier weiteren Interviews ein, die nicht im Detail analysiert und nur stichwortartig verschriftlicht wurden. Die ausgewählten Stellen brachten zentrale Themen und Begrifflichkeiten auf den Punkt, während die restlichen Interviewteile keine neuen Erkenntnisse generierten.

94 Vom Angebot, längere Überlegungspausen, Versprecher oder ganze Passagen zu zensieren, machte niemand Gebrauch.

95 Als gesellschaftskritische Randnotiz erlaube ich mir die Beobachtung in den Raum zu stellen, dass drei Menschen mit Migrationshintergrund die Frage, woher sie kommen, auf ihren Aufenthalt in Österreich bezogen hatten und nicht, wie von mir intendiert, auf ihre unmittelbar zurückliegende Bewegung im Stadtraum.

96 Dennoch ist die Vorstellung, auf diese Weise „unverfälschte“ Alltagssprache reproduzieren zu können, ein Irrtum. So stellt die Radio-Umfrage keine normale Lebenssituation dar und ist aufgrund der Aufnahmetechnik und der Antizipation auf ein imaginäres Publikum eine Interaktionsform, die zu

Trotzdem rechnete ich mit Misstrauen, doch die Befürchtungen waren unberechtigt.⁹⁷ So erforderten die Einladungen zum Gespräch, wie bereits angeklungen, kaum Überzeugungsarbeit. Größtenteils willigten die InformantInnen bereits ein, nachdem sie hörten, dass ich für mein Studium eine Reportage zur Mariahilfer Straße produziere, die auf Radio Orange ausgestrahlt würde, und dafür Eindrücke von NutzerInnen einfange. Während ich bei den ersten Anfragen noch stärker um Informed Consent bemüht war und sowohl meine Doppelrolle als auch das forschersische Vorhaben detaillierter umriss, bemerkte ich, dass weniger die Transparenz in Bezug auf meinen disziplinären Hintergrund für die Kooperationsbereitschaft ausschlaggebend war, sondern vielmehr der Verweis auf die Kürze des Interviews und die Betonung, dass ich an persönlichen Meinungen und nicht an Faktenwissen interessiert bin.⁹⁸ So erwähnte ich, trotz forschungsethischen Bedenken, die kulturwissenschaftliche Perspektivierung fortan nicht proaktiv, worauf nur zweimal die Rückfrage nach meiner Studienrichtung gestellt wurde.⁹⁹ Weitaus häufiger erkundigten sich die Befragten, wann der Hörfunkbeitrag ausgestrahlt werden würde. So bleibt anzunehmen, dass meine Funktion als Radiomacherin und die Verwertung des Interviews für eine mediale Öffentlichkeit – wohl unterstützt durch das technische Equipment – stärker in den Vordergrund trat als jene der Studentin, die eine Abschlussarbeit fabriziert.

5.2.4 Die Kunst des Interviewens und die Kulturtechnik des Antwortens

Nachdem die Überprüfung der Aufnahmequalität abgeschlossen war, signalisierte ich jeweils das Ende des Vorgesprächs und stellte entweder eine thematisch breite, zum Erzählen anregende Eingangsfrage auf der Ebene der persönlichen Erfahrung (z.B. „Wie haben Sie die Umgestaltung erlebt?“) oder ich nahm zum Ausgangspunkt, was meine InformantInnen auf der Mariahilfer Straße tun. Die weiteren Fragen wurden ad hoc formuliert und ergaben sich meist aus der Antwort der vorherigen Frage, über die durch Praxiserfahrungen inkorporierte Intuition. Ich war darauf bedacht, gut zuzuhören und mich vom Verlauf des Gesprächs, meinen Interessen und jenen meines Gegenübers leiten zu lassen. Außerdem hielt ich ein Set an textgenerierenden Fragen in Hinterhand parat, für wenn ein Gespräch ins Stocken geriet.

Ich wandte verschiedene Fragetypen an, etwa präzise, semantisch-argumentativ orientierte Fragen sowie Erzählaufforderungen, die den Befragten mehr Raum gaben zur Darstellung eigener Sichtweisen. Festgelegte Frageformulierungen oder -abfolgen gab es nicht, auch wenn es meinerseits zu Habitualisierungen in der Rolle der Interviewenden kam. So lenkte ich öfters die Aufmerksamkeit auf die von mir zuvor diskursanalytisch erörterten Themenaspekte sowie auf die Frage, ob man Verständnis für die Gegenposition aufbringt.

Nervosität, einer verstärkten Selbstbeobachtung und damit einem Zerrbild führen kann. Aufregung beobachtete ich tendenziell bei älteren Menschen, während jüngere überraschend entspannt wirkten.

97 Die „Angst der Forscher vor dem Feld“ hat Lindner eindringlich beschrieben. Vgl. Lindner 1981, S. 54–55.

98 Es ist „[e]ine immer wieder berichtete Merkwürdigkeit des Zugangsprozesses [...], dass die Beforschten nur selten auf das Forschungsprojekt [...] inhaltlich eingehen.“ Wolff 2000, S. 345.

99 Die moralischen Befürchtungen beziehen sich auf das Vorverständnis der Untersuchten von der Forscherin. Es ist davon auszugehen, dass einige mit einer medienwissenschaftlichen Übung an Stelle eines kulturwissenschaftlichen Stadtforschungsprojekts rechneten.

Zudem hatte ich die bereits durchgeführten Interviews im Hinterkopf präsent sowie erste, sich daraus speisende Sendungsideen, was wiederum zu zeitweiligen Interessenschwerpunkten führte.

Theoretisch wollte ich den Befragten monologisches Rederecht zusprechen und mit meinen Fragen lediglich Erzählanreize setzen, um ihre Bewusstseinsinhalte, Erfahrungsbereiche und Bedeutungsstrukturen möglichst ohne meine Einflussnahme untersuchen zu können. Offene und klar formulierte Fragen sollten eigene Formulierungen und freie Assoziationen ermöglichen, die zur Beantwortung der Forschungsfrage nötig waren. Doch praktisch gelang es nicht immer, einfache Fragen zu formulieren und die Menschen zum Erzählen anzustiften. In manchen Momenten erfuhr ich auch die Grenzen der Belastbarkeit, da es hieß, gleichzeitig Tontechnik in Radioqualität und nicht-standardisierte Interviewtechnik zu steuern.¹⁰⁰ So passierten mir mitunter Fragen, die durch Vorannahmen bestimmt und auf meine bereits vorhandenen Bilder ausgerichtet waren. Die unter diesen Entstehungsbedingungen generierten Antworten mussten später in der Analyse mit erhöhter Aufmerksamkeit behandelt werden.

Ein wichtiges Hilfsmittel war eine Negativliste, die ich statt eines Gesprächsleitfadens im Vorfeld erarbeitet hatte: Um Verzerrungseffekte möglichst zu vermeiden und die Interviewverläufe nicht all zu sehr in eine von mir vorgegebene Richtung zu lenken, kamen – auf der Reflexion vergangener Gespräche aufbauend – immer wieder neue Wörter und Formulierungen dazu, die ich *nicht* verwenden wollte.

Während viele der Interviews beendet wurden, indem ich nach Wünschen und Einschätzungen für die Zukunft fragte oder Raum bot für allfällige Ergänzungen, folgte auf die Interviewaufnahme meist ein Nachgespräch, das nicht aufgezeichnet wurde, aber teilweise – wenn der Gedankenfluss noch nicht beendet war – dennoch für die Analyse erhellend war. In zwei Fällen empfand ich die Aussagen für das Off zu schade und bat, nochmals das Aufnahmegerät einschalten zu dürfen, was bewilligt wurde.¹⁰¹ Möglichst unmittelbar nach der Interaktionen verfasste ich jeweils ein kurzes Gedächtnisprotokoll mit Feldeindrücken, Stimmungen, Selbstreflexionen und Notizen zur Gesprächssituation.¹⁰² Dieses floß neben den Transkripten in die Interviewanalysen mit ein.

Wie wichtig diese Kontextbeschreibungen waren, zeigte sich anhand einer Beeinträchtigung, die als aktiver Teil der Forschungsarbeit reflektiert und analytisch miteinbezogen wurde. So hatte ich oftmals schon im Moment der Anfrage beziehungsweise im Laufe der Interviewführung den Eindruck, dass meine GesprächspartnerInnen wenig Zeit zur Verfügung hatten – was ich im Rückblick nicht bestätigen würde. Dieses Gefühl führte aber dazu, dass ich teilweise selber ein hohes Gesprächstempo aufbaute und manchmal schon nach wenigen Fragen Kurs in Richtung der Beendigung des Interview aufnahm statt das Gespräch aufrechtzuerhalten. Dieses Verhalten fiel mir erst nach dem

100 So war es beispielsweise erforderlich, nur stumme Signale des Interesses (z.B. Nicken oder Lächeln) einzusetzen, um den Erzählfluss meines Gegenübers zu stimulieren, die Aufnahme aber nicht durch eigene Laute zu stören.

101 Vgl. I4; vgl. I13.

102 Vgl. Schlehe 2008, S. 134–135.

Transkribieren auf. Es rührte wohl daher, dass ich selbst einen Termindruck verspürte, da die Ausstrahlung der zu diesem Zeitpunkt noch nicht konzipierten Sendung immer näher rückte. Dass das Format Erzählcafé nicht funktioniert hatte, sorgte für Verunsicherung und Nervosität.

Im Nachhinein hege ich den Verdacht, dass es forschungsstrategisch nicht sinnvoll war, diese Fülle an Kurzinterviews mit PassantInnen auf der Mariahilfer Straße durchzuführen. Abgesehen davon, dass ich mich zweitweise vom vielen Material „erschlagen“ fühlte, hätten sich längere Interviews mit weniger GesprächspartnerInnen methodisch wohl besser geeignet. In meinem Bemühen, für die Befragten akzeptable Rahmenbedingungen bezüglich der Rollenverteilung und des Zeitaufwandes zu schaffen, ist es misslungen, die Radio-Umfrage als interviewspezifische Norm zu brechen und sie so aus dem Korsett des Einholens von pointierten Laienbeiträgen zu befreien, die man aus dem Medium Radio als kurze, teils fragmentarische Statements kennt. Als Kulturtechnik hatte dies sowohl mein Verhalten als auch das meiner InterviewpartnerInnen geprägt, was mir erst die anschließende Feinanalyse vor Augen führte. Längere Erzählflüsse blieben tendenziell aus. Für gut einen Drittel der Befragten waren zwar bloß Aufhänger meinerseits nötig, um selber die Lenkung über das Gespräch zu übernehmen und relativ frei über das Rahmenthema der Neugestaltung der Mariahilfer Straße zu sinnieren. Doch bei den restlichen Interviewverläufen ist der Befragungscharakter nicht von der Hand zu weisen. So blieb es oftmals beim Frage-Antwort-Schema mit eher knappen Reaktionen ohne Abschweifungen.

5.2.5 Nachbereitung der Gespräche

Auch die Interviewphase wies keine klaren Grenzen auf, was die Datenerhebung, das Kodieren und die Auswertung betrifft. Die Sichtung der Forschungsdaten begann nach dem ersten Tag im Feld (die drei Erzählcafé- und die vier Umfrage-Termine verteilten sich über eine Dauer von knapp drei Wochen), verdichtete sich allerdings, nachdem die Hälfte Interviews geführt wurden. Die Nachbereitung umfasste die Auswahl von zwölf Interviews für die Radiosendung, deren Transkription und Einzelanalyse, sowie das Zusammenführen der zunächst unverbunden Aussagen zu einem Gesamtbild. Dabei handelte es sich vorwiegend um Einzelinterviews; einmal erfolgte die Kommunikation mit einem Paar und einmal im Beisein einer Begleitperson, die bis auf seltene Kommentierungen nicht verbal interagierte. Die selektierten Gesprächssituationen mit insgesamt also vierzehn Personen waren interessant, weil sie verschiedene Aspekte thematisieren. Die sechs Frauen und acht Männern unterschiedlicher Generationen sahen sich aus unterschiedlichen Gründen veranlasst, eine Stimme zu den Veränderungen und dem Umbau des Stadtraums zu haben und diese, auch angestoßen durch mein Erkenntnisinteresse und das Medium Radio, weiter zu entwickeln.

Parallel zur Verschriftlichung der Interviews erfolgte die Reflexion der Gesprächssituationen und -aufforderungen mit Hinblick darauf, inwiefern sie das konkrete Narrativ provozierten. Welche Umgangsweisen spiegeln sich in den Aussagen? Inwiefern wurden sie an das konkrete Interaktionssetting angepasst? Denn ebenso wie ich als Interviewende bemüht war, mich den Interviewten durch Sprechhandlungen und Körpersprache anzugleichen, gingen sie natürlich auch mit mir als interpretierende Kulturwissenschaftlerin und Radiomacherin auf eine für diesen sozialen Kontext spezifische Art und Weise um, die sich von anderen Situationen unterscheidet. Damit rückten die Bedingungen für das Gesagte und das Verschwiegene in den Fokus und machten zu einem gewissen Grad Beweggründe für vollzogene Betonungen und Auslassungen erkennbar. So galt es auch hier, nicht nur die eigene Rolle zu reflektieren – was mich antrieb, welchen Blick ich mitbrachte, wie ich mit den Aussagen umging und inwiefern ich sie beeinflusste –, sondern das ganze Setting als System zu begreifen.

Bei der Herstellung der Transkripte lag die Priorität auf den Inhalten der Redebeiträge, weswegen relativ einfache Transkriptionsregeln genügten (siehe Anhang). Durch den Verzicht auf genaue Details wie Aussprache oder Tonhöhenverläufe wurde die Sprache leicht geglättet, um die Lesbarkeit zu steigern und die computerunterstützte Textanalyse zu vereinfachen.¹⁰³ Dialektfärbungen, Wortverkürzungen, Verständnissignale, Fülllaute, Stottern, Versprecher, Satzabbrüche und Wortdoppelungen wurden allerdings festgehalten, da auch Feinheiten der Ausdrucksweise als analytisch wertvoll erachtet wurden. Dass ich mit der Transkription der aufgenommenen Gespräche neue Erzeugnisse schuf, die auch als solche interpretiert werden mussten, galt es zu bedenken, denn:

„Durch die Übertragung mündlich gesprochener Sprache in einen schriftlichen Text und mithin eine andere Darstellungsform wird ein neues Artefakt geschaffen, zumal die Schriftsprache andere Ausdrucksregeln und -formen, einer anderen Ästhetik sowie differenten Modi der Plausibilisierung unterliegt als die mündliche Rede.“¹⁰⁴

Für die Analyse der Interviews wurde die für die Diskursanalyse hergestellte Erhebungsmaske rezykliert. Damit verglich ich systematisch, mit wem ich wo, wann und wie lange interagiert habe, welche Erzählstrategien, Argumentationslinien und Sprachbilder eingesetzt wurden und was das über den Zusammenhang mit dem untersuchten Mediendiskurs aussagt. Auch hier bestand das Ziel nicht einer summarischen Zusammenstellung von Originalzitaten. Der Fokus lag vielmehr auf der Typisierung der Gehalte und Regeln der diskursiven Zuschreibungen des Straßenraums.¹⁰⁵ Ein besonderes Augenmerk lag im Zuge der Datenkodierung auf jenen Aspekten, die nicht abgefragt wurden, sondern selbstständig von den Interviewten zur Rede gebracht wurden.

Im Zuge der Interpretation der Interviews, die in Verknüpfung mit der vorausgegangenen Mediendiskursanalyse erfolgte, begann ich – zunächst unabsichtlich, dann

103 Vgl. Kuckartz et al. 2008, S. 27.

104 Schmidt-Lauber 2007, S. 181.

105 Auf eine nachvollziehbare Dokumentation der erfassten Einzelanalysen musste aus Zeit- und Platzgründen verzichtet werden. Neben dem eigenen Arrangement der Gesprächsaussagen in Form des Radiobeitrags befindet sich die Quintessenz der Interviewanalyse im Fazit.

als spielerisches Hilfsmittel – geologische Begriffe zu verwenden, um das System, in dem Kräfte einwirken und sich unterschiedliche Formen herauskristallisieren, begrifflich-analytisch zu fassen. Dies entwickelte sich zu einer dankbaren Technik, um Dinge und Prozesse zu deuten und erklärend zu kategorisieren. In meinen forschungsbegleitenden Notizen ist also viel von der Herausbildung von Gräben, Eruptionen, inneren Verformungen, Verwerfungen, Ablagerungen, Sedimentation und Überschiebungstektonik zu lesen.

6 Kulturwissenschaft im Radio – aber wie?

Diese Masterarbeit beabsichtigt, die Stimmen hörbar zu machen, mit denen sie sich beschäftigt. Sie bringt ein Audio-Produkt hervor, das sich aufgrund der Ausstrahlung auf dem Wiener UKW-Sender „Radio Orange 94“, der Übernahme durch andere freie Radiostationen im deutschsprachigen Raum und des Angebots als Podcast von „dérive – Radio für Stadtforschung“ nicht nur an eine Forschungscommunity richtet. Diese Disseminationsstrategie über die fachliche Disziplin hinaus hat mich zu einem Feature-Format bewogen, das sich auf die Interpretation der Ergebnisse der unterschiedlichen Erhebungen stützt und diese über den Einsatz verschiedener O-Töne (abgekürzt für Original-Töne) vermittelt. Welche Problematiken mit dieser Darstellungsform verbunden sind, wird nun beleuchtet, worauf im Anschluss die eingeschlagenen Lösungsansätze ausgeführt werden.

6.1 Hören statt Lesen. Produktive Implikationen

Beim Bauen eines Rundfunkbeitrages wird – wie beim Verfassen eines kulturwissenschaftlichen Textes – die intellektuelle Arbeit in das Werk hineingelegt. Im Nachdenken mit den Mitteln des Radios formiert sich ein neues mediales Narrativ: Zuerst werden die aufgezeichneten Interviews zerlegt und dann wieder neu zusammengesetzt. In Zuge dieses konstruktiven Prozesses, der Aussagen generiert, die in der Form nicht in den Daten enthalten waren, droht man manchmal an der Vielschichtigkeit und Komplexität der Realität in toto zu scheitern.¹⁰⁶ Nur mit einer eigenen Erzählung, indem man bestimmte Ausschnitte auswählt, das eine inszeniert, das andere verschweigt, daraus eine Ordnung herstellt und einen roten Faden spinnt, kann dieser Krise der Repräsentation gekontert werden. Das führt dazu, dass HörerInnen einer Radiobeitrages (ebenso wie LeserInnen eines Textes) vom gewählten Senderegime der AutorInnen abhängig sind. Da sie beim Forschungsprozess nicht anwesend waren, werden sie zu KomplizInnen der präsentierten Auslegung gemacht. Auch wenn RezipientInnen – man rufe sich Halls Kommunikationsmodell in Erinnerung – die fabrizierte Darlegung hinterfragen können, bleibt ihnen die Option der direkten Nachfrage verwehrt. So betrachtet, kann man das Medium Radio analog zu einem Print-Produkt als Einbahnstraße von Sendenden zu

¹⁰⁶ Vgl. Keller 2007, Abs. 12.

Empfangenden verstehen. Sowohl im akademischen als auch im journalistischen Kontext erfordert dies erhöhte Sensibilität und Fairness; was nicht zuletzt die Nähe von kulturwissenschaftlicher Forschungsethik und journalistischen Anstandsregeln offenlegt.¹⁰⁷

Der grundlegende Unterschied eines Audiobeitrages gegenüber einem Text ist die unmittelbare Ansprache des Hörsinns. Ohne Oralität und Literalität gegeneinander ausspielen zu wollen, birgt dieser Modus der Erfahrbarkeit Vor- und Nachteile. Einerseits bleibt den HörerInnen einer Radiosendung ein Überblick über Umfang und Gliederung verwehrt, ebenso wie die Möglichkeit, Passagen zu wiederholen oder zu überspringen. Da Klänge flüchtig sind, sollte ein Hörtext in Abgrenzung zu einem Lesetext sofort verstanden werden. Andererseits kann ein O-Ton-Feature Gesagtes stärker vorführen und distanziert sich dadurch zu einem bestimmten Grad von der logos-Zentriertheit der westlichen Kultur und Wissenschaftstradition, die Teil der Writing-Culture-Debatte war.¹⁰⁸ Eine Geräuschkulisse stellt selbst in der Telepräsenz eine Atmosphäre her, so wie auch eine Stimme sofort eine Beziehungsebene eröffnet. Ihre Klangfarbe, akustische Struktur, Dialektfärbung, Sonorität, Fülle und Stärke ermöglichen – wenn auch nicht vollumfänglich – eine Art teilnehmende Wahrnehmung. Je nachdem wie Äußerungen sprecherisch gestaltet sind, rufen sie andere Assoziationen hervor, kreieren Bilder im Kopf und erhalten für die HörerInnen bedeutungstragende Informationen, die die Aussageinhalte erweitern. Intonation, Sprachgeschwindigkeit oder ein kurzes Zögern wirken auf das Gesagte ein, tragen Stimmung und Emotionen oder verändern gar den Sinn der Worte. So lässt sich die Absicht der Sprechenden manchmal erst an Sprachhandlungen erkennen, die ohne Stimme kaum denkbar sind (wie predigen, jammern, flüstern, loben, fragen oder säuseln).

Als Teil der Selbstdarstellung in einem bestimmten Rollenverständnis ist die Lautsprache zugleich ein Instrumentarium, das wir mal gezielt, mal unbewusst anwenden, und ein kommunikatives Ereignis, das gedeutet werden will. Der Akt des Zuhörens ist kein passiver Prozess, obschon er meist unterhalb der Wahrnehmungsebene vonstatten geht. Doch das Dekodieren akustischer Information bedeutet ununterbrochenes Klassifizieren von kollektiven Wissensvorräten und ist somit abhängig von einem Interpretationsrahmen von gemeinsamen Systemen, geteilten Wissensordnungen und kulturellen Codes.¹⁰⁹ Daher dürfen Aufzeichnungen per Aufnahmegerät nicht als objektive Tatsächlichkeiten missverstanden werden. „Ein Mikrofon kann als technische Apparatur nicht hören; es zeichnet indolent nach physikalischen Maßgaben auf – was menschliches Hören höchst selektiv, gestalterisch ordnend und deutend wahrnimmt. Hören ist eine Gestaltungspraxis, eine Kulturtechnik“ und somit immer auch ein interpretativer Vorgang, der kontextabhängig in unterschiedlichen Bedeutungen münden kann.¹¹⁰

107 Für einen Überblick über Grundsätze im Radio-Journalismus siehe: La Roche/Buchholz 2009. Während man sich im wissenschaftlichen Schreiben an klar definierte Regeln zu halten hat, fehlten mir bei der Herstellung des Audio-Produkts Vorbilder oder Anweisungen, wie Wissenschaftlichkeit gewährleistet werden kann. Mit Blick auf die Grenzen des Mediums ist eine Kombination beziehungsweise Symbiose in meinen Augen sinnvoll, wie sie hier in komplementärer Verbindung mit diesem Text versucht wurde.

108 Vgl. Marcus/Fischer 1986; vgl. Clifford/Marcus 1986.

109 Vgl. Winter 2006, S. 473.

110 Schulze 2012, S. 249.

Was die Rezeption auditiver Inhalte betrifft, gibt es die Tendenz, dass die Medialität hinter dem Endprodukt verschwindet. Der verborgene Entstehungsprozess mit seinen zeitaufwendigen Arbeitsschritten, die die empirischen Tondokumente durch Selektion, Dramaturgie und Verdichtung modulieren, gerät leicht in Vergessenheit. Es ist Usus, dass ein Radio-Feature seinen konstruktiven Charakter negiert, da Schnitt und Montage in der Regel nicht wahrnehmbar sein sollen. Denn das Ohr verzeiht wenig. Der Hörsinn funktioniert insofern anders als der Sehsinn, der immer wieder „ein Auge zudrückt“.

Dies erforderte bereits bei der Aufnahme der Klangdaten mediales Denken. Meine Aufmerksamkeit als Interviewende durfte nicht ausschließlich auf den Inhalten liegen, sondern galt immer auch der technischen Qualität und Sendetauglichkeit der Aufnahme. Bei störenden Umgebungsgeräuschen, übersteuerten Signalen, nonverbaler Kommunikation, Versprechern ohne kulturwissenschaftliche Relevanz, halben Sätzen, die direkt an die Frage anknüpften, die später rausgeschnitten werden sollte, oder ausufernden Antworten, die nicht gekürzt werden können, hieß es, ad hoc abzuwägen und gegebenenfalls um Wiederholung zu bitten.

Im darauffolgenden Zusammenbau der Fragmente waren – neben stilistischen und forschungsethischen Entscheidungen – Grundkenntnisse der Tonbearbeitung nötig, um einen ungestörten Hörfluss zu garantieren. Während man beim Schreiben eines Fließtextes Zitate mit den eigenen Worten verbinden, Auslassungen durch Klammern markieren, Fußnoten einfügen oder zwei originär nicht zusammenhängende Zitate meist mühelos aneinanderreihen kann, sträubt sich das Gehör im Gros der Fälle gegen solche Eingriffe. Wenn etwa die Raumakustik, die Sprechgeschwindigkeit oder der Tonfall von zwei Bausteinen inkonsistent sind, wird ein Schnitt als störend erachtet. Dementsprechend mussten die O-Töne auf Basis eines die inhaltliche Analyse erweiternden Kriterienkatalogs ausgewählt werden. Nicht nur der Sinngehalt im Bedeutungszusammenhang, sondern auch Aspekte wie Verständlichkeit, eine Vertiefung der Tonlage am Ende eines Aussagesatzes und Möglichkeiten der Einbettung in die Moderation entschieden mit, ob ein Tondokument ausgestrahlt werden konnte oder nicht.

6.2 Mehrstimmigkeit als Gestaltungsprinzip

Ausgehend von den eben erläuterten Überlegungen und medialen Implikationen galt es, ein sinnvolles Sendungskonzept für das Standardformat von „Radio dérive“ zu erarbeiten, wo nach Wegnahme des Jingles 26 Minuten und 30 Sekunden zur freien Gestaltung übrig blieben. Um den Zugang zur sensorischen Vielfältigkeit des Forschungsfeldes zu intensivieren, beabsichtigte ich, die komplexen Zusammenhänge des diskursiven Tauziehens vordergründig *mit* den O-Tönen auszuführen und weniger Betrachtungen *über* das empirische Material anzustellen.

In Rücksprache mit der Redaktion reifte die Idee einer Polyphonie im Sinne eines möglichst gleichberechtigten Nebeneinanders von aussagekräftigen Auffassungen, die eine multiperspektivische Momentaufnahme des Forschungsgegenstandes abbilden. Ich legte der

Sendung eine Programmatik zugrunde, die sich überlagernden Raumbildern und verschiedenen Bedeutungen widmet. In das Feature „Stadtumbau zwischen Utopie und Dystopie. Bedeutungskämpfe rund um die Umgestaltung der Wiener Mariahilfer Straße“ flossen Auszüge aus insgesamt 16 Interviews in Form von kurzen Äußerungen oder längeren Erläuterungen ein. Sie erhellen im Sendungsverlauf nach und nach das Themenspektrum der Diskurslandschaft, indem sie interessante Aspekte, konstituierende Inhalte ebenso wie themenspezifische Detaildarstellungen einbringen. Dabei stehen nicht die einzelnen zu Wort kommenden Individuen im Fokus, sondern der Nachvollzug der konkurrierenden Narrative. Meine Verflechtungen und zurückhaltenden Interpretationen lenken den Fokus auf die analysierten Brandherde, überlassen aber den Zuhörenden willentlich eine gewisse Autonomie der Deutung. Denn es war mir ein Anliegen, die narrative Übersetzungen der Bilder und Geschehen als Hörangebot zu präsentieren und weniger als eine in sich geschlossene Erzählung mit Nähe zum naiven Dokumentarismus.

Der gewählte Aufbau besteht aus einem für das Medium Radio konventionellen Gerüst aus einem Intro mit Anmoderation, einem formal stark komponierten, inhaltlich aber weniger rigide strukturierten Hauptteil sowie einer Abmoderation. Dabei übernehmen die im Folgenden beschriebenen und reflektierten Bausteine und Techniken je unterschiedliche Funktionen, um einen Eindruck der Stimmen und Stimmungen aus dem Feld zu vermitteln.¹¹¹

Vox pop als Aufmerksamkeitswecker

Die Sendung beginnt mit einem rhythmisierten Zusammenschnitt aus prägnanten Assoziationen und Meinungsäußerungen. Diese Mashup-Technik steckt die Bandbreite der Blickwinkel ab, die mittels Befragung erhoben wurden, und verweist exemplarisch auf die Diskursarena, die ich im Vorfeld untersucht hatte: Auf die Erläuterung eines Meinungsumschwungs aufgrund von Planungs- und Kommunikationsfehlern folgt Lob für den Verlauf des Umbaus; der Deutung als „Katastrophe“¹¹² wird die Interpretation als „paradiesisch“¹¹³ gegenübergestellt. Packende Höranreize sollen in den ersten Sekunden des Zuhörens Neugierde und Interesse wecken, zum Mitdenken animieren und einen Vorgeschmack auf den Hauptteil bieten. Dafür wurden aus den Interviews markante Ausdrücke mit bildhaftem und assoziativem Vokabular extrahiert und für die Vox pop neu abgemischt. Das hörbar Montierte (aufgrund der schnellen Abfolge verschiedener Stimmen) unterbricht den Sinnzusammenhang, in den die Aussagen ursprünglich gestellt worden war.¹¹⁴ So lancieren die gegensätzlichen Auffassungen eine rätselhafte Hinführung zum Beitragsthema, das zu diesem Zeitpunkt noch nicht expliziert wurde.

111 Eine finale Ordnung zu finden erlebte ich als schwieriges Unterfangen. Als Radioredakteurin bin ich mir journalistisches Arbeiten mit Audiomaterial zwar gewohnt, doch die diskursanalytischen Untersuchungen und eigenen Folgerungen in einen Beitrag für ein virtuelles, nicht primär fachliches Publikum zu gießen, sorgte für viele Selbstzweifel.

112 17.

113 114. Dieser Auszug, der zur Einführung in die Radiosendung eingesetzt wurde, stammt aus einem Interview, das nicht transkribiert wurde, da es nicht Teil des finalen Analysekorpus war.

114 Vgl. Benjamin 1989, S. 696.

Die Auflösung folgt erst in der Moderation, an die eine zweite Vox pop anschließt. Diese übernimmt inhaltlich – nachdem im SprecherInnentext Kontextinformationen zur Umgestaltung und wichtige Thesen der Autorin erläutert wurden – den Nachweis der behaupteten Divergenzen, indem erneut Gegensätzlichkeiten aufgebaut und schnell aneinander gereiht werden. Vom Panorama zum Fokus bahnt sich so eine stilistische Rahmung der Einführung an, die die Anmoderation vom O-Ton-Bericht abtrennt. Als einleitende Annäherung an eine komplizierte Wirklichkeitsdarstellung verknüpfen die zwei Audio-Collagen unterschiedliche Bewusstseinssebenen und erzeugen Überraschungsmomente aufgrund der spielerischen Konfrontation der kontrastiven Beispiele.

Kontextualisierende Moderationen

Nach der ersten Vox pop leitet die Moderatorin, die für die HörerInnenführung zuständig ist, in das Thema ein. Folglich fasst ein weiterer Sprecher den Verlauf des Planungsprojekts in Berichtform zusammen, um auch ein Publikum an Bord zu holen, das kein oder wenig Vorwissen mitbringt. Dieser unikale Stimmenwechsel im SprecherInnentext ergibt sich aus der Zuweisung unterschiedlicher Moderationsaufgaben und erzeugt Lebendigkeit im relativ langen Vorspann. Nach der Einleitung fungieren kurze Moderationen als Kitt zwischen den einzelnen Interviewausschnitten und sorgen dafür, dass diese nicht beziehungslos nebeneinander stehen. Die Sprecherin kontextualisiert das Ausgesagte, stellt seine AbsenderInnen vor, präzisiert mit indirekter Rede nicht ausgestrahlte Passagen, drückt schwer Verständliches einfacher aus, erzeugt Spannung und bietet kommentarhaft Gedanken der Autorin an. Der Moderationstext fungiert als Träger der diskursanalytischen Vorarbeit, beinhaltet Recherchen und Hintergrundinformationen, etwa wenn in der Abmoderation die Namen der Beitragsautorin und weiteren Beteiligten transportiert werden.¹¹⁵

Schreiben für das Medium Radio ist dem Formulieren eines Vortrages näher als dem Verfassen eines wissenschaftlichen Textes. Daher war es zentral, einen Schreibstil für das Ohr statt für das Auge zu entwickeln. Auch wenn die Sendung zwar einen maßgeblichen Teil der wissenschaftlichen Abschlussarbeit darstellt, mit der sich die Autorin entsprechend profilieren möchte, wurde bei der Ausarbeitung des Moderationstextes penibel auf Plastizität, Konkretisierungen und wohldosiertes Mitteilen geachtet und auf hohes Abstraktionsniveau, sprachliche Brillanz und komplizierte Schachtelsätze verzichtet. Ich feilte lange an leicht verständlichen Formulierungen und klaren Satzstrukturen, da die Moderation zusammen mit den ausgewählten Interviewausschnitten das den HörerInnen zur Verfügung gestellte Verarbeitungstempo vorgibt. Außerdem wollte ich den Unterschied zwischen Fach- und Alltagssprache nicht zu groß werden lassen. Denn trotz des

¹¹⁵ Andere Aspekte werden ausgespart. So sah ich etwa davon ab, Orts- oder Zeitwechsel kategorisch zu thematisieren, obschon die Aufzeichnungen an unterschiedlichen Stellen und an verschiedenen Tagen im öffentlichen Raum gemacht wurden. Dadurch wird die Phase der Transformation der Mariahilfer Straße zusammengefasst und die Konzentration auf die simultane Erfahrbarkeit der unterschiedlichen Positionen gelenkt.

ungewohnten Sprech- und Aufnahmesettings, bei der die normative Kraft der Radio-Umfrage greift, artikulierten sich die meisten GesprächspartnerInnen im Jargon. Im Versuch, den grundsätzlich sachlichen SprecherInnentext den Interviews sprachlich anzugleichen, wurde dieser mit saloppen, umgangssprachlichen Wörtern und einem kecken Unterton gespickt.

Erzählung mittels O-Tönen

Der Hauptteil des Features übernimmt – wenn auch nur bedingt, da Kontextualisierungen fehlen – die Funktion einer schriftlichen Interviewanalyse. Es setzt sich aus immer zwei, annähernd gleich langen O-Tönen aus den zwölf ausgewählten Interviewsituationen zusammen (im Falle eines Gesprächs mit einem Paar wurden drei Passagen verwendet). Die Tondokumente sind Aus- und Zusammenschnitte von in sich geschlossenen Äußerungen oder offenen Gedankenflüssen aus den Stellungnahmen. Im Gegensatz zur Vox pop sollten die RezipientInnen hier die Gelegenheit bekommen, sich auf die Person, die gerade spricht, einzulassen, den Argumentationsmustern und Sinnzusammenhängen zu folgen und daraus ihre eigenen Schlüsse zum Gesagten zu ziehen.

Wenn der Eindruck entstehen könnte, dass die gesprochenen Passagen nicht bearbeitet wurden, trügt der Schein. Die Stimmen werden als Monolog präsentiert, obschon oftmals verschiedene Stellen montiert wurden, etwa um Aussagen zu verdichten oder Verunklärungen durch Nebensätze oder Versprecher zu minimieren.¹¹⁶ Zur Überprüfung und Beurteilung, ob eine Montage zulässig ist oder den semantischen Sinn verändert, versetzte ich mich jeweils in die HörerInnenperspektive. Bestand Anlass zum Zweifel, den InterviewpartnerInnen ein falsches Wort in den Mund zu legen, sah ich von einem Zusammenschnitt ab – was mitunter bedeutete, selektierte Passagen gänzlich fallenzulassen.

Außerdem sind die Gesprächsverläufe nach einem Frage-Antwort-Schema erfolgt, sprich die Aussagen im Rahmen eines gemeinsamen Kommunikationsprozesses mit der Interviewenden generiert worden. Der HörerInnenschaft bleiben meine Fragestellungen jedoch verwehrt, da sie aus stilistischen und zeitpragmatischen Gründen rausgeschnitten wurden. Auch wenn die Moderation heikle Stellen bestmöglich abfedert, dürfen die präsentierten O-Töne keineswegs im positivistischen Sinn als unbestechliche Originalquellen eines wahrheitsanzeigenden Tatsachenberichts begriffen werden.¹¹⁷

Die Auswahl der Ausschnitte – auf den Punkt gebrachte Kernsätze, mit Typisierungen verbundene Formulierungen, originelle Wörter, aber auch kulturwissenschaftlich interessante Bruchstellen in der Erzählung – erfolgte in erster Linie auf der Ebene der Interviewanalyse, die im Vorfeld der Sendungsgestaltung in einem hermeneutischen Prozess mit den Erhebungen aus der Diskursanalyse zusammengeführt wurde. Die Quintessenz sollte das Offenlegen der verschiedenen Themenaspekte und Bezugnahmen sein. Statt eine detailreiche Klarheit in der Beschreibung der Einzelfälle zu erreichen, war ein maßgebliches Kriterium

116 Unterstreichungen in den Transkripten verweisen auf die für die Sendung verwendeten Ausschnitte.

117 Zum Nachvollzug der einzelnen Interviewkontexte sei auf die Situationsbeschreibungen in den angehängten Transkripten verwiesen.

das Aufzeigen der Mehrstimmigkeit und der Zwischentöne sowie das Aufspüren der Evaluierungserzählungen und Erklärungsversuche für den Disput. Dementsprechend wurde darauf geachtet, einerseits wiederkehrend-charakteristische Aussagen zu präsentieren, aber auch die Breite des Spektrums der eingefangenen Meinungen zu betonen, also Besonderheiten und Ausreißer nachdrücklich zu integrieren. Meine Auswahl gab auch Personen eine Stimme, die von Vergleichsbeispielen aus anderen Orten und Zeiten (Kremser Innenstadt, Kärntner Straße, Landstraßer Hauptstraße) berichteten oder den öffentlichen Raum ganz spezifisch nutzten, etwa zum Zeitunglesen oder für Protesthandlungen. Um die kontrastreichsten Artikulationen für die Sendungsgestaltung zu identifizieren, fertigte ich nach dem Kodieren der Interviews eine umfassende Liste mit potentiellen O-Ton-Zitaten, analytischen Codes und Längenangaben an, die durch fortlaufende Auslese in einen Text mit Zeitprotokoll überführt wurde und schließlich im finalen Manuskript mündete.

Weitaus schwieriger als die Auswahl von exemplarischen Passagen und ihre Reduktion auf eine sinnvolle Länge, die der verfügbaren Sendezeit entspricht, gestaltete sich das sequentielle Arrangement der einzelnen O-Töne. Bis zur finalen Sendungsgestaltung entstanden zahlreiche Versionen, um unterschiedliche narrative Ansätze auszuprobieren. Gefundene Ordnungen wurden immer wieder auf den Kopf gestellt, da jede in Betracht gezogene Reihenfolge eigene Problematiken mit sich brachte. Stets traten neue Hürden auf mit Blick auf die Dramaturgie, die Clusterung von Themen, das Abwechseln von weiblichen und männlichen Stimmen sowie die Konsistenz und die Verflechtung der Aussagen und erforderten Kompromisse.

Die damit einhergehende Sorge, ob man dem Material gerecht wird oder einer Aussage durch das Herausreißen aus dem Gesprächszusammenhang beziehungsweise durch die Einbindung in den Moderationstext eine unbeabsichtigte Tendenz verleiht, erlebte ich aber auch als produktive Kraft. Dieses Ringen mit sich selbst und seinen Fähigkeiten sensibilisierte mich, nicht an vermeintlichen Eindeutigkeiten oder gewünschten Aussagen festzuhalten und auch Ambivalenzen zuzulassen. Daraus resultierend sah ich nach viel Herumprobieren von einer ursprünglich intendierten Gliederung nach Themenbereichen ab. Diese hätte zwar – basierend auf dramaturgischen Konventionen – das Zuhören stärker strukturiert, aber auch das von mir als relevant identifizierte Material als abgeschlossene Entitäten in ein Regelwerk gezwängt. Stattdessen fiel die Entscheidung auf eine offene, mäandrierende Form, die einem Gedanken- oder Redefluss ähnelt; durchaus in Anlehnung an die Gesprächsverläufe, die oft zwischen verschiedenen Aspekten und Deutungen hin und her changierten. Die einzelnen Aussagen wurden so montiert, dass sie sich – durch die Chronologie und den Moderationstext miteinander in Beziehung gesetzt – graduell zu einer überindividuellen Erzählung verdichten und verbinden.

Out-Take: Finale Relativierung mit Augenzwinkern

Zu guter Letzt – die Aufmerksamkeit der HörerInnenschaft dürfte sich nach einer knappen halben Stunde strapaziert haben – spannt ein weiterer O-Ton einen Bogen zu den anfänglichen Collagen und nimmt eine vielleicht ungeahnte Kehrtwende im medialen Narrativ. Als letzte Worte und sarkastisch anmutende Pointe setzte ich nach der Abmoderation einen kurzen Kommentar eines jungen Wieners. Der Interviewpartner erklärte, dass er weder vom Umbau noch von der Kontroverse etwas mitbekommen hätte, obwohl er sich mindestens einmal monatlich auf der Mariahilfer Straße aufhielt. Diese Meldung stellt inhaltlich einen Ausreißer dar, aber eben auch eine diskursive Realität, der ich in der Sendung Platz einräumen wollte; und zwar nicht nur als finale Erheiterung. Vielmehr ging es mir um das „Dilemma, zugleich Mitwirkende[r], Zuschauer[in] und Berichterstatter[in] der gesellschaftlichen Wirklichkeitskonstruktion(en) zu sein“.¹¹⁸ Dass ich mit meiner Position zur und Perspektive auf die Neuorganisation des Straßenraums einen Gegenstandsbereich problematisiere und damit auch erschaffe, der nicht der Wahrnehmung anderer entspricht, sollte zuletzt nochmals betont werden.

Atmosphären im Hintergrund

Nur am Rande fanden Atmosphären und Umweltgeräusche Einzug in die Sendung. Zwar hatte ich mehrere „akustische Steckbriefe“¹¹⁹ von der Mariahilfer Straße und den umliegenden Gassen angefertigt. Doch da kaum klar erkennbare Signalklänge darunter waren, die die sprachlichen Aussagen als ergänzende Informationsträger unterstützen oder erweitern würden, sah ich von diesen Tondokumenten als eigenständige Gestaltungs- oder Kommunikationsmittel ab. Sie wurden vereinzelt eingesetzt, um akustische Übergänge flüssiger zu gestalten.

7 Analyse medialer Diskursfragmente

Mit einem mikroskopischen Blick sollen nun Ausschnitte aus dem hegemonialen Leitdiskurs und dem entlarvenden Gegendiskurs untersucht werden. Die konträren Bewertungen – dieselben Fragestellungen wurden mit je anderen Behauptungen ausgestattet – hatten die Emergenz zweier Erzählweisen zur Folge, die neben- oder vielmehr gegeneinander existierten. Die diskursive Entwicklung führte nicht nur zu immer detaillierteren Aussagen über den hier in Frage stehenden Gegenstand, sondern stieß auch gesamtgesellschaftliche Verhandlungen an. So legt die exemplarische Analyse ein komplexes System der Herstellung zustimmungsfähiger Ideen von Stadt und die kontinuierliche Arbeit am Bild des öffentlichen Raums offen und verweist demnach auf einen umkämpften Urbanitätsbegriff.

118 Hitzler 1993, S. 229 (Hervorhebung im Original).

119 La Roche/Buchholz 2009, S. 115.

Die diskursiven Regime, die in Abhängigkeit voneinander agierten, wurden meinerseits gleichzeitig ausgelotet. Die schriftliche Wiedergabe der Ergebnisse stellte aufgrund der hohen Dynamik und Wechselwirkungen eine Herausforderung dar. Der Übersicht und Verständlichkeit halber werden zuerst die Beispiele der autoritativen Chancenerzählung beleuchtet, obschon das hauptsächliche Erkenntnisinteresse vornehmlich auf den Wirklichkeitsdarstellungen der GegnerInnen liegt. Doch die Vision der Stadtregierung – so eine Grundannahme – hat durch ihr öffentliches Bekenntnis überhaupt erst den Boden für den diskursiven Wettbewerb bereitet und taucht inhaltlich und formal immer wieder als Referenzpunkt im alternativen Diskurs auf. Nichtsdestotrotz bleibt die folgende Gliederung gewissermaßen ein provisorisches Unterfangen, zumal gemeinsame Bezugnahmen und mögliche Querverweise zu vielschichtig sind, um letztendlich eine widerspruchslose Reihung und Gruppierung der Phänomene zu vollziehen.

7.1 Hegemoniales Narrativ

Legen wir zuerst also den Fokus auf zwei Bestandteile des Narrativs, das seitens der Stadt Wien verbreitet und somit von einer mächtigen institutionellen Position heraus in Umlauf gebracht wurde. Als essentielle Aussageereignisse der behördlich initiierten und finanzierten Außenkommunikation identifiziere ich das planerische Leitbild und die offiziellen Renderings der Neugestaltung. Beide dieser diskursiven Objektivationen konstituieren die Vision der gesellschaftlichen Wirklichkeit zeichenvermittelt und generieren ihre Aussagekraft durch ihre Bildhaftigkeit. Sie präsentieren und konstruieren prototypisch die mit dem Projekt(erfolg) verknüpften Ideen und Weltanschauungen und sind einflussreiche Dokumente des zunächst deliberativ und dann stärker legitimatorisch agierenden Leitdiskurses, der den Bezugsrahmen für die oppositionellen Darbietungen bildete. Mit ihnen versuchte man eine einheitliche Fortschrittsgeschichte zu erzählen. Bei genauerem Hinsehen wird aber augenscheinlich, dass es sich dabei nicht um ein stabiles Konstrukt handelt. Denn im Zuge des sich steigenden Erklärungs- und Begründungsaufwandes musste die hoheitliche Diskursgemeinschaft auf zahlreiche Krisenmomente reagieren und mit Ambivalenzen, Unschärfen und Inkompatibilitäten umgehen. Sie hatte das Projekt durch die Produktion von Werten und Überzeugungen zusammenzuhalten, die immer wieder neu konfiguriert werden mussten. So haben wir es mit einer wandelbaren Erzählstruktur zu tun – mit einem Organisationsmodus, der laufend Verknüpfungen herstellt und Disparitäten in einer möglichst kohärenten Zusammenschau versammelt.

7.1.1 Leitbild: Lebensqualität als Konzept, Redundanz als Mittel

Die offizielle Vision der Umgestaltung lässt sich am pointiertesten anhand des planerischen Leitbildes analysieren. Es wird hier als Prägetext des hegemonialen Diskurses begriffen, mit dessen informatorischen und werbenden Stellungnahmen und Sprachbildern die Chancenerzählung ihren Anfang an. Wie später gezeigt wird, erfuhr sie im zeitlichen

Verlauf durchaus Adaptierungen; Konkretisierungen, aber auch Ungereimtheiten. Als raumplanerisches Lenkungsinstrument setzt ein Leitbild Entwicklungsziele fest und drückt die mit dem Vorhaben verknüpften Vorstellungen und Hoffnungen sprachlich aus. Mithin ist die „Bildhaftigkeit, die sich in dem Wort ausdrückt, [...] ein zentrales konstituierendes Element der Begriffsexplikation [...]. Das Wort ‚Bild‘ ist dabei von gleicher Herkunft, wie das von ‚bilden‘ abgeleitete Wort ‚bauen‘ und verwandt mit Ausdrücken wie Gestalt, Muster, Beispiel, Vorlage, Gebilde etc.“¹²⁰ Mit dem Leitbild für die neue Mariahilfer Straße wurde somit ein wirkmächtiges Konstrukt kreiert, das den physischen Raum kodierte und stilisierte.

Daher lohnt es sich, zunächst einen Blick auf den operativen Prozess der Leitbildentwicklung zu werfen. Denn er liefert bereits erste Hinweise auf die Modalitäten und Implikationen des Offizialdiskurses, orientiert er sich doch selbst an einem aktuellen Planungsparadigma: der Verschiebung weg von einer „top down“ regulierten Planung hin zu mehr Partizipation und Mitbestimmung durch die Bevölkerung. Mit dem Bestreben, die gesellschaftliche Akzeptanz für das Planungsprojekt zu erhöhen, wurden AnwohnerInnen, Geschäftstreibende und Interessierte in die Phase der Ideenfindung und Leitbildentwicklung eingebunden. Neben fachlichen Studien, übergreifenden Konzepten und der politisch-administrativen Steuerung sollten auch direkt Betroffene (durch ihren Lebensmittelpunkt im Umfeld oder einen Gewerbebetrieb vor Ort) die Veränderungen mitbeeinflussen können. Der Beteiligungsprozess, der im Herbst 2011 unter dem Motto „Dialog als Prinzip“ initiiert wurde, umfasste Online-Umfragen und drei Diskussionsveranstaltungen mit insgesamt 639 BesucherInnen.¹²¹ In Erwägung gestellt wurden drei Optionen: eine klassische Fußgängerzone, ein Shared-Space-Modell sowie eine Mischform. Weitere Möglichkeiten – darunter jene, den Status quo beizubehalten, – wurden in diesem Kontext ausgespart. Das Produkt dieser angeleiteten Konsensfindung, die bereits selbst Resultat diskursiver Aushandlungsprozesse war, schrieb Vorschläge und Ziele nicht nur in Form von Angeboten zum politischen Engagement, sondern auch als Anleitung für deutungs- und handlungspraktische Alltagsroutinen fest. Den für den Leitdiskurs zentralen Initiativtext trug man nach außen; unter anderem mittels der gleich im Fokus stehenden offiziellen Projekt-Webseite zur Neugestaltung, die im Rahmen einer zweiten Beteiligungsoffensive unter dem Slogan „Mehr Mariahilfer Straße“ zwischen Jänner 2013 und April 2014 aufgesetzt wurde.

7.1.1.1 Chancenerzählung vor der Umgestaltung

Die während der Prozesslaufzeit immer wieder aktualisierte, mittlerweile jedoch eingestellte Online-Präsenz unter dem Domain www.dialog-mariahilferstrasse.at wurde vom Magistrat für Straßenverwaltung und Straßenbau herausgegeben – jener Dienststelle, die für den Umbau der Mariahilfer Straße verantwortlich zeichnete, – und von einem Planungsbüro sowie einer Kommunikationsagentur redaktionell betreut. Die Internet-Plattform richtete

¹²⁰ Streich 1988, S. 39.

¹²¹ Vgl. Stadtentwicklung Wien, Magistratsabteilung 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung 2014, S. 7.

sich mit der farbenfrohen Gestaltung und den professionellen, aber pointiert niederschweligen Textbeiträgen, die Bedeutsames möglichst verständlich aufbereiteten, an eine breite Öffentlichkeit. Sie übernahm die Aufgabe, Interessierte über die Maßnahmen aufzuklären und deren Vorzüge zu bewerben. Möglichkeiten der Partizipation über die Information hinaus bot die Webseite nicht, wie der Name vielleicht hätte vermuten lassen. Problematisches wurde so gut es geht ausgeschlossen. Stattdessen konnten aktuelle Auskünfte über die Baustelle und prägnante Fürsprachen von ExpertInnen, AnwohnerInnen und Prominenten abgerufen werden. Neben einer Übersicht über das konkrete Vorhaben, das auf Überzeugung getrimmt formuliert war, sowie einem Presse-Service mit ausgewählten Berichten und Visualisierungen zum Download, gab es auch den Menüpunkt „Leitbild“. Klickte man darauf, tauchte ein programmatisches Manifest auf:

„Das Ziel der Neugestaltung der Mariahilfer Straße ist die Förderung eines offenen und integrativen Stadtraumes. Ihr Image als junge, urbane und umweltfreundliche Straße soll gestärkt und ihre Attraktivität weiter ausgebaut werden. Der Verkehr wird entschleunigt, die beiden derzeit durch die Fahrbahn getrennten Straßenseiten miteinander verbunden – neue Freiräume entstehen. Sitzplätze bieten Platz zum Ausruhen und Verweilen. Die Mariahilfer Straße präsentiert sich in einem zeitgemäßen Erscheinungsbild und ermöglicht neue, alternative Nutzungen. Aber auch das gesamte Gebiet, inklusive Seiten- und Querstraßen erfährt eine Verkehrsberuhigung und Entschleunigung.“¹²²

Sprachlich zielt das Leitbild – mal enthusiastisch beschreibend, mal argumentativ fordernd – klar auf die unmittelbar bevorstehende Realisierung ab, indem es durch die Vergegenwärtigung mittels Präsensform Verbindlichkeit und Erfolgsaussicht evoziert. Abstrakte, da relativ unpräzise Adjektive, wie „offen“, „integrativ“, „jung“, „urban“ und „zeitgemäß“ rühren irgendwo zwischen strategischer Öffentlichkeitsarbeit und planerischen Fachexpertisen her und umschreiben den neuen Stadtraum eher schemenhaft.¹²³ Anders funktionieren da jene positiv konnotierten Begriffe, die sofort Bilder im Kopf kreieren, Information und Emotion vermischen und Vorstellungswissen erzeugen: Wenn etwa von „Ausruhen“, „Verweilen“ und „Sitzplätzen“ die Rede ist, wird eine atmosphärische Diskrepanz zur lauten, stark und schnell befahrenen Durchzugsroute des motorisierten Individualverkehrs aufgebaut. Das Leitbild überlagert so antizipierend den als defizitär befundenen Status quo, ohne diesen überhaupt erwähnen zu müssen. Dabei werden weniger die alltäglichen Notwendigkeiten des Gebrauchs ins Zentrum gestellt, sondern progressive Visionen von gesellschaftlicher Veränderung entworfen.¹²⁴

Legt man das Leitbild inhaltlich aus, besteht die Verheißung nur sekundär aus der Modernisierung der Stadtgestalt; primär fungiert die Reorganisation der Mobilität als richtungsweisende, funktions- und formbestimmende Stoßrichtung des Vorhabens. Im Vordergrund steht die Schaffung eines neuen Kommunikationsortes, der den zwischenmenschlichen Zusammenhalt fördern soll. Kreiert wird jener Stil des Miteinanders

122 Unterseite „Die Vision“ auf der Webseite „Dialog Mariahilfer Straße“.

123 Diese Unschärfe wird durch das komplementäre Auftreten mit den Renderings, die im Kapitel 7.1.2 zu Sprache kommen, abgeschwächt.

124 Vgl. Hauck/Hennecke/Körner 2017, S. 8.

und der Multifunktionalität, der die Gegeninstanz als konfliktuell interpretierte. Die Proposition preist die Umgestaltungsmaßnahmen mit dem Argument der entschleunigenden Wirkung des Zukunftsraums Mariahilfer Straße an, die die Aufenthaltsqualität der Einkaufsstraße heben und den Weg frei machen würde für neue Nutzungsmöglichkeiten abseits von Konsumieren und Verkehren. Dieser Betrachtungsrahmen behauptet, dass die Verkehrsberuhigung mitsamt raumästhetischen Verbesserungen die Durchlässigkeit steigern und das Verweilen attraktiver machen würde.

Gemäß dem Landschaftsarchitekten Christian Poßer, der in seiner Dissertation freiraumplanerische Leitbilder in der Stadtentwicklung untersucht, verweist die Schwerpunktsetzung auf diese Erholungs-, Erlebnis- und Integrationsfunktionen auf den Einfluss eines größeren zivilgesellschaftlichen Diskurses. Als Leitmotiv unserer Zeit führe dieser einerseits dazu, dass bei öffentlichen Freiräumen „in der heutigen so bezeichneten Event-Gesellschaft die Übernahme von sozialen und kulturellen Funktionen eine immer größere Bedeutung“ spiele, andererseits würden gestalterische Qualitäten über Zuzug und Rückhalt von AnwohnerInnen mitbestimmen.¹²⁵ So lässt sich als übergreifender Trend das „Konzept Lebensqualität“ identifizieren, das im internationalen Städtewettbewerb längst zum weichen Standortfaktor mutiert ist.¹²⁶ Im Hinblick auf normative Vorgaben nachhaltiger Entwicklung betont es das „besser“ gegenüber dem „immer mehr“. „Angesichts der als unentrinnbar empfundenen Dynamiken spätmoderner Ökonomie und Politik geht es, begleitet von Schlagwörtern wie ‚Entschleunigung‘, ‚Do-It-Yourself‘ oder ‚Sharing‘, um die Verfügbarkeit und den selbstbestimmten Gebrauch von Raum und Lebenszeit im Alltag.“¹²⁷

Die Orientierung an Zielsetzungen wie Attraktivität, Urbanität, Integration und Entschleunigung – allesamt wiederkehrende Schlüsselwörter des Leitbildes und konstitutive Werthaltungen in der autoritativen Fortschrittsgeschichte – kann auf lebensweltliche Herausforderungen in einer wachsenden, dichter, diverser, komplexer, teurer und schneller werdenden Stadt zurückgeführt werden. Ohne sie direkt anzusprechen, scheinen solche Problematiken zwischen den Zeilen des Leitbildes mitzuschwingen. Das Versprechen, sie proaktiv zu bewältigen, äußert sich wiederum explizit.

Exemplarisch möchte ich den Aspekt der Entschleunigung vertiefen, da er eine Kernkategorie dieser Untersuchung bildet und im produktiven Zusammenhang mit der Flaniermeile und der Begegnungszone steht, mittels denen die hegemonielle Zielvorstellung auf Begriffe gebracht und definiert wurde.¹²⁸ Das häufige Auftreten und die Clusterung der Termini – nicht nur im medialen Diskurs, sondern auch in den durchgeführten Interviews – besitzt zweifelsfrei eine tiefergreifende Bedeutung. Sie verweist darauf, dass das räumliche Ordnen immer auch mit kulturellen Konstruktionen einher geht und auf Politiken der Imagination beruht.

125 Poßer 2012, S. 11.

126 Als Indiz dient die Quality of Living-Studie von Mercer. Wien nimmt darin Jahr für Jahr einen Spitzenplatz ein, was die Regierung öffentlichkeitswirksam als gutes Zeugnis präsentiert.

127 Hauck/Hennecke/Körner 2017, S. 7.

128 Aus Ermangelung anderer Begrifflichkeiten werden sie in dieser Arbeit häufig verwendet, um den Zustand nach dem Umbau zu beschreiben. Dass sie nicht neutral, sondern dem Offizialdiskurs zuordenbar sind, ist mir bewusst.

Die Flaniermeile ist mit der Erwartung verknüpft, in die Tat umsetzbare Mehrwerte bereitzuhalten. Sie hat sich sowohl im Feld urbaner Freiraumplanung und ländlicher Ortskernbelebung als Typus etabliert, als auch im Standortmarketing und Städtetourismus zum Modewort entwickelt. Dabei mutet die heutige Aktualität des entschleunigten Flaneurs, einer der berühmtesten Figuren im ausgehenden 19. Jahrhundert, eigenartig anachronistisch an. Als Allegorie der Moderne, von Charles Baudelaire und Edgar Allan Poe entwickelt, steht der Flaneur für die Subjektivität des Großstädtlers: Aus Zeitvertrieb wandelt er – anonym, gut situiert, männlich – planlos, aber anmutig auf großen Boulevards und durch moderne Passagen, sucht Anregung durch die ästhetische Betrachtung der Umwelt sowie der Begegnung mit dem unbekannten Fremden. Das Flanieren ist sein erholsamer Müßiggang.¹²⁹

Als Romantizismus wird der entschleunigte Flaneur nun in eine urbane, aber dörflich anmutende Idylle verfrachtet, in der die gemächliche Fortbewegung im Verbund mit der sinnlichen Wahrnehmung und der Reflexion des Stadtraums korrespondiert. Er steht stellvertretend für eine diversifizierte Stadtgesellschaft mit unterschiedlichen Bedürfnissen – mitunter dem Verlangen nach einer Reduzierung der Hektik und Geschwindigkeit, die für die moderne Stadt so typisch war, – beziehungsweise für die Zurücknahme der Auffassung, dass alles immer schneller und effizienter gehen muss. Als städtische Variation von idyllischer Ländlichkeit, die weniger als Einverleibung des Ländlichen in das Städtische, sondern als neu gedachte Form von post-industrieller Urbanität aufgefasst wird, bildet die Flanier- und Begegnungszone *die* Grundfigur des neuen Stadtentwurfs. Im Versuch, sie nicht als eine Alternative zum Städtischen, sondern als genuiner Bestandteil von Stadt zu etablieren, wird das urbane Idealbild der Belebung – das bemerkenswerterweise die diametralen Positionen einte, aber gänzlich unterschiedlich verstanden, konfiguriert und geortet wurde – zum postmodernen Konzept, das auch die Kulturalisierung von städtischem Raum beinhaltet. Dieser Kodierung der „Mahü neu“ – sie wird im Begriff der Begegnungszone deutlich, einer im österreichischen Verkehrsrecht verankerte Bezeichnung, die auf die Planungsphilosophie des Shared Space aufbaut, – liegt eine diskursive Verschiebung der Straße vom monofunktionalen Verkehrs- zum multifunktionalen Erfahrungsraum zugrunde. Der urbanen Achse soll das Tempo genommen werden, um neue Bewegungen und Begegnungen zuzulassen und letztendlich die NutzerInnen im sozialen Raum ihrer selbst zu versichern.¹³⁰ Somit dreht sich das mit der kommunalen Steuerung verknüpfte Narrativ um die Konstitution von Stadt und der Position des Menschen in der Stadtgesellschaft. Dahinter steckt die Absicht, den geplanten Eingriff als Verschiebung in

129 Für eine Überblicksdarstellung der Figur des Flaneurs verweise ich auf Neumeyer 1999 sowie Bauman 1997.

130 Geschwindigkeitsmetaphern wurden zu umkämpften Begriffen in der Auseinandersetzung. So verknüpften GegnerInnen die Möglichkeit, schnell Dinge erledigen und erreichen zu können, mit dem Gefühl von Freiheit, während BefürworterInnen auf die Fremdbestimmtheit durch sensorische (Über-)Reizung zeitgenössischer Modernität verwiesen. Dies deckt sich mit der Theorie des Soziologen, Politikwissenschaftlers und Zeitforschers Hartmut Rosa, die von der technisch und ökonomisch induzierten Beschleunigung in der Moderne ausgeht und in Zeiten der Globalisierung Entschleunigung propagiert. Vgl. Rosa 2005.

Richtung eines optimal verstandenen materiellen Arrangements konsensfähig zu machen, das bestimmte räumliche, aber auch symbolische Praktiken, die diese baulich-physischen Gegebenheiten mit bestimmten Bedeutungen versehen, wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher machen.

Mit diesem Exkurs im Hinterkopf kehren wir zurück zum Leitbild, das verschiedene Wissens Elemente und bewertende Angemessenheitsurteile auf spezifische Weise miteinander verknüpft. Eine umfassende Kommunikationsstrategie, die die Planungs- und Bauphase begleitet hatte, sorgte dafür, die darin enthaltenen Sichtweisen und Deutungsfiguren breit zu streuen, wobei viel Wert auf Verständlichkeit für ein großes Publikum gelegt wurde. Der Materialkorpus zeigt dann auch die affirmative Wiederholung der befürwortenden Gehalte und Projektionen in ganz unterschiedlichen Kontexten. So tauchen nach der initialen Kommunikation sinnstiftende Begrifflichkeiten, markante Aussagen und damit operierende Projektionen immer wieder auf; sei es in Interviews, Ausstellungen, Presseaussendungen, Berichten, Gesprächsrunden, Werbekampagnen, auf Drucksorten, bei Podiumsgesprächen, Präsentationen, Hausbesuchen oder Veranstaltungen. Diese Redundanz hatte ohne Zweifel die Funktion, eine bestimmte Lesart des Umbauprojekts zu etablieren, iterativ zu verstärken und so eine Regelmäßigkeit des Sagbaren zu forcieren.

Dafür wurde ein rhetorisch-terminologisches Instrumentarium eingesetzt, deren Frames in Sinne der Chancenerzählung funktionierten. Im diskursiven Tauziehen bedeutete dies eine stetige Konfliktbearbeitung und Krisenprävention. Das lässt sich vielerorts beobachten, vor allem auch im Hinblick auf die 850'000 Euro teure Werbe- und Informationsoffensive der Stadtregierung im Vorfeld der bindenden BürgerInnen-Befragung Anfang 2014, die für öffentliche Debatten sorgte. Die Kostenintensität wurde seitens der Stadtregierung mit dem Hinweis auf die Bekanntmachung der Zielsetzungen der Projektierung legitimiert. Die folgende Textierung in der Berichterstattung der Tageszeitung „Kurier“ dokumentiert beispielhaft Reminiszenzen an das Leitbild:

„Für die Stadt Wien ist es wichtig, den Bürgern zu zeigen, worum es bei der Fußgängerzone Mariahilfer Straße geht: Mehr Ruhe, mehr Platz und 1,5 Kilometer Freiraum zum Spazieren, Einkaufen und Entspannen“, sagt dazu Vizebürgermeisterin Vassilakou. Vor allem der innere Bereich der Mariahilfer Straße soll mit der 12.000 [sic!] großen Fußgängerzone ein Treffpunkt der Wiener werden. „Wir planen mehr als 100 neue Bänke zum Ausruhen sowie neue Spiel- und Aufenthaltsplätze“, sagt Vassilakou.“¹³¹

7.1.1.2 Das letzte Wort. Konturierung des Leitbildes zur Eröffnung

Das Bild, das an dieser Stelle von der damaligen Vizebürgermeisterin forciert wurde, korrespondiert mit den Zielsetzungen, die eineinhalb Jahre später anlässlich der Fertigstellung der umgestalteten Mariahilfer Straße in einer vom Referat für Öffentlichkeitsarbeit und Wissensmanagement der Stadt Wien herausgegebenen Publikation

131 Natmessnig 14.01.2014.

erneut formuliert wurden. Die aufwändig produzierte Veröffentlichung auf knapp hundert Seiten Premiumpapier ist mit Texten, Interviews, Fotografien, Illustrationen und Infografiken in der Manier einer hochwertigen Zeitschrift gestaltet. Ein Teil der Auflage von 12'000 Stück wurde bei der Eröffnungsfeier der neuen Flaniermeile gratis ausgeteilt.

Die Veränderungen, Spezifizierungen und Ausdifferenzierungen, die durch die Gegenüberstellung des zum Projektanfang und zur Fertigstellung präsentierten Leitbildes sichtbar werden, führen vor, dass die Konstitution der diskursiven Prozesse nie vollständig abgeschlossen und homogen ist. Solange die Bedeutungsproduktion entlang Unstimmigkeiten, Konfliktlinien und Brüchen herausgefordert wird, müssen diskursive Ein- und Ausschlüsse aktualisiert und Neubestimmt werden. So lässt sich ein strategisches Spiel mit fortschreitenden Positionswechsel erkennen: Es „vollzieht sich eine Transformation der Beziehungen der Diskurselemente untereinander, ohne dass die Elemente ausgetauscht würden. Die Aussagen gehorchen in einem solchen Fall neuen Formationsregeln, so dass sich an solchen diskursiven Schwellen Kontinuitäten und Wiederholungen beschreiben lassen.“¹³² Dies möchte ich nun beispielhaft aufzeigen.

Das „Magazin zur Umgestaltung und Neuorganisation der Wiener Mariahilfer Straße“ – so der Untertitel, der unter der prominenten Überschrift „MAHÜ“ fast verschwindet, – markiert diese im Rückblick als Erfolgsgeschichte. Dass hier über die Herausgabe einer aufwändigen Projektpublikation, die sich an die Bevölkerung richtet, nochmals versucht wird, Akzeptanz für die getane Arbeit zu schaffen und KritikerInnen zum Schweigen zu bringen, begreife ich als letztes Machtwort der öffentlichen Hand: als eine Herrschaftstechnik im Sinne eines erneuten Schließungsversuches des Diskurses, anhand dessen wir verarbeitete Konterpunkte, Taktiken und Strategien ausmachen können, die zu seiner Kohärenz beigetragen haben.

Sowohl das Druckwerk als Medium als auch die darin enthaltenen Formate wollen Professionalität und objektive Berichterstattung glaubend machen. Dabei werden alternative Narrative eingegeben, Aussagen kontrolliert und koordiniert, gegnerische sublimiert und neutralisiert. Denn das Magazin dokumentiert nicht nur die Umsetzung des Planungsprojekts, sondern thematisiert auch mehrfach die damit einhergehende Polarisierung; etwa durch die Präsentation ausgewählter Schlagzeilen über die öffentliche Aufregung in einer chronologischen Anordnung. Diese Problematisierungsweise definiert die brenzligen Situationen in ihrer medialen Inszeniertheit, ordnet sie der Vergangenheit zu und stellt einen Gleichklang her. Diese Einverleibung kritischer Stimmen in das dominant-hegemoniale Narrativ geht mit einer retrospektiven Bändigung der Bedrohung einher, die der Gegendiskurs de facto für das Vorhaben bedeutete. Nachdem aber das Projekt umgesetzt und die Gefahr der konflikthaltigen Auseinandersetzungen zwischen den Diskursen vorüber war, konnte es zu dieser Nachzeichnung kommen, die gleichzeitig eine neue Grenze zwischen dem Akzeptierten und dem Negierten zieht.

132 Landwehr 2009, S. 69–70.

Das Leitbild im 2015 erschienenen Magazin ist prominent in der Heftmitte platziert und erstreckt sich über sechs Seiten. Es ist in die „Vision für die neue Mariahilfer Straße“ und die „Ziele zur Mobilität und Gestaltung“ unterteilt. Die erste Hälfte deckt sich – mit Ausnahme von einigen, in meinen Augen irrelevanten Auslassungen – weitgehend mit dem eingangs untersuchten Text auf der Webseite. Passend zum Vorschlag „eines offenen und integrativen Stadtraumes“ antizipiert ein Leitspruch das Verständnis zeitgemäßer Stadtplanung und rahmt dieses mit dem folgenden Wortlauf als Zukunftswissen: „Die Städte von morgen sind Orte mit Lebensqualität, mit öffentlichen Plätzen und freien Flächen.“¹³³ Was hier einerseits als unaufhaltsamer, natürlicher Prozess und andererseits als Formel für den neusten Stand der Dinge deklariert wird, verklärt das fertiggestellte Projekt automatisch als aktuelles Vorzeigbeispiel.

Nach dieser Ouvertüre werden im zweiten Teil des Leitbildes Ausweichmanöver und inhaltliche Anpassungen der Aussagen offenbar, die sich implizit auf die Argumente des Gegendiskurses beziehen, die uns im nächsten Kapitel begegnen werden. Durch den entlarvenden Charakter der Risikoerzählung angestoßen, hat sich eine breite Palette an Themen aufgefächert, die man nun wieder unter großer Anstrengung versuchte umzudeuten, vom gegnerischen Narrativ zu entkoppeln, in das hoheitliche Darlegungsmodell zu integrieren und mit möglichst einleuchtenden, intrinsisch anmutenden Erklärungen zu versehen. Eine Aufzählung von acht sektoralen Zieldefinitionen greift die kritischen Punkte auf, die die Kontroverse im Laufe der Umbauphase prägten: In den mit Schlagwörtern übertitelten Kurztexten kommen Sicherheits- und Gesundheitsaspekte, wirtschaftliche Gesichtspunkte sowie die Perspektive von AutofahrerInnen wiederholt zur Sprache – allesamt vom Gegendiskurs hervorgebrachte Themensetzungen. Die folgende Kurzfassung soll einen Eindruck und Überblick über das zuweilen unübersichtlich gewordene inhaltliche Spektrum bieten, das sich durch die diskursive Provokation der GegnerInnen und die Abwehrversuche der BefürworterInnen um das Projekt gelegt hat. Sie zeugt von einem schleichenden Wandel im Offizialdiskurs, angestoßen durch seine Verteidigungsfunktion: von zuvor unterdrückten und ausgeschlossenen Aussagen hin zu sagbaren Diskursfragmenten und ganzen Diskurssträngen, die zu Nebenschauplätzen wurden. Die sorgfältig gestreuten Hinweise auf den Umgang mit kritischen Stimmen sind besonders bedeutsam:

- Unter dem Credo „Fussgänger/innen-freundlich“ wird explizit erhöhte Verkehrssicherheit vorausgesagt, um entsprechende Bedenken auszuräumen. Mehr zur Debatte um sicherheitsrelevante Faktoren befindet sich im Unterpunkt 7.2.3.1.
- Unter dem Stichwort „verkehrsberuhigt“ verweist man konkretisierend auf abgenommene Gesundheitsbelastungen durch Lärm und Abgase und versucht so gezielt, den Vorwurf zu entkräften, dass durch neue Umwege zusätzliche

133 Vgl. Magistrat der Stadt Wien, Magistratsabteilung 18 – Referat für Öffentlichkeitsarbeit und Wissensmanagement 2015, S. 44.

Emissionen entstünden. Diese Bezichtigung wird uns später wiederholt begegnen.

- Unter der Devise „erreichbar“ wird beteuert, dass auch das Zu- und Abfahren per Auto, das Einladen der Einkäufe und die Parkplatzsituation für AnwohnerInnen nicht erschwert wurde – was kritischen Stimmen immer wieder verlautbart hatten.
- Unter dem Schlagwort „geschäftstüchtig“ wird das Konsumieren auf der „größte[n] Einkaufsstraße Wiens“ als Erlebnis präsentiert. Der Standort sei nun – nicht ohne Hinweis auf die sich verändernden Wirtschaftsstrukturen – „konkurrenzfähig gegenüber den Einkaufszentren am Stadtrand und dem Online-Handel“. Damit wird der zuvor ideell nicht-kommerzialisierte und von Konsumzwang entledigte Freiraum gewissermaßen wieder in eine kapitalistische Logik der Wertmaximierung eingefügt und mit einem marktorientierten Nützlichkeitsdiskurs verschränkt, um wirtschaftliche Interessen zu bedienen.¹³⁴
- Selbst unter dem Titel „Fahrrad-freundlich“ fällt, nebst dem Plädoyer für bessere Erreichbarkeit und mehr Abstellmöglichkeiten für RadfahrerInnen, der Hinweis, dass dies den Konsum unterstützt.¹³⁵

Gestalterisch deutlich hervorgehoben sind die Begriffe „lebenswert“ und „modern“. Sie vermitteln nochmals die Essenz der visionären Aussagenproduktion und versuchen den interpretationsbedürftigen Zielzustand festzuschreiben. Unter dem Hinweis auf den Mangel an öffentlichen Freiräumen in den dicht bebauten Bezirken Mariahilf und Neubau wird aus einer dargelegten Bedürfnisorientierung heraus das Potential angesprochen, den AnwohnerInnen, ArbeitnehmerInnen und BesucherInnen einen vielseitig nutzbaren Platz anzubieten und dadurch ihre Lebensqualität zu steigern. Den Abschluss finden die Ziele mit der Losung der Modernität, die eine ganze Reihe an Ansprüche an eine probate kommunale Vorsorge versammelt: „Die neue Mariahilfer Straße steht für eine moderne Stadt. Als Anziehungspunkt und Chance für Geschäftstreibende. Das Erscheinungsbild der Straße wirkt ‚aufgeräumter‘. Infrastrukturen für die Bedürfnisse des heutigen Lebens werden bereitgestellt, WLAN ermöglicht freies Surfen.“¹³⁶

Die Veränderungen, denen der Visionstext unterworfen wurde, können als Anzeiger für die Brandherde und Löschversuche in der Diskursarena herangezogen werden und verweisen auf die Weiterentwicklung des Sprachrepertoires im soziopolitischen Handlungsraum des öffentlichen Meinungsbildungsprozesses. Als gefahrenabwehrende Reaktion auf den Gegendiskurs – der übrigens kein Äquivalent zum planerischen Leitbild hervorbrachte – wurden die im Verlauf der Planungs- und Umbauphase artikulierten Wissensformen immerfort verlesen, neu hergestellt, verdichtet, umorganisiert, angepasst,

134 Das vom Stadt- und Regionalsoziologen Detlev Ipsen Mitte der 1980er Jahre eingeführte Konzept der Raumbilder verweist auf die Relevanz von bildhaften Vorstellungen und Repräsentationen von Räumen, die primär in Abhängigkeit ihrer ökonomischen Entwicklung bewertet werden. Vgl. Ipsen 1997.

135 Vgl. Magistrat der Stadt Wien, Magistratsabteilung 18 – Referat für Öffentlichkeitsarbeit und Wissensmanagement 2015, S. 46–47.

136 Ebd., S. 47.

punktuell geschärft, ausgebaut und verfeinert.¹³⁷ Diese Akte des Sortierens und Umformulierens, die Entscheidungen zur Erwähnung und Negation waren allesamt mit einer bestimmten, von der diskursiven Dynamik durchdrungenen Ausrichtung verbunden und kreierten neue Organisationsweisen, (Ko-)Existenzbedingungen und Nuancierungen im Narrativ.

Bemerkenswert sind die vorgenommenen Schärfungen und Anreicherungen durch eingebaute Strategien zur automatischen Immunisierung gegen Beanstandung. So wurde etwa die Kritik an der operativen Umsetzung der Planungs- und Kommunikationsebene aufgegriffen und mit dem Hinweis auf die zahlreichen Beteiligungsoptionen nivelliert. Sowohl das Leitbild selbst als auch die gestalterischen und verkehrstechnischen Zielsetzungen werden gleich eingangs als „Ergebnis der umfassenden und vielfältigen Bevölkerungsbeteiligung“ gerahmt, die zuvor auf 16 Seiten vorgeführt wird.¹³⁸ Zur Beweislegung der demokratischen Mehrheitsfähigkeit und Legitimation des Projekts werden nicht nur zahlreiche Fotos von Dialog-Veranstaltungen publiziert. Auch eine detaillierte Zeitschiene zeichnet ein umfangreiches Teilnahmeverfahren nach, behauptet durch die Aufschlüsselung in all seine Bestandteile Wichtigkeit und suggeriert Unermüdlichkeit in der gebotenen Partizipation. Die auf diese Weise detailliert zur Schau getragenen Mitbestimmungsmöglichkeiten wurden allerdings, wie vielerorts im Kapitel 7.2 gezeigt wird, von GegnerInnen des Umbauprojekts nie akzeptiert, sondern als Farce deklariert.

Damit hängt sich an dieser Stelle bereits eine der Schlussfolgerungen dieser Arbeit auf: Denn bei genauerem Hinsehen übernimmt hier die Stadtplanung die Rolle „als nachvollziehende Dienstleistung“.¹³⁹ Diese behauptet nicht nur, dass ihre Eingriffe auf fundierten Annahmen gründen würden, was für die gesellschaftliche Entwicklung und die Bedürfnisse der Menschen relevant sei (was ihr aus der Perspektive der KontrahentInnen der Umgestaltung abgesprochen wurde). Sie verschweigt auch ihre faktische Verfügungsgewalt.

„Gefragt wird aus dieser Perspektive nicht, was *ist*, sondern was *sein soll*. Damit wird Planung im eigenen Selbstverständnis zur Vertreterin einer euphorisch gedeuteten gesellschaftlichen Utopie oder einer fortschrittlichen Politik. Diese muss, weil die Menschen in entfremdeten kapitalistischen Verhältnissen noch nicht emanzipiert sind, pädagogisch umgesetzt werden. Planung will dann zum ‚Besseren‘ erziehen, die gesamte Welt und nicht nur den kleinen Alltag verändern, aber gleichfalls Bedürfnisse befriedigen, nur eben die ‚richtigen‘ Bedürfnisse.“¹⁴⁰

Auf diesen Machtaspekt, dieses paternalistische Charakteristikum, diesen „blinden Fleck, den die Planung selber sich oft leistet, indem sie diese eigene Rolle nicht selbst reflektiert“ scheint sich jedoch ihr Dilemma zu beziehen; zumindest legt dies die Analyse des Gegendiskurses nahe.¹⁴¹ Mehr dazu findet sich in der Conclusio dieser Arbeit.

137 Vgl. Foucault 1991, S. 10–11.

138 Magistrat der Stadt Wien, Magistratsabteilung 18 – Referat für Öffentlichkeitsarbeit und Wissensmanagement 2015, S. 46.

139 Hauck/Hennecke/Körner 2017, S. 14.

140 Ebd. (Hervorhebungen im Original).

141 Ebd.

7.1.2 Renderings: Ästhetisierte Antizipation des ersehnten Sollzustands

Neben dem Leitbild bildeten professionell produzierte Visualisierungen einen essentiellen Bestandteil der offiziellen Fortschrittsgeschichte. Die für die Bewerbung der Umgestaltung und Neuorganisation der Mariahilfer Straße hergestellten Renderings, wie die computergenerierten Darstellungen im Fachjargon heißen, sind mit dem Leitbild in Textform eng verflochten, entfalten aber als visuelle Kommunikationsmittel eine eigene Wirkung. Ihre Überzeugungskraft liegt in der Fähigkeit, konkretes Anschauungswissen werbewirksam zu befördern. Im Gegensatz zu anderen planerischen und nicht-sprachlichen Darstellungsformen, deren Dechiffrierung eine gewisse Übung bedarf – als Beispiele seien Grundrisse oder Schnitte genannt –, erfordern fotorealistische 3D-Ansichten keine Vorkenntnisse und sind daher nicht nur für ProfessionistInnen, sondern auch für ein Laienpublikum verständlich.¹⁴² Die einfache Lesbarkeit kann als Erklärungsansatz dafür dienen, wieso sich diese Bildgattung als unentbehrlicher Baustein von PR- und Vermarktungsstrategien für Bauprojekte etabliert hat.

Begreift man Renderings als Raumrepräsentationen in Lefebvres Sinn, wird schnell klar, dass die typische Inszenierungsweise mitnichten darauf abzielt, ein Planungsvorhaben möglichst objektiv zu veranschaulichen. Vielmehr zeichnen sie als Auftragswerk ein gefälliges, tendenziöses Bild, das Wünsche, Absichten und Anforderungen von Seiten der AuftraggeberInnen enthält und diese mittels gestalterischen Kompetenzen übersetzt. Somit würde es zu kurz greifen, zu behaupten, dass Architekturdarstellungen nur eine Zielvorgabe *visualisieren*. Vielmehr *visionieren* sie diese. Indem sie behutsam ausgewählte Ausschnitte zeigen, die wiederum mit Strategien der Information und Promotion verknüpft sind, verdichten sich wirkungsintentionale Kommunikationsaspekte zu Sinngehalten.

Eine grundsätzliche Tendenz der visuellen Kommunikation unterstützt diese Wirkungsweise in Abgrenzung zur textlichen Vermittlung: Das Dargestellte dominiert den medialen Träger und verbirgt seine eigene Konstruktivität.¹⁴³ Die Grenzen zwischen Realität und Simulation werden aufgelöst. Renderings zeigen inexistente Räume auf eine virtuelle Weise, als wären sie bereits in regem Gebrauch – mit wichtigen Folgen für die Diskursanalyse. Ihr ästhetisches Erleben lässt Wissensordnungen und Wirklichkeitsformen als gegeben erscheinen, die ohne leicht abrufbare und musterhafte Bilder im Kopf nur schwer vorstellbar wären. Denn:

„Das Material entfaltet seine Wirkkraft aus seiner alltäglichen, visuellen Beiläufigkeit heraus. Gerade die Routinisierung im Umgang mit solchen Bildern macht diese aber zu einem wichtigen Baustein des kollektiven Erinnerns und der alltäglichen Praxis, das allerdings in seiner vermeintlich selbstverständlichen Logik immer wieder hinterfragt werden muss und nicht als Wirklichkeitsabbild gesehen werden kann.“¹⁴⁴

142 Vgl. Scheidegger 2009, S. 8.

143 Gerndt 2005, S. 15–17.

144 Leimgruber/Andris/Bischoff 2013, S. 248.

Genau diesen Wirklichkeitsaspekt zeichnet dann auch ein Simulationsbild aus, das dem eingangs analysierten Leitbild auf der offiziellen Homepage der Neugestaltung zur Seite gestellt war (siehe Abb. 2). Zusammen bilden sie ein diskursives Konglomerat. Die problematisierte Uneindeutigkeit der Beschreibung der gedachten Prospektivität wird durch den an ihn gekoppelten „Bildbeweis“ genommen. Doch die Architekturdarstellung ist mitnichten nur als schmückende Bildbeigabe zum Text oder ergänzende Illustration des Planungsprojekts zu verstehen. Sie betreibt eigenständig Realitätskonstruktion und Imagebildung und ist ein konstitutives Element der Vision und somit des hegemonial hervorgebrachten Argumentationssystems für das Planziel.



Abbildung 2: Visualisierung auf der Webseite „Dialog Mariahilfer Straße“

Doch was wird überhaupt im besagten Rendering, das ein transformiertes Stück der Mariahilfer Straße visualisiert, visioniert und repräsentiert? Das Bild zeigt einen unmittelbar wahrnehmbaren Stadtraum, dessen Rezeption durch die Perspektive, die eingenommen wird, auf die Alltagserfahrung der oder des Betrachtenden rekurriert. Der Fluchtpunkt in der hellblauen Weite des Himmels wird durch eine Baumallee akzentuiert. Die dichten, sattgrünen Kronen bringen die kommerziellen Auslagen nahezu zum Verschwinden, die im Gegendiskurs die wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit des Standorts und damit seine Attraktivität symbolisieren. Dass hier die Aufmerksamkeit auf der frühlingshaften Stadtnatur liegt, die vor die Konsumangebote tritt, suggeriert zumindest die Repoussoirfigur am linken Rand, die im Begriff ist, per Tablet ein Bild des urbanen Grüns aufzunehmen.

Zahlreiche weitere Personen sind bis zur Horizontlinie alleine oder in Gruppen angeordnet, jedoch stets in genormten Abständen zueinander. Sie alle sind inhaltlich als Identifikationsangebote zu interpretieren. Rein formal simulieren sie eine platzartig belebte, wenn auch nicht überfüllte Raumsituation, die harmonisch anmutet. Interessanterweise liegt das eigentliche Augenmerk weniger auf dem physischen Raum, dessen neugestaltetes Aussehen kaum Aufmerksamkeitswert besitzt, und vielmehr auf den präsentierten

Möglichkeiten seiner Nutzung. Das figurenreiche Bild inszeniert eine Fülle an alltäglichen Praktiken auf der umgebauten Mariahilfer Straße als Signum für verbesserte Lebensbedingungen einer diversen Stadtgesellschaft.

Die urbane Vision, die den Umbau motiviert, entfaltet sich in diesem Rendering wortwörtlich im besten Licht: Ohne dunklen Ecken, Problemzonen oder Nutzungskonflikte trägt die anvisierte Mariahilfer Straße den Nimbus einer friedvollen Welt. Unter den Prämissen von Interaktion und Kommunikation, Integration und gesellschaftlicher Teilhabe, Wohlstand und sozialer Sicherheit drückt die visuelle Rhetorik das Versprechen für die Umwertung einer lauten, gefährlichen und hektischen (da auf Autos fokussierten) Straße in eine beschauliche, menschenzentrierte und -gerechte Idylle aus. Durch die Darstellung verschiedener Altersstufen und Verweise auf ganz unterschiedliche Lebensbereiche kommt ein „gemischtes Bild“¹⁴⁵ zum Vorschein, so wie es die Sozialraumanalyse empfohlen hatte, die im Vorfeld der Verkehrslösung durchgeführt wurde. Darin ist zu lesen: „Die Vision ist ein lärmgeminderter und möglichst abgasfreier Raum mit hoher Aufenthalts- und Nutzungsqualität für FußgängerInnen und RadfahrerInnen.“¹⁴⁶

So sehen wir dann auch einen Radfahrer, dessen Fortbewegungsmittel für umweltschonende Mobilität und Gesundheit steht. Wir erkennen eine Hundehalterin, die gedankenversunken mit ihrem Haustier spazieren geht. Der Technologieaspekt wird durch die junge Frau mit Mobiltelefon und den fotografierenden Mann abgedeckt. Das Thema der Barrierefreiheit taucht auf, indem ältere Menschen trotz Gehstock leichtfüßig die Begegnungszone überqueren. Wir sehen eine junge Familie, die spielerisch Ballone steigen lässt. Gleich daneben, wo Bankangestellte an der frischen Luft pausieren, wird der attraktive Wirtschaftsstandort vorgeführt – mit Verweis auf eine ausgeglichene Work-Life-Balance. Und erspähst man das aus der Filiale einer globalen Modekette tretende Pärchen mit Tragetasche, nimmt man auch materiellen Wohlstand und Kaufkraft wahr.

Visualität und Sprache, Viskurs und Diskurs überlagern sich hier spürbar. Das Bild von Stadt, das entworfen wird, bricht deutlich mit zwei alten Credos: auf einer inhaltlichen Ebene mit einem Lebens- und Wirtschaftsmodell, das im Wesentlichen auf Konsum beruht und seine primäre Legitimation aus dem ökonomischen Wachstum zieht; auf einer formalen Ebene mit der durchreglementierten Trennung verschiedener Nutzungen in separierte Räume im Sinn der funktionalen Moderne. Die hier zugrundeliegende Vorstellungswelt einer nachhaltigen Entwicklung und Nutzungsdurchmischung begreift die neuorganisierte Mariahilfer Straße als fußgänger- und fahrradfreundlicher Bewegungs- und Begegnungsbereich ohne Konsumzwang. Das elaboriert dargestellte Szenario eines kompakten, dynamischen Lebensraums entspricht ganz und gar dem Denkmodell einer durchmischten „Stadt der kurzen Wege“, die auf sanftes Mobilitätsverhalten setzt.¹⁴⁷ Wir haben es somit mit einer Allegorie des zeitgenössischen Städtebaus zu tun, wobei die „Mahü neu“ zum Ort der Verdichtung wird.

145 Stadtentwicklung Wien, Magistratsabteilung 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung 2011, S. 6.

146 Ebd., S. 38.

147 Vgl. Sieverts 1998, S. 38.

7.1.2.1 Visuell vermittelte Kontinuität

Die Renderings für die neue Mariahilfer Straße wurden für verschiedene Medialitäten und Funktionalitäten entworfen. Der durch Zirkulationsbewegungen geprägte Bildgebrauch vollzieht sich dann auch in ganz unterschiedlichen kommunikativen Kontexten. Ich möchte exemplarisch auf einen wirkmächtigen Anwendungsbereich hinweisen, in dem die Bilder im Mittelpunkt stehen, sich der Blick auf sie aber durch eine bestimmte Rahmung verändert. Dabei handelt es sich um die professionell entwickelte, groß angelegte Werbekampagne, mit der die Stadtverwaltung die Befragung der AnwohnerInnen begleitete. Sie kann als Versuch einer Kollektivierung betrachtet werden und bestand daraus, die Vision multimedial zu vervielfältigen. Unter dem Motto „Unsere Straße. Mein Platz.“, das eine ortsbezogene Form der Beheimatung zur Sprache bringt, wurden Anfang 2014 Schaltungen in Print- und Onlinemedien, klassische Außenwerbung und Below-the-line-Maßnahmen realisiert. Die grafisch einprägsamen Kommunikationsdesigns, die für die Informationsoffensive verwendet wurden und im Übrigen auch den Titelbereich der offiziellen Homepage zierten, beruhten auf der Darstellungsweise einer Collage aus Bildmaterial, AbsenderInnenmarke, Slogan und weiteren Metadaten.



Abbildung 3: Header auf der Webseite „Dialog Mariahilfer Straße“

Zunächst soll der besagte Header der Online-Präsenz der Umgestaltung näher betrachtet werden (siehe Abb. 3). Hier übernimmt das Rendering nicht nur die bisher erläuterte Funktion der Imagebildung und Anpreisung des Planziels, sondern auch die der Normalisierung und Stabilisierung der proaktiven Weiterentwicklung des Stadtraums. So nimmt eine historische Schwarz-Weiß-Fotografie des Standorts den Hintergrund ein; als subtiler Hinweis auf die kontinuierliche Veränderung der Straße und ihrer Verkehrsorganisation. Die Abbildung vergangener Zeiten, die potentiell Erinnerungswissen befördert, wird durch die Visualisierung der Zielsetzung der aktuellen Planung überlagert. Damit wird nicht etwa das Bestehende infrage gestellt, sondern ein Bogen von der Vergangenheit in die Zukunft gespannt. Mithilfe des sinnlich erfahrbaren bildlichen Wissens wird die Berechtigung der Umwandlung auf Basis gesellschaftlicher

Entwicklungen und Bedürfnisse kundgetan. Unterstützt wird diese Strategie durch die Abbildung zweier älterer Personen, was nicht nur in Hinsicht auf das Versprechen der Barrierefreiheit erklärt werden kann. Der prominente Einsatz des Figurenpaares vermag weiszumachen, dass es die Veränderung, die zwischen der historischen Fotografie und dem Rendering liegt, miterlebt hat. So drückt die Darstellungsweise als Bild im Bild und als Raum im Raum Beständigkeit und berechtigte Adaption im Sinne eines kontinuierlichen Fortschritts aus.

Das quadratisch zugeschnittene Rendering korreliert von der Form her mit der im rechten Darstellungsraum sehr präsent gesetzten Marke der Stadt Wien, die sich so als Urheberin des Kommunikats zu erkennen gibt. Sie enthält durch die Kopplung mit dem Slogan „Wien. Die Stadt fürs Leben“ einen substanziellen „Logocharakter“.¹⁴⁸ Seine Aussageschärfe entsteht durch die Generalisierung des Konzepts der (urbanen) Lebensqualität, das über die Absenderin als Metapher dieses Bildes konkretisiert wird.

Der oberhalb platzierte Werbespruch für die neue Mariahilfer Straße bricht den gleichen Ideengehalt nochmals auf eine größere Maßstabsebene herunter; hier aber mit dem Fokus auf das unmittelbare Umfeld der Zielgruppe. Die Losung „Unsere Stadt. Mein Platz.“ drückt Zugehörigkeitsgefühle aus und lädt durch die doppelte Verwendung von Possessivpronomen zu Subjektivierungsprozessen ein. Darüber hinaus komplettiert ein Etikett den diagrammartigen Rahmen des Renderings. Es wirkt wie ein Aufkleber, der eine aktuelle, temporär relevante Information bereithält. Tatsächlich handelt es sich um eine Benachrichtigung über die Bauarbeiten, deren Vergänglichkeit durch die Form, aber auch die Platzierung an der Überlagerungsstelle des vergangenen und des zukünftigen Zustandsbildes beteuert wird.

7.1.2.2 Plakatierte Subjektivationen

Die Plakatwerbung derselben Kampagne funktionierte leicht anders (siehe Abb. 4). Hier pointieren unterschiedliche Bildausschnitte in Verbindung mit Textbotschaften die Pro-Argumente für die Neugestaltung. Die Sujets dienen als mediales Mittel zur Subjektivierung und als Leitfaden der städtischen Idyllisierung mit alltagspraktischen Anregungen, während auf sprachlicher Ebene etwa „mehr Platz und Ruhe“ für FußgängerInnen, mehr als hundert neue Bänke zum Ausruhen sowie Spiel- und Aufenthaltsräume proklamiert werden. Eine weitere Variante besagt, dass der Straße ein „neues Gesicht“ verliehen wird. Sie informiert über künftig kostenloses WLAN und folgert daraus ein Mehr an Gemütlichkeit. Letzteres gilt für den Wiener Kulturwissenschaftler Lutz Musner als Ausprägung des spezifischen Habitus der Donaumetropole, der damit konsolidiert wird.¹⁴⁹

Signifikant erscheint mir, dass sich hier die Hintergrundbilder nicht auf einen weit zurückliegenden Zustand des Stadtraums beziehen, wie im zuvor besprochenen Header, sondern, dass aktuelle Porträts verschiedene Menschen abbilden, die sich auf der Straße im Zustand vor der Umgestaltung befinden. Die Plakate verbinden daher nicht die

148 Poßer 2012, S. 14.

149 Vgl. Musner 2009, S. 25-57.

Vergangenheit, sondern die Gegenwart mit der Zukunft, was eine andere Aussagewirkung zur Folge hat. So halten die Porträtierten unterschiedliche, stets mit dem gleichen Wahlspruch übertitelte Architekturdarstellungen in ihren Händen. Alleine diese subtile Gestik enthält die Suggestion (in Kombination mit dem zuversichtlichen Minenspiel), dass ihre eigenen Interessen deckungsgleich wären mit der jeweiligen Werbebotschaft – und in der Logik einer selbsterfüllenden Prophezeiung in den Plänen bedacht und zu ihrer Zufriedenheit umgesetzt werden würden. Das Plakat auf der rechten Seite der Abbildung 4 nimmt sich beispielsweise einer verbreiteten Diskursposition von AutofahrerInnen an. Die dazugehörige Botschaft, dass Zu- und Abfahrten zu Parkplätzen und Garagen weiterhin möglich seien, zielt prophylaktisch darauf ab, kritischen Stimmen den Wind aus den Segeln zu nehmen.



Abbildung 4: Drei Sujets der Kampagne „Unsere Straße. Mein Platz.“

Die für die Kampagne verwendeten Renderings erscheinen wie Schnappschüsse, die zu verschiedenen Zeitpunkten auf der Mariahilfer Straße gemacht wurden. Beim genauen Blick auf die Relationen innerhalb der Bilderserie fällt auf, dass jeweils mehrere Versionen des gleichen virtuellen Stadtraums kursieren, ausgestattet jedoch mit variierenden sowie anders platzierten Figuren und Gegenständen und damit entsprechend unterschiedlichen Aussageschwerpunkten. Dies kann auf ökonomische Zwänge zurückgeführt werden.

Dass trotz vielseitigen Botschaften die einzelnen Plakatvarianten eine einheitliche Bildsprache aufweisen, garantiert ihre Wiedererkennbarkeit und damit die gegenseitige Verdichtung und Verstärkung der Aussagen. Gesamthaft fabriziert die Werbekampagne auf diese Weise ein Narrativ mit verbildlichten Bedeutungsgehalten, das sich nicht nur mit den Aussagen aus dem Leitbild deckt, sondern diese konkreter und detaillierter veranschaulicht und zwar in Form von vermeintlichen Selbstdarstellungen und kurzen Fallgeschichten. Für den Stadtplaner Thomas Sieverts definiert dieser Modus der Darstellung einen eigenen

Leitbildtypus, der sich auszeichnet durch „[p]opuläre Muster zwischen stabilisierenden stereotypen Klischees und mobilisierenden Diskussionsmedium, in einer Mischung aus Standardbildern und Werbeslogans, als bildhafte Kürzel und als Logos, die politisch aufklärend und werbend eingesetzt werden“.¹⁵⁰

Neben dem Einsatz auf Webseiten, Postkarten, Plakaten und in Broschüren der Stadt tauchten die Visualisierungen – durchaus auch im Zusammenhang mit dem Gegendiskurs – sowohl in sozialen Medien als auch als Bildmaterial im Journalismus auf. Auch wenn die wechselnden Trägermedien und die jeweilig bedeutsamen Rahmenbedingungen die Bildwirkung zweifelsohne mitbeeinflussen, bleibt den Renderings auch in den Sphären außerhalb des Leitdiskurses ihre offiziöse UrheberInnenschaft und die mit ihr verbundene Motivation unmissverständlich eingeschrieben. Denn, wie der Kunsthistoriker und Medientheoretiker Hans Belting schreibt: „Wir erfahren Bilder allein in ihrer medialen Einrichtung und verwechseln sie dennoch nicht mit dem Medium, in dem wir sie empfangen.“¹⁵¹ So gesehen fungieren die Bilder als widerständiger Speicher des Wertesystems, das ihnen zugrunde liegt. Sie drücken in ihrer Normativität – etwa durch die Absenz von Randgruppen, subversiven Praktiken wie Betteln oder Phänomenen wie Graffiti – auch eine implizite Handlungsanweisung für den öffentlichen Raum aus, womit ihnen eine wiederkehrende Wirkungsweise innewohnt. Für den Kulturwissenschaftler Tobias Scheidegger stellen Renderings daher bildliche Machtmittel dar, die die Betrachtenden gezielt mobilisieren.¹⁵² Diese spezifische visuelle Kultur der Urbanität forme eine „Bildgattung, der man im Alltag begegnet, die den Alltag in spezifischer Weise abzubilden sucht und letztlich auch reale Auswirkungen auf städtischen Raum und Alltagsleben zeitigt.“¹⁵³

7.2 Subversives Narrativ

Nach der punktuellen Beleuchtung dieser zwei Schlüsselemente der offiziösen Planungsvision soll nun exemplarisch dargestellt werden, wie eine vorwiegend nichtinstitutionalisierte Protestgemeinschaft eine kontrapunktierende Position hervorbrachte.¹⁵⁴ Die empirische Untersuchung konzentriert sich auf internetbasierte Kommunikationsformate, die ich auf einschlägigen Facebook-Kanälen entdeckte. Ich gehe davon aus, dass das Social-Media-Portal als eine Art zeitgenössische Agora die Diskursbedingungen verändert hat; als wirkmächtige Diskursplattform, die virtuelle Orte der Aufmerksamkeit, der Begegnung und des Darübersprechens ausbildet, neue

150 Sieverts 1998, S. 24.

151 Belting 2001, S. 31.

152 Scheideggers Analysefokus liegt auf dem Verhalten im urbanen Raum, das durch solche Bilder sozialisiert wird. Es geht es dabei um das, was der Kunsthistoriker Martin Warnke als „Bilderfüllung“ bezeichnet: die Einflüsse des Bildes auf andere Bereiche des Lebens. Vgl. Warnke 2005, S. 54–71.

153 Scheidegger 2009, S. 8.

154 Durch den Fokus auf Online-Diskurse, die aus einer marginalisierten Stellung heraus (re)produziert wurden, gehe ich nur am Rande auf Risikoerzählungen durch institutionelle TrägerInnen ein. Diese gab es durchaus: Insbesondere die Wiener Oppositionsparteien FPÖ und ÖVP sowie die von dem ÖVP-Wirtschaftsbund dominierte Wirtschaftskammer Wien traten als eindringliche und lautstarke Kritikerinnen der Umgestaltung der Mariahilfer Straße auf und koalierten mit den hier im Zentrum stehenden AkteurInnen.

Diskurspraktiken ermöglicht, sich in den Medienverbund einfügt und bestehende Öffentlichkeiten ergänzt.¹⁵⁵ So sind die analysierten Gruppen und Seiten Ausdruck einer zunehmend expressiver werdenden Gesellschaft in Zeiten des interaktiven und kollaborativen Erarbeitens von selbstproduzierten Medieninhalten im „Participatory web“.¹⁵⁶ Indem sich KritikerInnen des Projektes in digitalen Protestgemeinschaften verbündeten und die entsprechende Infrastruktur zur Diskurs(re)produktion und Problembearbeitung zu Nutze machten, erschufen sie eigene Medienkanäle. Auf denen konnten sie als Gegeninstanz zum Pro-Diskurs die disziplinierende Kontrolle über den laufenden Aushandlungsprozess bewahren, Wahrheiten definieren und gesellschaftliche Definitionsmacht ausüben.¹⁵⁷ Gewissheiten vermochten in diesen Selbstbestätigungsmilieus rasch zur gefühlten Realität werden, so dass Echokammern und Informationsblasen entstanden.

Dieses Kapitel soll anhand von drei Bereichen nachvollziehbar machen, wie eine Gemengelage aus subversiven Aussagen und Praktiken einen widerspenstigen Gegenentwurf zum Leitdiskurs formte und eine dystopische Risikoerzählung kreierte, die sich durch ihren Entlarvungscharakter auszeichnet.¹⁵⁸ Da der für die nicht-hegemoniale Einstellung so entscheidende Widerspruch primär qua Fotografie und Narrativierung gestaltet wurde, liegt auch hier die Aufmerksamkeit auf den multiplen Verschränkungen von Bild und Text. Zuerst werden visuelle Botschaften unter die Lupe genommen, die im Zusammenhang mit den offiziell produzierten Bildwelten stehen, aber ihren Beitrag zu einer Gegenposition entwickeln, indem sie alarmistische Bedrohungsszenarien verbreiten und das Chaos in der räumlich-zuständlichen Dimension überbetonen. Dann geht es um narrativ und performativ verschränkte Handlungsmuster im Deutungskampf, die harsche Töne, bemühte Metaphern und eindringliche Selbstdarstellungen verwenden, um die eigene Community zu stärken und die InitiatorInnen der Neugestaltung anzugreifen. Und zuletzt folgt eine Untersuchung von angewandten Kulturtechniken der Erkenntnisgewinnung und Wissensvermittlung, die mit der Dynamik von Enthüllungen realitätsbeanspruchende Ansichten vermitteln und so versuchen, Sprengkraft zu erzielen, Empörung, Wut und Agitationen auszulösen. Während sie vorgeben, vorsorgliche Versprechungen auf ihre Berechtigung hin zu analysieren und Verschleierungen zu entlarven, weist das alltägliche Medienhandeln auch Anteile von Verschwörungsideologien und Kolportagen auf.

7.2.1 Bloßgestellte Symbolbilder in einer David-gegen-Goliath-Erzählung

Die vorhin vorgestellten Architekturvisualisierungen nehmen, wie angekündigt, auch im Gegendiskurs ihren Platz ein. Hier hatten sie sich jedoch der Agenda der KritikerInnen unterzuordnen, die ein starkes Bewusstsein für die Sogkraft des Visuellen an den Tag legten. Auf ihren Plattformen – diese Beschäftigung konzentriert sich auf selbstverwaltete Facebook-Seiten und -Gruppen, die aus Widerstand gegenüber dem Projekt gegründet und betrieben

155 Fraas/Pentzold 2008, S. 3.

156 McCaughey 2014.

157 Vgl. Landwehr 2009, S. 74.

158 Alle Zitate werden sic erat scriptum übernommen, mitsamt Rechtschreibfehlern oder inhaltlichen Widersprüchen.

wurden, – bestand ein beträchtlicher Teil der Aktivitäten aus der Tätigkeit des Kopierens und Kommentierens von Zeitungs- und Fernsehberichten zur Mariahilfer Straße. In diesen Fällen wählt das bildlastige Online-Portal automatisch jene Bilder zur Linkvorschau aus, die dafür von JournalistInnen vorgesehen wurden. Im Falle der Berichterstattung über die „Mahü neu“ waren dies aus Ermangelung anderer Darstellungen meist die offiziellen Renderings. Wie also wurden die erfolgsversprechenden Stadtentwürfe untergraben?

Die Strategie der UserInnen der untersuchten Foren bestand in der Regel nicht daraus, sich vom Anschauungswissen zu distanzieren, das die computervermittelten Bildinhalte transportieren, sondern sie als Trugbilder und Blendwerke zu präsentieren. Dies resultierte in zwei Phänomenen: Einerseits wurden die Renderings als Ausdrucksmittel für das Machtgefälle im Bedeutungskampf um ein bestimmtes Narrativ angeführt – oft von einer Kommentierung begleitet, die danach trachtete, die Überzeugungskraft der Bilder zu schmälern, da sie eine falsche Welt vorgaukeln und über die Tatsachen hinwegtäuschen würden. Andererseits initiierte die Protestgesellschaft eigene, von Negativszenarien geprägte Bildwelten mit dramaturgisch organisierten Bedeutungskomponenten. Während uns ersteres immer wieder begegnen wird, soll die Konzentration auf dem zweitgenannten Phänomen zu liegen kommen, um konkrete Antworten auf die Forschungsfrage zu finden.

In der Gegenüberstellung zu den davor besprochenen, professionell hergestellten Architekturvisualisierungen verstehe ich die durch kommunikative Guerillatechniken und digitale Mashup-Praxen der Bildbearbeitung hervorgebrachten Darstellungen der GegnerInnen als Anti-Renderings. Aufgrund der stellvertretenden Eigentümlichkeit (durch formale Anknüpfungspunkte) und des zugleich umdeutenden Zitatcharakters (durch Überlagerung der Bildintention) lehnen sie sich deutlich an die offiziösen Bilder und Werbebotschaften an, brechen aber inhaltlich mit der Vorlage. Als Antithesen zeigen sie Probleme und Widersprüche der hegemonialen Überlieferung auf und revidieren diese.

7.2.1.1 Aufgedeckt: Wegen „Bobos“ mehr Platz für Randalie

Als kreative Absage an die offizielle Vision buhlen die oft humorvoll überspitzten und Übertreibung normalisierenden Bildversionen um Aufmerksamkeit und zeitgleich um Kollektivierung auf Basis eines alternativen Wirklichkeitsentwurfs. Beispielhaft offenbart dies die Bildanalyse eines Beitrags vom 9. Jänner 2014 auf der Facebook-Seite „Anrainer gegen Mahü-Fuzo“ (siehe Abb. 5). Gemessen an den knapp 250 AbonnentInnen mag sie einer jener zahlreichen Schauplätze gewesen sein, die eine untergeordnete Rolle im öffentlichen Meinungsbildungsprozess spielten. Wie und was kommuniziert wurde, ist aus diskursanalytischer Sicht jedoch äußerst aufschlussreich. So weisen die Beiträge ein Narrativ auf, das auf das spezifische, wenn auch weitgehend imaginierte Publikum der AnwohnerInnen gemünzt ist – entsprechend ihrer expliziten Adressierung im Gruppentitel. Es lässt sich durch Formen der Vergemeinschaftung und Beheimatung sowie durch den Rückgriff auf Gemeinplätze populistischer Debatten charakterisieren.¹⁵⁹

¹⁵⁹ Die TeilnehmerInnen am analysierten Online-Diskurs fasse ich als „vorgestellte Gemeinschaften“ auf, wie vom Politikwissenschaftler Benedict Anderson beschrieben. Anderson 1988, S. 15.

Der Hinweis auf die UrheberInnenschaft des ausgewählten Bildensembles liefert nicht das Produkt selbst, sondern der mediale Kontext, in dem der Beitrag auftaucht. Es wird als „Entwurf“ eines mit vollem Namen erwähnten Mannes vorgestellt, dessen Facebook-Profil unter dem Pseudonym einer altgriechischen Gottheit zusätzlich verlinkt ist. Weitere Textinformationen liegen nicht vor, auch keine Kommentare. Richten wir somit die Aufmerksamkeit auf die verschiedenen visuellen und textuellen Inhalte der Collage. Die aus dem vorangegangenen Kapitel 7.1.2.2 bereits bekannte Plakatvorlage wurde punktuell modifiziert, um funktionstragende Aussagen des Entlarvungsdiskurses zu vermitteln und ergo die offiziellen Vorstellungsbilder zu verdrängen.



Abbildung 5: Gegenkampagne der Facebook-Seite „Anrainer gegen Mahii-Fuzo“

Auf der visuellen Ebene wurde das Rendering mit dem Bild eines Protestmarsches auf der Mariahilfer Straße ersetzt und der Kopf der Frau, die dieses in den Händen hält, mit dem Porträt einer grinsenden Maria Vassilakou ausgetauscht. Letzterer Eingriff führt eine grundlegende Änderung der Absendeinformation des Kommunikats herbei: Die Aussagen des Plakates werden nun als unverhohlene Partikularinteressen der damaligen Wiener

Vizebürgermeisterin wiedergegeben, die hier am digitalen Pranger steht und als wichtige Akteurin und Komponente des Diskursfeldes an späterer Stelle nochmals betrachtet wird. Die durch Bildmanipulation in Szene gesetzte grüne Spitzenpolitikerin sagt aus, dass die neue Freiheit der Mariahilfer Straße keineswegs – wie im Original proklamiert – aus Spazieren, Sitzen und Spielen besteht, sondern aus „Geld vernichten und Demonstrieren.“¹⁶⁰ Diese Behauptung wirkt den progressiven politischen Zielen entgegen und ist tendenziell rechten Ideologien zuträglich. Das gedankliche Framing, das öffentliche Versammlungen zum Zweck der Meinungsäußerung mit der Verschwendung von Steuergeld in Zusammenhang bringt, wird zusätzlich unterfüttert durch die Platzierung neben dem belassenen Originalhinweis „Entgeltliche Einschaltung“.

Auch auf der Ebene der Schrift verdichten die unterschiedlichen Textblöcke die Vorstellung, dass die Umgestaltung „Vorrang für Proteste!“ biete, indem „mehr Platz für Demos und Randal“ geschaffen würde.¹⁶¹ Die investigative Aufdeckergeschichte, die hier erzählt wird, handelt vom Ermöglichen von vermehrten Demonstrationen als eigentlicher Zweck der Neuorganisation des Straßenraums.¹⁶² Diese These mag etwas absurd anmuten, wenn auch die Hyperbolisierung von Problemsichten ein typisches Merkmal des Gegendiskurses ist. Ich verstehe sie als Gleichnis, um den Vorwurf der prinzipiellen Verfehlung der Planungsmotive sowie der Zielgruppe des Projekts aus Sicht des Bildurhebers deutlich zu machen und entsprechenden Emotionen Ausdruck zu verleihen. So tarnt sich hinter den starken Bildern ein übergeordnetes Gefühl von Enttäuschung, Entwurzelung, Machtlosigkeit und Kontrollverlust, so meine Vermutung. Mit den Umgestaltungsplänen bediene die Stadtregierung nämlich einzig und allein die „Bobos“, transportiert die umgeänderte Parole unten rechts.

Das an dieser Stelle strategisch eingesetzte Oxymoron und Akronym aus „bourgeois“ und „bohémien“ ist eine zur Jahrtausendwende auftauchende Bezeichnung einer Figur, die zu den ProfiteurInnen des Informationszeitalters zählt und deren Lebensstil zwei bisher getrennte Welten vereint: Rebellion und Wohlstand, nonkonformistisches Denken und Karrierebewusstsein.¹⁶³ Dass das kollektiv imaginierte Naheverhältnis eines Wiener „Bobos“ zur grünen Partei bis heute anhält, kann mitunter darauf zurückgeführt werden, dass die Grünen ebenfalls seit der Jahrtausendwende eine breite Wählerschaft in den aufstrebenden Bezirken Neubau und Mariahilf für sich gewinnen konnten. Der stets ambivalente Neologismus findet hier in seiner Variante als Schimpfwort mit kritisch-ablehnenden Bezugnahmen Verwendung. Er rahmt das Vorhaben als unzulässig, indem kritisiert wird, dass nur eine ohnehin schon privilegierte Zielgruppe von den geplanten Maßnahmen

160 Beitrag auf der Facebook-Seite „Anrainer gegen Mahü-Fuzo“, 09.01.2014, URL: www.facebook.com/569161396440794/photos/a.571457986211135.1073741828.569161396440794/717054671651465/?type=3&theater [07.03.2021].

161 Ebd.

162 Auch die Interessenvertretung der HändlerInnen der Wiener Wirtschaftskammer hat die Versammlungsfreiheit für politische Kundgebungen im öffentlichen Raum wiederholt kritisiert, weil sie das wirtschaftliche Treiben schwächen würde.

163 Der Begriff geht auf ein populärwissenschaftliches Buch von David Brooks, einem Kolumnisten der New York Times, zurück. Vgl. Brooks 2001. Die Lebenswelt der Wiener „Bobos“ wurde indes literarisch von Andrea Maria Dusl vermesssen. Vgl. Dusl 2008.

profitieren würde, während die breite Bevölkerung, insbesondere die direkte Nachbarschaft, davon Schaden trüge. Dieser Deutungsrahmen, demzufolge zugunsten einer vermeintlichen Elite in das Alltagsleben Vieler manipulierend eingegriffen wird, kehrt als mobilisierender Bestandteil des Gegendiskurses regelmäßig wieder.

Analog zur offiziellen Vorlage veranschaulicht das vordergründige Bild der Collage, dessen Herkunft ich nicht auf eine konkrete Demonstration und somit auf politische Inhalte zurückverfolgen konnte, das textlich formulierte Szenario. An Stelle des Ruhe und Gemütlichkeit ausdrückenden Renderings zeigt es eine dicht gedrängte Protestgesellschaft, die den gesamten Straßenraum zwischen Neubau und Mariahilf einnimmt. Dies evoziert nicht nur eine geringe Aufenthaltsqualität, gar eine klaustrophobische Enge. Der Ausschnitt zeigt auch einen überwiegenden Anteil an Männern mit Migrationshintergrund. So kommt es im Rückgriff auf fremdenfeindliche Stereotype zu einem Agglomerat aus dem Gegendiskurs zur Mariahilfer Straße und Anteilen aus einem übergreifenden Zuwanderungsdiskurs, der eine Bedrohung einer vermeintlich „österreichischen Leitkultur“ arrangiert und mit der sogenannten Willkommenskultur der „Bobos“ in Verbindung bringt. Durch diese Vermengung von Schreckbildern warnt die Szenerie vor Aufruhr, Reibung, Provokation, Instabilität, Unsicherheit und weiteren Stressoren. Die Ankündigung der Gefahr überlagert gekonnt die in der ursprünglichen Kampagne diskursiv hergestellten Botschaften.

7.2.1.2 Gegenkampagne mit Realitätsanspruch

Mit anderen Mitteln, aber einem ähnlichen Sinngehalt konzipierte eine Bürgerliste etwa zeitgleich eine Gegenmaßnahme zur städtischen Informationsoffensive. Diese Kampagne nimmt sowohl formal als auch inhaltlich Bezug auf den autoritären Diskurs, versucht aber ebenfalls das Steuer herumzureißen (siehe Abb. 6). Sie wurde am 16. Jänner 2014 auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“ präsentiert, die mit fast 9'000 Mitgliedern die weitaus größte und aktivste Online-Plattform zum Thema darstellte. In direkter Anspielung auf die ressourcenintensive Werbemaschinerie der Stadt Wien führte der Admin die Aktion in der Kommentarspalte wie folgt ein:

„Hier eine neue Infokampagne der Anrainer der Seitengassen im 6. und 7. Bezirk. Ohne Symbolfotos. Die Realität spricht eine deutliche Sprache. Da die Bürgerinitiative Gegen Mariahilferstraßenumbau über kein Millionenbudget aus Steuergeldern verfügt und diese dafür auch nicht ausgeben würde, wird höflich um oftmaliges TEILEN der Anzeige ersucht! Besten Dank!“¹⁶⁴

Der Verweis auf die DrahtzieherInnen hinter der Gegenkampagne, deren Gruppenidentität sich aus dem nachbarschaftlichen Bezug ergibt, behauptet einen geteilten Sinn- und Wissensvorrat, von dem aus die Bedeutungsstiftung ausgeht. Die bemühte Betonung der Amateurhaftigkeit eröffnet eine gewünschte Diskrepanz zur hochprofessionellen Werbekampagne der Stadt und zeigt Handlungsdringlichkeit auf. Die

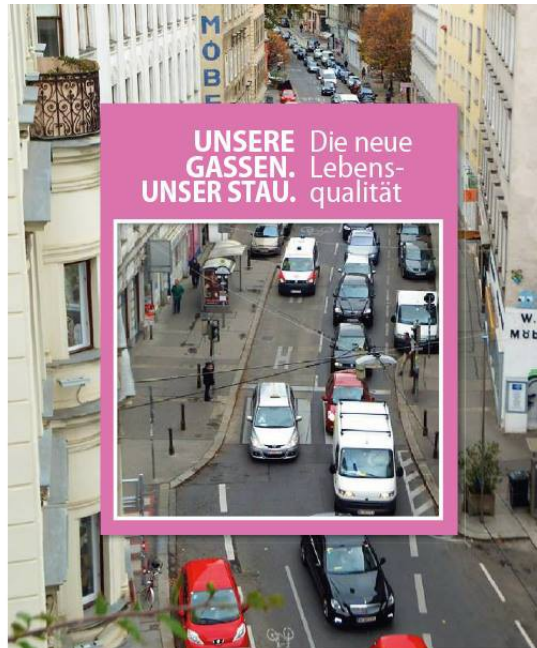
¹⁶⁴ Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 16.01.2014, URL: www.facebook.com/umbbaumariahilf/photos/a.122494851254407.1073741827.122455957924963/133539643483261/?type=3&theater [07.03.2021].

auf Anstand bedachte, aber Urgenz hervorrufende Aufforderung zur Verbreitung der Anzeige aktivierte dann auch zahlreiche UserInnen. So wurde das Dokument aus Bild- und Textbausteinen insgesamt über 200 Mal geteilt.

Die neue Mariahilfer Straße hat dem 6. und 7. Bezirk ein neues Gesicht gegeben.

Hier sehen Sie keine Symbolbilder, sondern die Realität. Während die neue Mariahilfer Straße von immer weniger Menschen besucht wird, sinkt in den Nebengassen seit Monaten die Lebensqualität der Anrainer.

Unsere Gassen. Unser Stau. Die neue Lebensqualität



Die Verkehrsberuhigung der Mariahilfer Straße soll rückgängig gemacht werden.

Dies nicht, weil wir etwas gegen Verkehrsberuhigung und Fußgängerzonen haben. Im Gegenteil. Aber:

Das Projekt in der derzeitigen Form funktioniert nicht. Ein halbes Jahr lang ist jeder Versuch der Verantwortlichen, es an die Erfordernisse der Realität anzupassen, grandios gescheitert. Das Scheitern der Adaptionen beweist, dass hier der falsche Ansatz am falschen Ort versucht wird.



Es besteht seitens der Verantwortlichen bis heute keine Bereitschaft auf die Bedürfnisse der Betroffenen Rücksicht zu nehmen.



www.facebook.com/buergerlistewienneubau

www.facebook.com/umbaumariahilf
www.umbaumariahilf.net

Abbildung 6: Gegenkampagne auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“

Das Anti-Rendering, das hier im Zentrum der Betrachtung steht, hat – wie der Kampagnentitel „Unsere Gassen. Unser Stau. Die neue Lebensqualität“ besagt – die Funktion, das neue Gepräge von Mariahilf und Neubau zu demaskieren und Missstände zu beklagen. Die Abwandlung des herkömmlichen Slogans zeugt von einem Gefühl, von der

öffentlichen Vorsorge im Stich gelassen, ja, von ihr hintergangen worden zu sein. Entlarvt wird die Lebensqualität als betrügerisches Kernversprechen der Umgestaltung. Dass dieses Inbild weit verfehlt wurde, ist textlich beschrieben und soll durch visuelle Evidenz bewiesen werden. Oben rechts wird wie schon beim zuvor besprochenen Beispiel eine Fotografie an Stelle des Renderings gesetzt. Der Verweis auf das zugrundeliegende bildgebende Verfahren betont, dass „keine Symbolbilder, sondern die Realität“ gezeigt würde – im Gegensatz zur Vorlage, deren bildhafter Wahrheitsanspruch nicht akzeptiert wird.¹⁶⁵

Die Verkehrsberuhigungsmaßnahmen auf der Mariahilfer Straße hätten in realiter Autoschlängen in den Parallelstraßen produziert und zugleich die Einkaufsmeile entvölkert. Man wiedergibt die Eingriffe, als hätten sie ein gewachsenes, intaktes System zusammenbrechen lassen und eine öde, menschenleere und dysfunktionale Stadt hervorgebracht, deren Bevölkerung aufgrund mühseliger Stresssituationen lethargisch geworden ist. Stagnation und Behinderung scheinen das urbane Umfeld heimzusuchen. Dabei wird idealisiert, was vermeintlich verletzt wird – was typisch ist für Gegendiskurse:

„Es ist das Vorgeben einer abstrakten Idee oder eines hohen Ideals, die die Akteure scheinbar ohne eigene Partikularinteressen handeln lassen. Die Ideen, in deren ‚Dienst‘ sich die Akteure eines Gegendiskurses stellen, sind sehr vielfältig. [...] Bei der Legitimierung ihrer Opposition führen die Vertreter von Gegendiskursen [...] einen ‚Verrat‘ einer (oder mehrerer) dieser Ideen an (meist eines Verrats des Ideals für egoistische Einzelinteressen) und prognostizieren, dass durch die Politikimplementation der Akteure des Leitdiskurses bestimmte soziale Gruppen (die zur ganzen Menschheit reichen können) einen großen Schaden erleiden werden.“¹⁶⁶

Der Eindruck des urbanen Verderbens wird in den zahlreichen, oftmals sarkastischen oder polemischen Kommentaren geteilt, die das Bild des stillgelegten, lebensfeindlichen Stadtraums verstärken. So schreibt ein User dazu: „ich bin auch für eine generelle Sperre der Kommunikation zwischen den Bezirken. Lasst's die draußen, die reinwollen und behaltet Euch die, die rauswollen. So wird LEBEN getötet (siehe Ma-Hi = zum Weinen)“.¹⁶⁷

Vereinzelt wird das Einheits-Narrativ, das die Abkehr des Städtischen anprangert, jedoch auch gestört. Schließlich handelt es sich bei dieser Facebook-Seite um eine öffentlich einsehbare Plattform, bei der auch Nicht-Mitglieder ihre Meinung hinterlassen können – nicht wie bei anderen Gruppen, die AnhängerInnen selektieren. In diesem Beispiel konnten jedoch keine Herrschaftsstrategien und Praktiken der Unsichtbarmachung in Form der Löschung von Kommentierungen oder externen Ausschlussprozeduren nachvollzogen werden. Wie folgende Kommentierung exemplarisch zeigt, deren Argumentationslinien auch in mehreren Interviews zu finden sind, kommt es daher gelegentlich zum Zusammenstoß von kontradiktorischen Diskurspositionen:¹⁶⁸

165 Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 16.01.2014, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407.1073741827.122455957924963/133539643483261/?type=3&theater [07.03.2021].

166 Liebert 2002, S. 306.

167 Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 16.01.2014, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407.1073741827.122455957924963/133539643483261/?type=3&theater [07.03.2021].

168 Vgl. I10; vgl. I12; vgl. I13.

„Es funktioniert in jeder anderen Stadt der Welt, also gehts in Wien auch. Tuts net sudern, fahrts halt vielleicht weniger mit dem Auto. Es ist nicht mehr 1950. Und die Fotos sind insofern sehr wohl Symbolfotos, asl sie keine typische Situationen, sondern Extremzustände zeigen, die nur selten auftreten. Sag ich als einer, der sich täglich in der Gegend bewegt.“¹⁶⁹

Die hier nur kurz durch einen diskursiven Seitenhieb herausgeforderte Erzählung wurde mit der Überführung und Degradierung von trügerischen Symbolbildern und ihrem Austausch durch apokalyptische Vorstellungswelten ausgetragen. Dieser Mechanismus zog sich weit in die Zeit hinein, in der die Stadtregierung über Fotografien der umgebauten Straße verfügte. Davon zeugt ein Beitrag vom 8. Jänner 2015 auf derselben Facebook-Seite. Er besteht aus einem Screenshot eines TV-Interviews mit Werner Kogler, seinerzeit stellvertretender Bundessprecher der Grünen, im Nachrichtenmagazin „Zeit im Bild 2“ des öffentlich-rechtlichen Rundfunks sowie folgendem Kommentar:

„Hallo liebe ‚Gegen Mariahilferstraßenumbau‘ Facebook Gemeinde. Daher wir auch die Feiertage ein wenig genossen haben, haben wir auf einige Zuschriften und Nachrichten nicht gleich reagiert. Bitte um Verständnis. Wir machen natürlich weiter und versuchen so viel wie möglich zum Thema rund um die Mariahilferstraße aber auch über teilweise Themen die mit unserer Stadtregierung in Zusammenhang stehen zu berichten. ORF/ZIB2 am 30.12.2014 (Bilanz 2014 der Grünen): Für Kenner der Situation eine peinliche Vorstellung des grünen Saubermanns KOGLER bei der Frage zum Umbau der Mariahilfer Straße! Er präsentierte honigsüß nach Jörg Haider-Manier doch glatt ein Taferl mit einem uns allen bekannten Simulationsbild(!!!) der neuen Mariahilfer Straße mit dem Hinweis, wie toll die Grünen sind. Österreicher ohne Kenntnis der tatsächlichen Situation nahmen es ihm vielleicht ab, der Großteil betroffener Anrainer im 6. oder 7. mit Sicherheit nicht! Nach diesem Bericht war jedoch eines klar: diese große und parteifreie FB-Gruppe ist nach wie vor der Schrecken von Rot-Grün (GRW 2015!) [Gemeinderatswahlen, Anmerkung der Verfasserin] und die Mariahilfer immer noch ein zentrales Thema ...“¹⁷⁰

Obwohl es sich beim besagten „Taferl“ nicht mehr um ein computergeneriertes Rendering, sondern um eine (bestimmt digital bearbeitete) Fotografie eines fertiggestellten Straßenabschnittes handelt, zielt der Beitrag darauf ab, auch dieses Bild seinem Simulationscharakter zu überführen, wie die drei Ausrufezeichen unmissverständlich hervorheben. Im Zuge dieses Beherrschungsversuches trennt die Moderation zwischen den „Kenner[n] der Situation“, die mit dem „Großteil betroffener Anrainer“ gleichgestellt werden – der Zusammenschluss der persönlich angesprochenen AdressatInnen des Beitrags ergibt sich aus kollektiv durchlebten Tiefen –, und den „Österreicher[n] ohne Kenntnis der tatsächlichen Situation“. Letztere würden der Inszenierung, die dem Bild, aber auch seiner einnehmenden Vorstellung im Fernsehen zugrunde läge, nolens volens auf den Leim gehen.

Im Streit um die öffentliche Wahrnehmung der Neugestaltung der Mariahilfer Straße

169 Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 16.01.2014, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407.1073741827.122455957924963/133539643483261/?type=3&theater [07.03.2021].

170 Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 08.01.2015, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.123277727842786.1073741870.122455957924963/206625986174626/?type=3&theater [07.03.2021].

werden in dieser Argumentationslogik die Leidtragenden mit den Eingeweihten gleichgestellt. Gleichzeitig werden sie als verwegene HerausfordererInnen charakterisiert, die nicht davor zurückschrecken, gegen einen riesigen Kontrahenten auf den Kampfplatz zu ziehen, obschon dieser alles daran setzt, sein Ziel zu erreichen und seine Sicht mit unlauteren Methoden zu etablieren. Trotz ungleich verteilter zeitlichen und monetären Ressourcen verteidigt der weitaus schwächere Konkurrent seine Stellung eisern und ist dabei überraschend erfolgreich; wie im unverzagten Satz, mit dem der Kommentar endet, angemerkt wird. Die unfaire Machtverteilung wird eingangs durch die Referenz zu den vergangenen Feiertagen unterstrichen, was gleichzeitig das menschliche Gesicht der kritischen Stimmen hervor streicht. Im Gegensatz zu den anonymen Kommunikationsprofis, die im Auftrag der Stadt rund um die Uhr beruflich im Einsatz für Image- und Message-Control sind, handelt es sich in dieser Argumentationslogik um einfache BürgerInnen, die sich ehrenamtlich für ihre Überzeugungen aufopfern.

7.2.1.3 Satirischer Ausreißer im Wetteifer um Faktizität

Als ein letztes Beispiel für die Bloßstellung von Symbolfotos wollen wir uns noch mit einem ergänzenden Untersuchungsbereich in der Internet-Kommunikation auseinandersetzen, in dem die bisher angetroffenen diskurstypischen Interpretationsrepertoires auf eine spezifische Art und Weise angewendet werden: Es kommt zur Brechung und Vermischung der formalen und inhaltlichen Strukturierungen. Bei diesem Ausreißer handelt es sich um einen Bildtypus, der von einer weiteren Diskursgemeinschaft hervorgebracht wurde, die sich nicht über Pro- oder Contra-Aussagen zur Debatte positionierte. Vielmehr verweigert sie sich beiden Diskursen und bietet eine eigene Lesart an. Diese führt die Verfasstheit der Selbstverständlichkeiten beider Seiten vor Augen und zieht die Polarisierung ins Lächerliche.¹⁷¹ Die hier im Zentrum stehenden, eben *nicht* Faktizität demonstrierenden Stadtbilder zeigen die ikonografische Konkurrenz in der Diskurslandschaft auf. Sie sind für die Beantwortung der Forschungsfrage insofern relevant, weil sie durch ihre Absicht, die diskursiven Beweismittel zu ironisieren, die Strategien von Viskursen offenlegen. Sie wurden analog zu den werbenden Visualisierungen der Stadt durch computergrafische Bildsynthese hergestellt, verdichten und überspitzen aber die von der Risikoerzählung fabrizierten Anti-Renderings – mit dem Ergebnis, dass die Versprechen des Leitdiskurses überzeichnet und die Bloßstellungsbemühungen des Gegendiskurses selbst bloßgestellt werden.

Konkret soll ein Blog-Beitrag des Satire-Portals „Neue Presse“ betrachtet werden, das laut Impressum von einer Einzelperson betrieben wird, die das aktuelle Tagesgeschehen parodiert und dabei mehrere Social Media-Kanäle bespielt. Der Artikel wurde am 19. Mai 2014 veröffentlicht und sowohl von BefürworterInnen als auch von GegnerInnen der Neugestaltung zahlreich geteilt.¹⁷² Mit diesem populärkulturellen Dokument sei nicht nur

¹⁷¹ Vgl. Landwehr 2009, S. 19.

¹⁷² Meine Recherchen haben ergeben, dass die computergenerierten Szenen von Webplattformen stammen, die Bildschirmschoner und Desktop-Hintergrundbilder anbieten. Sie wurden also ihrem Zweck

der Umgang mit Humor im Diskurs beleuchtet, der viel über die gesellschaftliche Verfassung aussagt, sondern auch die Rolle von Viskursen nochmals ins Zentrum gestellt.

Unter der Schlagzeile „MaHü neu: Die ersten Bilder“ versammelt der Beitrag eine Serie an Darstellungen, die eine überhandnehmende Stadtnatur wiedergeben. Die erste zeigt eine von Wasser überspülte Straßenschlucht. Zwischen den von Moosen und Algen befallenen Gebäudefassaden ragt ein Baum in die Höhe, über dem große Vögel bedrohlich kreisen (siehe Abb. 7). Die Szene repräsentiert eine postapokalyptische Stadt ohne Menschen, die von einem zivilisationsfeindlichen Dickicht überwältigt worden ist. Der Untertitel „MaHü NEU: Blick Richtung Zentrum, Höhe Westbahnhof“ simuliert durch die faktische Ortsangabe den Anspruch auf Wirklichkeitsdarstellung. Die weiteren Bildunterschriften behaupten, den „Blick stadtauswärts, etwa Höhe Zieglergasse“ oder eine „Ansicht eines der liebevoll adaptierten Innenhöfe“ zu zeigen. Dabei werden sowohl visionäre als auch dystopische Gehalte und Vorstellungen der neue Mariahilfer Straße humoristisch gebrochen.



Abbildung 7: Simulierte Wirklichkeit auf dem Satire-Portal „Neue Presse“

Die ironische Richtungsänderung leistet primär der Begleittext, der in Form einer Reportage die diskursiv umkämpften Punkte und Argumente aufgreift und übertreibt. Darin ist nicht nur die Rede von anhaltendem Protest von Seiten der Wirtschaft und von einem Meinungsumschwung der AnwohnerInnen in Anbetracht der gesteigerten Lebensqualität. Es werden auch gestalterische Fragen und der Umgang mit Alt und Neu karikiert:

„Man sieht auf allen Aufnahmen bereits jetzt den starken Trend zu kräftigem Grün- und Naturtönen. Die grundlegende Optik der bestehenden Bauwerke soll selbstverständlich erhalten bleiben und einzelne Autowracks sollen an die schrecklichen Zeiten erinnern, als über das ‚Neue Mariahilfer Juwel‘ noch Autos und

entfremdet und durch die thematische Verbindung mit der Mariahilfer Straße mit neuen Bedeutungen aufgeladen.

Busse bretteten. [...] Der Verband der Kaufleute ist nach wie vor gegen alle geplanten Änderungen. Die Mehrheit der Anrainer ist jedoch mittlerweile zuversichtlich, dass die Lebensqualität signifikant ansteigen wird. Die Furcht vor importierten Wildtieren (etwa Großkatzen, Schlangen oder Wölfe) ist derzeit noch gering.“¹⁷³

Im Gegensatz zu den bisher beleuchteten Aussagen, die den hegemonialen und den alternativen Diskurs tragen, wollen hier Bild und Text kaum Plausibilität beanspruchen, sondern durch ein Bündel an parodistisch-stilistischen Verfahren unterhalten. Indem die in der Chancen- ebenso wie in der Risikoerzählung angewandten Stabilisierungs- und Legitimierungsstrategien mit Witz verflochten werden, entfaltet sich eine eigene Produktivität, die den Blick auf eine Metaebene öffnet: Plötzlich inszeniert sich Komik mit den gleichen Medien und Stilmitteln, die den Leit- und den Gegendiskurs hervorbringen. Indem die ungewöhnlichen Darstellungen unseren Glauben an Bilder als wirklichkeitsanzeigende Medien aufs Korn nehmen, identifizieren sie jene Bestrebungen und Behauptungen als diskursiv, die mittels Visualität um Wissens- und Wahrheitsformen wetteifern. Als ein spezifischer Modus der Aneignung und Deutung von Wirklichkeiten kennzeichnet diese bizarre Inszenierung die Lagerkämpfe rund um den Repräsentationsraum der verkehrsberuhigten Mariahilfer Straße als groteske Realsatire.

7.2.2 Mit Performanz und Narration gegen das figuralisierte Problem

Richten wir den Blick nun auf eine Protestaktion, mit der sich OpponentInnen der Verkehrsberuhigungsmaßnahmen im Sommer 2013 einfallsreich zur Wehr setzten. Wenn auch die Kampagne, die mit visuellen, narrativen und performativen Mitteln arbeitete, nur kurzzeitig in der Aufmerksamkeit der Tagesmedien stand, ist sie aufgrund der kulturellen Dimension der diskursiven Konstruktionsarbeit höchst interessant: Die multimediale Inszenierung verschränkte Offline-Aktivismus mit Online-Protest, fabrizierte Fiktionalisierungen als Modus der sozialen Herstellung von Wirklichkeit.

Um die gegenpropagandistische Guerilla-Aktion überhaupt in Erscheinung zu bringen, liegen ihr performative Prozesse des Inszenierens und Fotografierens im Realraum zugrunde (die hier nur nachgezeichnet werden können):¹⁷⁴ AktivistInnen ließen sich nachts alleine oder gruppenweise auf der schummrigen, durch Reklamen erleuchteten Mariahilfer Straße ablichten. Im ansonsten menschenleeren Stadtraum trugen die Porträtierten mit betont ernsten Minen bunte T-Shirts mit dem Aufdruck „Mrs. Vassilakou TEAR DOWN THIS WALL!“. Das Merchandising-Produkt für KritikerInnen wurde extra angefertigt und als Devotionalie mit popkultureller Überzeugungskraft vertrieben, um erwünschte Subjektivierungsprozesse zu motivieren. Die Devise referenziert die berühmte Zeile aus der Rede des amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan, in der er 1987 Michael Gorbatschow rhetorisch dazu aufforderte, die Mauer zwischen West- und Ostberlin zu öffnen. Von dieser moralischen Einschreibung ausgehend, verknüpft und verdichtet die hier im Fokus stehende

173 O.V. 19.05.2014.

174 Vgl. Kolesch/Lehmann 2002, S. 363–364.

Darlegungsform die Aussagenbestandteile des Contra-Diskurses zu parabolischen Erlebnisberichten, die von Tugenden und Lasten erzählen, gewisse AkteurInnen aufwerten, andere denunzieren und dabei auch Verhaltensnormen vermitteln.

5.2.2.1 Die unüberwindbare Mauer der „Mrs. Vassilakou“

Die auf dem historisch gewichtigen Fundament des getrennten Berlins angelegte und aktivistisch expandierte Metapher der undurchlässigen Mauer ist konstitutiv für die öffentliche Facebook-Gruppe, die die Porträtserie lancierte. Laut Selbstbeschreibung zielt sie darauf ab, Betroffene im Auftrag des oppositionellen Anliegens zu vernetzen: „Was uns einen sollte, ist gegen die künstliche Trennung der beiden Bezirke anzutreten.“¹⁷⁵ Die stadträumliche Imagination einer militarisierten Grenze bringt das Kämpferische auf den Punkt. Der Avatar der knapp 300 Mitglieder umfassenden Online-Community zeigt dann auch ein Bollwerk mit Stacheldraht zwischen den Postleitzahlen 1060 und 1070. Die Mauer taucht aber nicht nur bildlich übersetzt als Icon und im Titel der Gruppe auf, sondern auch in Kommentaren und Beiträgen. Im Rückgriff auf diese leicht nachvollziehbare Symbolik wird eine bedrohliche Stimmung erzeugt, herbeigeführt durch die „Plastizität der Sprache: Bilder sind anschaulich, nicht abstrakt, sie nehmen den Zuhörer oder Leser an die Hand und lassen vor seinem inneren Auge konkrete Erscheinungen und Situationen entstehen.“¹⁷⁶ Die Einführung der Mauermetapher revidiert das Planungsversprechen, dass die Niveau-Unterschiede zwischen Gehsteig und Fahrbahn verschwinden. Diese Zielvorstellung wird ad absurdum geführt, indem man im übertragenen Sinn das Gegenteil prognostiziert: Zusammengehörendes wird mutwillig entzweit. Innerhalb dieses Deutungsrahmens treten gleich zu erläuternde Phänomene auf, die mit dem Code „Fürsorge für die Guten – Diskreditierung der Bösen“¹⁷⁷ kodiert wurden.

Der mit Nachdruck eingesetzte Appell, die hermetisch abgeriegelte Mauer zu öffnen, richtete sich im Kalten Krieg an den sowjetischen Staatschef, der in unserem Fall durch die vormals amtsführende Verantwortliche Maria Vassilakou ersetzt wird. Als zuständige Stadträtin wurde sie rasch zum Gesicht des Umbauprojekts und zum zentralen Teil des Diskursensembles – sowohl im offiziellen Bezugsrahmen, in dem sie sich als wagemutige Anpackerin präsentierte, als auch im antagonistischen Narrativ, das ihr die Rolle als skandalöse Reizfigur zuwies. Mit einer auf Konfrontation ausgerichteten Strategie wurde ein Feindbild erzeugt, das man der Dummheit, Bevormundung, Manipulation und absichtlichen Täuschung beschuldigte. Die Annahme liegt nahe, dass sich hinter diesen Vorwürfen und dem konstruierten Affärencharakter Politiküberdross versteckt. Denn die Debatte um die Verkehrsberuhigung wurde hochgradig politisiert. Als Antrieb hinter vielen Gegenkampagnen vermute ich parteilicher Dissens gegenüber der rot-grünen Koalition. Mit dem Motiv, das Vertrauen in die Stadtregierung zu schwächen, wurden bestehende

175 Infobereich der Facebook-Gruppe „Vassilakou – Tear Down This Wall!“, URL: www.facebook.com/groups/157079997828315/about/ [07.03.2021].

176 Schmidt-Lauber 2003, S. 194.

177 F7.

Ressentiments aufgegriffen. Es entwickelte sich ein überspannter Prinzipialismus, hochstilisiert zur Kardinalfrage, wie der Straßenraum zukünftig auszusehen hat, aber auch zur Gretchenfrage, wer die Stadt regieren soll. Dies wird angesichts einer Fotostrecke von einem menschenleeren Adventsmarkt an einem (sichtlich verregneten) Dezembertag – mit der Beweiskraft der Referentialisierung und des Dokumentarismus – auf den Punkt gebracht: „Wenn es nicht gelingt, grün aus der Wiener Stadtregerung zu entfernen, wird unsere gesamte (noch) lebendige Stadt bald so aussehen. Es fehlen nur noch die überdimensionierten Plakate mit dem liebenswerten Portrait unserer Wiener ‚Verkehrskaiserin.‘“¹⁷⁸

Die Schuldzuweisung, die mit der Vergewisserung über die eigene Vernünftigkeit einherging, betraf Vassilakou weitaus heftiger als andere Handlungsbeteiligte des Pro-Diskurses, was auf misogynie Einstellungsmuster hindeutet. Man interpretierte die „Mahü neu“ als persönliches Prestigeobjekt von „Mrs. Vassilakou“, die viele weitere Spitznamen in unterschiedlichen Diffamierungsstufen bekam. Die Kritik, mit der man „die Lady“, „Mary Mad“, „Frau V.“, „die Vassilinkuh“ oder „Kuh namens Vassilla“ lautstark konfrontierte, ist häufig auf einer persönlichen statt auf einer sachlichen Ebene zu verorten. Unter dem Deckmantel der Satire, die alles darf, führte eine Mischung aus Wut, Schalk und enthemmter Pöbelei zur Diskreditierung, Stigmatisierung und Verleumdung der Kontrahentin; womöglich als Abwehrreaktion auf ein Gefühl des Ausgeliefertseins und der Hilflosigkeit. Neben Angriffen und Beleidigungen des Aussehens wurde in dieser gereizten Atmosphäre auch die Herkunft der Politikerin, die in Athen aufgewachsen war, regelmäßig verhandelt. Die häufig anzutreffende Anreicherung des Gegendiskurses rund um die Umgestaltung der Mariahilfer Straße mit nationalstaatlichen Normalitätsdemonstrationen und rassistischen, ethnozentristischen Elementen äußerte sich beispielsweise so:

„Wir sind ein Binnenstaat und nicht am Mittelmeer wenn es der Frau V..... nicht in Wien so gefällt wie es ist dann soll sie bitte ihre Koffer nehmen und nach Griechenland fahren wir haben die Donauinsel und genug Promenade am Donaukanal sie soll endlich die Mariahilfer straße so lassen wie sie war die Leute wollen dort einkaufen gehen und nicht auf der Straße tanzen“.¹⁷⁹

BefürworterInnen der Neugestaltung der Mariahilfer Straße wurden ebenfalls zu Objekten unerwünschter Aufmerksamkeit und – über den bereits angetroffenen Elite-Frame des „Bobos“ hinaus – als sektiererische „Vassilakoujünger“, „grünes Gesindel“ und „Ökofaschisten“ pejorativ markiert. Doch der Gegendiskurs nahm nicht nur Positionierungen von sozialen AkteurInnen als problematisch und unvernünftig Handelnde vor: Neben den „Bösen“ musste es auch die „Guten“ geben, die verantwortungsvoll agieren. Es wurden Opfer, RetterInnen und HeldInnen kreiert – sowohl als AgentInnen als auch AdressatInnen der angebotenen Grunderzählung.

178 Beitrag in der Facebook-Gruppe „Vassilakou – Tear Down This Wall!“, 14.01.2015, URL: www.facebook.com/groups/157079997828315/permalink/341587986044181 [07.03.2021].

179 Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 10.09.2013, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.123277727842786.1073741870.122455957924963/124021797768379/?type=3&theater [07.03.2021].



Abbildung 8: Aufnahme der Aktion mit drei AktivistInnen der Facebook-Gruppe „Vassilakou – Tear Down This Wall!“

7.2.2.2 Community Building durch tugendhafte Wir-Erzählung

Gemeinschaftsbildenden Momenten begegnen wir etwa in der Analyse der narrativen Praxen, mit denen die Protestaktion in den virtuellen Raum des World Wide Webs übersetzt wurde. Die Fotografien des zur Schau getragenen Zitates, das die ideelle Bildaussage strategisch aufbaut und für Kohärenz innerhalb der Fotoserie sorgt, werden im jeweils dazugehörigen Textfeld auf Facebook von ausgeklügelten Kurzgeschichten begleitet. Die Aufnahme, die einen Mann von zwei Frauen flankiert auf einem Motorrad sitzend zeigt, wird von einer Art Leidensgeschichte begleitet (siehe Abb. 8). Sie handelt von Veränderungen im unmittelbaren Lebensumfeld, der Einschränkung persönlicher Freiheiten und sinnlosen Schikanen. Aufgrund des alltagsweltlichen Handlungsraums, der Personen- und Ortsangaben sowie des Gleichnischarakters oszilliert die Schilderung zwischen einem Wahrheitsbericht und einer Parabel.

„Das ist die Geschichte von Konny (Wien 6), Katja und Stefan (Wien 7). Alle 3 sind Vespa-Fahrer. Vespa-Fahrer sind wie eine große Familie und helfen sich gerne untereinander. Eines schönen Tages rief ‚Wien 6-Konny (Webgasse) die ‚Wien 7-Bewohner Katja und Stefan (Neubaugasse/Lindengasse) an: ‚Meine Vespa funktioniert nicht, könnt ihr helfen?‘ Wien 7: ‚Sicher, kein Problem, wir sind gleich da!‘ Doch plötzlich fiel es Wien 7 wieder ein, irgendeinen Haken hatte doch die ganze Sache, irgendwas war da doch, aber was nur? Irgendwas stimmte da doch nicht?! Plötzlich fiel es Wien 7 wie Schuppen von den Augen: Ach, nein, da war ja was: MAHÜ NEU! Also ‚schnell mal‘ den neuen Plan gezückt und Route geplant. Um samt schwerem Werkzeug, Ersatzteilen und Vespa zu ihr, Konny, im entfernten Wien 6 und zurück zu kommen müssen wir nun 15 mal statt 6 mal abbiegen. Abbiegen ist an sich nicht schlimm. Abbiegen bedeutet aber immer wieder

beschleunigen. Beschleunigen bedeutet wiederum mehr Feinstaub und vor allem mehr Lärm. Von dem erheblichen Umweg mal abgesehen. So macht Helfen wenig Spaß. Weder uns, noch den neuerdings gestörten Anwohner der kleinen Seitengassen, noch der Umwelt. Haben sich die GRÜNEN ja toll ausgedacht...“¹⁸⁰

Mit dem Modus narrativus werden hier gesellschaftliche Werte, kollektive Erfahrungen und Traditionen in den Repräsentationsraum Mariahilfer Straße eingeschrieben. Durch das temporale Moment wird ein Spezifikum der Erzählung als adäquates Mittel, um Veränderungen von Zuständen und Situationen zu veranschaulichen, angewandt, das ihren klassischen Gegenpolen – der Deskription und der Argumentation – fehlt. Man sieht prototypisch, wie die erzählerische Form singuläre Inhalte zu einem roten Faden verknüpft, sie ordnet, Behauptungen in einen Gesamtzusammenhang stellt, den Blick auf spezifische, handlungstreibende Ereignisse verengt und mit diesem tendenziellen Hang zur Einfachheit episodisch auf ein Ziel hin erzählt.

Die Ausgangslage der Erzählung fußt auf dem familiären Verhältnis dreier Vespa-FahrerInnen, die als selbstlose AlltagsheldInnen angesiedelt sind. Vorerst ist es bemerkenswert, dass die Verlinkung mit den Facebook-Profilen der Fotografierten rein formal die Verifizierbarkeit und Rückverfolgbarkeit der mitunter in direkter Rede präsentierten Tatsächlichkeiten suggeriert. Denn die Personen, die in der Geschichte mitspielen, hatten ihre Rolle und Aussagen online zu bestätigen. Weiters fällt auf, dass die Figuren erzählerisch mit den Orten, aus denen sie kommen, in direktem Zusammenhang stehen, so dass es zur Hypostasierung der Bezirke kommt. Nun sind sie (sowohl die Figuren als auch die Bezirke) mit einer problematischen Entwicklung konfrontiert: der Tatsache mit der „MAHÜ NEU!“, die als Selbstverständlichkeit nicht weiter ausgeführt, aber in eine dystopisch aufgeladene Kausalverbindung mit den nachfolgenden Handlungen und Konsequenzen gestellt wird.

Diese erzählökonomische Lösung ermöglicht eine kohärente Zusammenschau von ausgewählten diskursiven Aussagen, die Disparitäten vereinbar, logisch und stringent erscheinen lässt. Der Subtext der Geschichte ist trotz, oder gerade wegen den Auslassungen (zumindest für Eingeweihte) unmissverständlich. Die Verkehrsberuhigung hätte – was vom dominant-hegemonialen Diskurs ausgespart und von den GegnerInnen ans Licht gebracht wird – diverse negative Folgen. So würde der neue Zustand nicht nur eine erschwerte Erreichbarkeit bedeuten und eine Gewöhnung an die neue Situation erfordern, sondern auch für die Zunahme von Feinstaub, Lärm und gequälten AnwohnerInnen verantwortlich zeichnen. Als Argumentationshilfe bedient man sich im Fall der Sorge um die Emissionen, auf die man sich erzählerisch beruft, direkt den konstitutiven Inhalten des Leitdiskurses. Sie werden hier überbetont, da man sie als Sollbruchstelle im Narrativ der Obrigkeit einschätzt.

Sowohl die moralisierende Präsentationstechnik als auch die Beheimatung durch Ortsbezüge und erzählte Habitualisierungen stiften Gemeinschaft und drücken Realitätsnähe aus. Das verstärkt die Deutungsmuster als kollektive Denkfiguren, die sich

180 Beitrag in der Facebook-Gruppe „Vassilakou – Tear Down This Wall!“, 29.08.2013, URL: www.facebook.com/photo.php?fbid=10201616904845923&set=g.157079997828315&type=1&theater [07.03.2021].

vorübergehend konventionalisieren. Es bilden sich spezifische Erzählräume, „innerhalb derer bestimmte Narrationen nicht nur sinnhaft erscheinen, sondern eine zugleich integrative und exkludierende Kraft entfalten.“¹⁸¹ So haben wir es mit einer Kombination aus dem Aufwerten der eigenen Position und Community – vordergründig jene der ProtagonistInnen, hintergründig jene der VertreterInnen des Gegendiskurses, die hier identitätsstiftend mitleiden können, – und der Diskreditierung der Fremdposition beziehungsweise gegensätzlich ausgerichteter AkteurInnen zu tun. Die negativ konzeptionalisierten Merkmale der BefürworterInnen der Umgestaltung werden in positive Merkmale der GegnerInnen gespiegelt – laut Liebert ein typisches Kommunikationsmuster in Gegendiskursen:

„Je höher das vermeintlich verletzte Ideal bewertet und der vermutete Schaden eingeschätzt werden, der aus Sicht der Vertreter des Gegendiskurses durch die Politik des Leitdiskurses entsteht, desto negativer ist die Hypothese über die Vertreter des Leitdiskurses, die diesen hohen Schaden in Kauf nehmen bzw. dieses hohe Ideal verletzen.“¹⁸²

In der Eigenart einer Opferrhetorik werden die Betroffenen (und im übertragenen Sinne die Protestkoalition) als familiär organisierte NachbarInnen in Szene gesetzt werden, die das Projekt entzweit, benachteiligt und in ihrem hilfsbereiten, solidarischen Tun einschränkt. Währenddessen wird den „GRÜNEN“ ohne weitere Explikation die Rolle als schuldtragende Bösewichte und heuchlerische Schurken zugewiesen. Das Negativszenario mitsamt Hinweis auf die UnheilsbringerInnen wird verknüpft mit der Konstruktion der eigenen Gutherzigkeit, die in die Nähe eines Heilsversprechens rückt.

7.2.2.3 Ruhige Ländlichkeit als Pathogen der Stadt

Auch die weiteren Plots der Bilderserie bauen sich nach dem Prinzip wohlgeformter und zeitlich strukturierter Ereignissequenzen auf, die Niederlagen und Zwischenerfolge narrativ verhandeln und orchestrieren. In der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verortet, verbinden sich die diskursgenerierten Dramen und Moralgeschichten mit einer aktiv und wirkungsintentional konstruierten Fokussierung auf die Verschlechterung des Standorts Mariahilfer Straße. Es ist die Ausstattung mit einem Anfang, einem dramatischen Höhe- oder eher Tiefpunkt sowie einem Ende und Ausblick, die bezweckt, dass die RezipientInnen der Geschichte die Ereignisse und Herausforderungen rund um die Neugestaltung eben auf diese Weise einordnen, wahrnehmen und erinnern. Folgende Auszüge aus einer weiteren Geschichte, die in der Gruppe „Vassilakou – Tear Down This Wall!“ präsentiert wurde, verdeutlichen, wie ausgeklügelt und sinnstiftend bestreitbare Weltzustände auf erzählende Art konstituiert wurden:

181 Saupe/Wiedemann 2015, Abs. 10; vgl. Koschorke 2012, S. 203–286.

182 Liebert 2002, S. 306.

„Und dann, eines Tages, kam Sara nach Wien! Toll! 100% Zivilisation, absolut alles machte da Sinn!! Die Straßen machten Sinn!!! [...] Und jetzt ‚POW!!!!‘ ... Kriegszeit! Überall eigenartige Barrikaden in form von Bänken, Reizüberflutung an Streifen und Markierungen, überall strenge Blicke von Menschen in Uniform... [...] Gibt Saras City wieder den City-Flow, mit Ampeln, mit rechts-links schauen, mit Autos, mit Vespas, mit Rädern... und ohne Bänke ... Bänke gehören da auch noch hin. Kaff soll im Kaff bleiben, Bänke im Park, und Autos auf den Straßen... Dann wird Sara wieder sinnvoll rechts-links schauen können, und ihre Eltern werden stolz sein, ihr das beigebracht zu haben.“¹⁸³

Dieser erzählerische Feldzug gegen die Umgestaltung ist für die Beantwortung der Forschungsfrage insofern relevant, da er Bilder von Urbanität verhandelt und entwirft, die den Topos der entschleunigten Stadt unterwandern. Die Beruhigung des Autoverkehrs wird hier dichotomisch zum Urbanen gedacht und mit dem Vorwurf der Großstadtfeindlichkeit, aber auch mit der Kritik der Entwurzelung verbunden. Statt der versprochenen Steigerung der Durchlässigkeit charakterisiert die Verkehrsberuhigung ein in Bruch gegangenes urbanes Gewebe. Diese Projektion gründet auf bisher motorisiert bewältigten Alltagswegen, die durch die neue Verkehrslösung mit Umwegen verbunden sind beziehungsweise einer Neuorientierung und Umgewöhnung bedürfen. Das Contra-Narrativ wehrt sich gegen diese Veränderungen und Ungewissheiten.

Dabei kommt es zu einer starken raumzeitlichen Differenzbildung: Einerseits wird der neue Zustand antithetisch zum bisherigen aufgefasst und als nicht erstrebenswert bewertet. Andererseits kommt es zur Mobilisierung einer ländlich-idyllischen Kontrastfolie, um das Nicht-Städtische herauszustreichen und als planerische Verfehlung darzustellen. Die dem kulturellen Konzept der KritikerInnen der „Mahü neu“ zugrundeliegende Dichotomisierung von Stadt und Land ist Ausdruck eines Bestehens auf diesen reinen Kategorien. Die Disparität konstituiert sich sowohl auf der Ebene von räumlichen Eigenschaften als auch von Handlungsweisen im Raum, die entweder urban oder rural zu sein haben.

Bevor ich im nächsten Unterkapitel anhand dieses Beispiels noch auf Wechselwirkungen im Medienverbund eingehen werde, möchte ich abschliessend betonen, dass die zwei zitierten Kurzgeschichten nicht nur auf das Argumentationsrepertoire der BefürworterInnen des Planungsprojekts Bezug nehmen; mit der Bestrebung, dieses punktuell zu widerlegen. Die offizielle Vision des zukünftigen Straßenraums wird gar mit einer gehörigen Portion Angstlust konterkariert. So drücken KritikerInnen das Projekt mit Bildern einer rückständigen, fremd anmutenden, regelbefreiten, krisenhaften und gefährlichen Stadt aus, da sie sie ihrer Urbanität beraubt begreifen. Die Kombination von textlicher und visueller Semantik bedient die Logik von postapokalyptischen Werken der Popkultur, in der die Vorstellung einer verlassenen Geisterstadt, wie wir sie im Unterkapitel 7.2.1.3 betrachtet haben, mitschwingt: In dieser von der Menschheit zerstörten Welt ist eine besorgniserregende Stille eingeleert. Nur vereinzelt Verbliebene kämpfen ums Überleben sowie dafür, den vernichteten Lebensraum wieder auf eine Art und Weise bewohn- und

183 Beitrag in der Facebook-Gruppe „Vassilakou – Tear Down This Wall!“, 01.09.2013, URL: www.facebook.com/groups/157079997828315/permalink/160307724172209/ [07.03.2021].

nutzbar zu machen, die sich ganz an der vorapokalyptischen Ordnung orientiert. Für den Volkskundler Wolf Wilhelm Brednich drücken solch sagenhafte Horrorgeschichten, die sich auf das Fremde und Bedrohliche beziehen, eine rational nicht eingestandene Verunsicherung angesichts einer unberechenbaren Umwelt aus.¹⁸⁴

7.2.2.4 Der Abdruck von Geschichten aus dem Internet

Motorisierte NutzerInnen der Mariahilfer Straße, die durch die emotionale Adressierung in den beiden eben beleuchteten Erzählungen zu ihrer Zielgruppe gemacht werden, stehen in direkten Korrelation mit den Kontexten, in denen über die Aktion berichtet wurde. „Die Geschichten hinter dem humorvollen Internet-Projekt“ präsentierte nicht nur die Tageszeitung „Kurier“, sondern auch die von der Boulevardzeitung „Österreich“ betriebene Website „Verkehrsinfo.at“.¹⁸⁵ Letztere dichtete den T-Shirts mit dem Protestspruch sogar Kultstatus an. Die diskursiv gefärbte Reportage „zum wohl größten ‚Kreisverkehr‘ Europas“ greift die in den Kurzgeschichten enthaltenen Situationsbewertungen auf und belegt sie folgendermaßen:

„Nach einer Woche verkehrsberuhigter innerer Mariahilfer Straße, die noch immer nicht so recht funktioniert, ist auch klar: Das neue Einbahn- und Sackgassengewirr rundherum führt nur zu Verkehrsproblemen. [...] Das geht zwar den Autofahrern auf die Nerven, führt aber nicht dazu, dass dort nun weniger Autos fahren. ‚Wir haben jetzt täglich Stau, Lärm und mehr Abgase vor der Haustür – Fenster öffnen geht gar nicht mehr‘, klagen Anrainer.“¹⁸⁶

Die Schilderung auf dem Straßeninformationsportal, deren journalistische Qualität man in Frage stellen kann, weist kaum Diskrepanzen auf zum vorhin analysierten, mit dem Wortlaut „Das ist eine Geschichte...“ eingeführten und unmissverständlich fiktionalen Text, der als Aufhänger der faktualen Medienberichterstattung dient. Sie ist nur eines von vielen Beispielen für den scharfen Ton und die fantasievolle, teilweise schlampige Rhetorik, mit denen die Debatte in der Presselandschaft geführt wurde und die maßgeblich an der Polarisierung des Themas beteiligt war.

Die Verkehrsberuhigung der Mariahilfer Straße entwickelte sich zum Dauerthema in den Massenmedien – rund 4'000 Berichte im In- und Ausland wurden gezählt –, wobei insbesondere die kommerziell orientierte Sensationspresse als Meinungsmaschine fungierte. Mittels hoher Sprachökonomie wurden die Spannungen zu plakativen Schlagzeilen verdichtet. Alleine die „Kronen Zeitung“ veröffentlichte über 300 Meldungen über die „Mahü neu“. Medial wurde eine gesellschaftliche Spaltung hochbeschworen und der Eindruck vermittelt, es würden sich große Bevölkerungsschichten gegen das Projekt auflehnen, obschon sich viele Protestaktionen auf eine lautstarke Minderheit zurückführen lassen, die sich – durchaus aus berechtigtem Ärger – medienwirksam Gehör verschaffte.

184 Vgl. Brednich 1994.

185 Mierau 25.08.2013.

186 Ebd.

Vor diesem Hintergrund fasse ich viele Schübe und Tiraden als gezielte Provokationen auf, die den Mechanismus eines Verstärkers auslösen und ein Medienecho hervorrufen sollten. Eruptionsartige Häufungen von Äußerungen, Karrieren von thematischen Clusterbildungen und Konjunkturen von diskursiven Praktiken zu gewissen Zeitpunkten – beispielsweise im Fall von beschädigtem Stadtmobiliar nach der Fertigstellung des ersten Bauabschnittes – zeugen von strategischen Überbetonungen, um Aufsehen zu erregen, und verweisen auf virulente Stoßwellen des Gegendiskurses.

Aus diskursanalytischer Sicht legen solche Turbulenzen nahe, dass man die Sphäre der sozialen Netzwerke und die der Presseberichterstattung als symbiotisches System der Diskursivierung verstehen muss. Gerade „in Krisenzeiten, wenn der Bedarf an alternativen, flexiblen und authentischen Informationsquellen besonders stark ist, schließt Internet-Kommunikation an traditionelle massenmediale Kommunikationsprozesse an.“¹⁸⁷ Einerseits griffen Mitglieder von Facebook-Gruppen jene Meldungen aus Massenmedien auf, die ihre Wirklichkeitsdarstellung unterstützten, um sie zu multiplizieren und die Aussagen mit ihren Kommentaren zu rahmen. Andererseits spielten bewegende Beiträge auf Social Media den klassischen Medien zu und produzierten so laufend Nachrichtenwert zur Mariahilfer Straße.

So bemühte man sich, Risse und Lücken zu finden, Sand ins Getriebe zu streuen, um die Medienmaschinerie zu bedienen und ihr möglichst gute Stories zu verabreichen. Die Presse wurde zur Multiplikatorin, indem JournalistInnen die vorgelegten Geschichten von Facebook, wo Erfolg und Misserfolg nach den Regeln einer viralen Aufmerksamkeitsspirale funktionieren, zweitverwerteten. Die nicht unerhört gebliebenen Anstrengungen erzeugten auf diese Weise Machteffekte. Unter der Maxime „Only bad news are good news“ konnte sich daher ein Nährboden für eine wirkmächtige Gegenposition zur befürwortenden Anschauung etablieren, die eine große Reichweite erzielte. Neben der Auflagen stärkenden Kraft von sensationellen Negativmeldungen ließen sicherlich auch zeitgenössische Arbeitsbedingungen von Medienhäusern die vorbereiteten Geschichten auf fruchtbaren Boden fallen und bedeuteten für notorisch unter Kostendruck und Zeitnot stehende Medienschaffende ein gefundenes Fressen. Folglich vollzog das Thema eine transmediale Wanderung in eine breitere Öffentlichkeit, eingebunden in alltägliche Nachrichtenströme.

7.2.3 Zwischen Wissen(schaft)sformaten und Kolportagen

Die Opposition trachtete danach, eine Gegenöffentlichkeit zur unmittelbar von der Stadt Wien aufgebauten Sicht zu etablieren, die mit Expertisen von Fachleuten unterfüttert und argumentiert wurde. Dieser Rückgriff auf extern produzierte Plädoyers in Form von wissenschaftlichen Techniken (z.B. Verkehrsflussmodellen oder ökonomischen Prognosen), mit denen der Straßenraum von offizieller Seite ausgestattet wurde und die das Planungsvorhaben als berechtigt bestätigten, fehlte den GegnerInnen weitgehend. Dennoch treffen wir auch im oppositionellen Diskurs Instrumentarien an, die sich an tradierte Formen der Erkenntnisgewinnung und Wissensvermittlung anlehnen und die ich analytisch-

187 Fraas/Pentzold 2008, S. 2.

deskriptiv als pseudowissenschaftlich bezeichnen würde. Es handelt sich um diskursiv durchdrungene Praktiken und Formate des Wissens und des Wissen Schaffens, die im Gewand der Logik auftreten und Wertfreiheit beanspruchen. Die Aussagen bewegen sich aber teilweise näher am Fiktiven als am Faktischen. Die eingesetzten Erklärungsmodelle, Inszenierungsverfahren, Etablierungsstrategien und Methoden behaupten Wissenschaftlichkeit oder erinnern formal an sie, hadern aber mit der Verifizierbarkeit. Für die Forschungsfrage relevant sind sie aufgrund ihrer Funktionalität, Wissen zu produzieren, zu akkumulieren, zu fixieren und zu distribuieren, und mit Blick auf den Modus operandi, wie sie in den Kontext gesetzt werden.¹⁸⁸

Die Praxen, die das individuelle und kollektive Diskurshandeln verbinden, eint, dass sie mit einer dem Gegendiskurs verpflichteten Ausrichtung verbunden sind. Dieser Bias führt dazu, dass die eigenen Prämissen als unabhängige und allumfassende Erklärungskraft dafür dienen, zu definieren, was im Betrachtungsraum liegt und was nicht. Die präsentierten Herleitungen führen somit unweigerlich zur Selbstbestätigung, während kritische Äußerungen wiederum als Realitätsverkennung aufgefasst werden. Man interpretierte sie entweder als absichtliches Täuschungsmanöver der öffentlichen Hand oder als Aberglauben von Verblendeten.

In der Regel basierten die Argumentarien auf dem induktiven Prinzip der Erkenntnisgewinnung: AkteurInnen betrachteten einen spezifischen Tatbestand, studierten und analysierten ihn, indem sie Daten sammelten, aufbereiteten und daraus ein Ergebnis ableiteten. Die erzielten Resultate wurden mitsamt Lösungsweg der diskursiven Ordnung zugeführt, auf Facebook hochgeladen und in der Denkart eines erbrachten Leistungsnachweises mit Gruppenmitgliedern geteilt. Diese Tätigkeit des Konservierens bestimmter Ausschnitte einer zu vermittelnden Realität wurde sowohl von AdministratorInnen als auch von AbonnentInnen der Online-Portale ausgeführt. Eine damit stets einhergehende Gepflogenheit war die Danksagung an die UrheberInnen des jeweiligen Quellenmaterials für ihre Arbeit.

Während der Akt der Präsentation des angeblich wertneutralen Wissens die Funktion einer Beweisführung für die geteilte Wirklichkeitswahrnehmung einnimmt, wurden die untersuchten Erzeugnisse zu wichtigen Nachrichtenüberbringer innerhalb jener Communities, die sich gegen die neue Mariahilfer Straße erhoben hatten. Sie deckten einen Bedarf an leicht verständlichen Wissensformaten ab, die Geltung beanspruchen und gleichzeitig anschlussfähig sind. Im Sensationsgewand mit schaurigem Unterhaltungswert daherkommend, befolgten sie die Regeln einer skandalisierenden Kampagne, um in Umlauf zu gelangen. Somit weisen die angewandten Kulturtechniken der Verkündung von diskursiv gerahmten Nachrichten ebenso wie ihre Vertriebsform in den sozialen Medien und auf Meinungsforen eine gewisse Ähnlichkeiten mit der Kolportageliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts auf. Als Ideenträger für breite Bevölkerungsschichten hatte auch diese für die Verbreitung unbelegter Meldungen und Gerüchte gesorgt.

188 Vgl. Landwehr 2009, S. 71.

7.2.3.1 Urbane Anamnesen: Normierung durch Zustandsrapports

Ein häufig und auf allen untersuchten Facebook-Kanälen beobachtbares Phänomen war die auf Überzeugung ausgerichtete deskriptive Darlegung und inszenierte Messbarkeit bestimmter Themenstellungen in Form von Image Macros, die oftmals aus dem Kontext gerissene Halbwahrheiten verbreiteten. Sie enthalten Verdachtsmomente aller Art, die im Rückgriff auf Vorerfahrungen als Symptome der Umgestaltung gedeutet wurden. Dabei spielt die Betonung des Wechsels von der Ebene der Wissenschaft, Planung und Politik zum Modus des Alltags eine wichtige Rolle.

Die Dokumentation der kleineren und größeren Schieflagen der in Krisen geratenen Mariahilfer Straße erfolgte häufig durch mehrteilige Serien aus Fotografien mit gleichen Sujets, die eine statistische Messung vorführen. In der Regel durfte die exakte Uhrzeit und Datierung – etwa im Begleittext oder in Form von digitalen Signaturen – als Zeugnis für die Richtigkeit der Angaben nicht fehlen. Manchmal wurden Collagen aus Bildern und mokanten Kurztexten gebaut oder Pfeile und Kreise eingefügt, um auf die intendierte Bildaussage hinzuweisen. Mit analytischer Distinktion und Objektivitätsanspruch ausgestattet, übernehmen diese diskursiven Fabrikationen die Funktionalität von Diagnosen und Warnzeichen, die darauf abzielen, entsprechende Subjektivationen der BetrachterInnen zu aktivieren. So auch bei der Kombination aus drei Bildern, die Stausituationen zeigen, und einer Fotografie einer leeren Mariahilfer Straße, über der mittig folgende Zustandsbeschreibung mit anknüpfender Frageform platziert ist: „Seit 4 Wochen Dauerstau in Wien 6 und 7 dank grüner Stadtplanung! Morgen auch bei Ihnen?“ (siehe Abb. 9). Im Beitragskommentar wird die alarmierende Aussage nochmals bekräftigt: „Heute sind Sie betroffen! Morgen vielleicht schon Ihre Freunde! Bitte TEILEN Sie es so oft wie möglich, denn es kann wirklich jeden in Wien treffen!“¹⁸⁹

Das Abgebildete hat keinen ästhetischen Ansprüchen zu genügen, sondern besticht durch seinen detektivischen Schnappschusscharakter: Die häufig verschwommenen und verwackelten Bilder können en passant oder vom Fenster aus aufgenommen worden sein. Dadurch bot der Gegendiskurs seinen TeilnehmerInnen nicht nur Möglichkeiten der Benutzung und Aneignung. Gerade durch die Berufung auf die alltägliche Erfahrungsdimension des problematisierten Gegenstandes konnten sich die Zustandsrapports auch rasch zum Kompetenzbeweis entwickeln. So wurden sie als Produkte von AlltagsexpertInnen und Gegenstücke zum geringen persönlichen Involvierungsgrad der Rathauskoalition hochstilisiert. Diese Kontrastierung unterstützte das Credo der KritikerInnen, dass die autoritativen Wahrheitsansprüche auf wissenschaftliche, planerische und politische Fehlurteile basieren würden, da die Verantwortlichen das örtliche Geschehen, wenn überhaupt, nur aus sicherer Entfernung mitbekämen. Analog dazu erwiesen sich die Foto-Berichte von UserInnen als brauchbares Instrument gegen die Meinungen von FachexpertInnen, die ihre Unterstützung der Projektierung öffentlich

189 Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 15.09.2013, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407.1073741827.122455957924963/124364634400762/?type=3&theater [07.03.2021].

kundtaten. Letztere wurden übrigens innerhalb des Gegendiskurses kaum je ohne Anführungszeichen genannt und durch diesen ironischen Duktus zu rhetorischen Figuren ohne Aussagekraft entglorifiziert.



Abbildung 9: Zustandsrapport auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“

Die Aufbereitung bewegender oder verstörender Aufreger umfasste nicht nur textliche Beschreibungen, sondern auch symbolische Zuschreibungen. Auf Zustände, Objekte und Personen projizierte man gewisse Eigenschaften und spezifische Attribute; belegt wurden sie mittels wahrheitsanzeigenden Bildmaterialien. Dies konnten Abverkaufsschilder in Geschäftsauslagen sein, die ihre Schließung ankündigen (das Online-Portal „Heute“ überführte diese Zustandsrapports in eine Geschichte namens „Geschäfte-Exodus auf der MaHü“¹⁹⁰), Müllanhäufungen, die an Wochenenden über Nacht entstanden sind, neue und bereits dem Vandalismus zum Opfer gefallene Holzbänke oder sich zu Kolonnen stauende Autos in Nebenstraßen, wie schon in der vorangegangenen Analyse der Gegenkampagne ersichtlich wurde. Die kollektive Wachsamkeit betraf aber auch obdachlose Menschen, die auf Bänken saßen, BettlerInnen oder Verkehrsregeln brechende RadfahrerInnen. Sie alle wurden (meist fotografisch) festgehalten, typisiert, negativ abgestempelt und der Facebook-Community wie gesammelte Artefakte vorgeführt.¹⁹¹

¹⁹⁰ O.V. 14.01.2014.

¹⁹¹ Nach reiflicher Überlegung sah ich davon ab, diese vorurteilsbehafteten, mitunter diskriminierenden Stereotype in dieser Arbeit zu reproduzieren.

Während die disziplinierende Zurschaustellung negativer Stereotype, denen man unrechtes Verhalten zuschrieb, eine moralische Unterlegenheit inszeniert, zielten die Zustandsrapports – so divers sie thematisch sein mochten – meist auf ein und dasselbe Ziel ab: das Aufzeigen der Dysfunktionalität der Verkehrsberuhigungsmaßnahmen. Sei es in Bezug auf die durch sie hervorgerufenen Verhaltensweisen, das angezogene Klientel, die neue Wegeführung, die Entwicklung als Wirtschaftsstandort oder die Qualität der im Umbau verwendeten Materialien; stets wurde im erfassten Vorkommnis ein bestimmtes Muster erkannt, das zu einer Antithese zum amtlichen Planziel entwickelt und als Teil einer zum verlässlichen Fundament gewordenen Theorie kommuniziert wurde. Die auf Facebook archivierten Indikatoren übernahmen die Funktion von Hilfsbefunden, um über die Umgestaltung zu urteilen.

Was dabei als subversive oder destruktive Praxis im Stadtraum gelesen wurde, beruht auf einer tradierten Deutungshoheit und ist von Retrospektivität geprägt. So ist auf der symbolischen Ebene ein Bezug auf Narrative der Großstadtkritik des 19. Jahrhunderts kaum von der Hand zu weisen, in der die Stadt als Hort des Schmutzes, der Delinquenz und der Entfremdung erscheint. Dabei muss man aus diskursanalytischer Sicht hervorheben, dass viele Nutzungen im Stadtraum als widerständige Praxen erscheinen, weil sie von der durch Gewohnheit konventionalisierten Gebrauchsfähigkeit des jeweiligen Freiraums abweichen. In anderen Worten beinhalten auch etablierte Nutzungsformen Aneignungen von Dingen und Räumen.¹⁹² Dies drückt sich etwa dadurch aus, dass frühere Raumordnungen die autogerechte Stadt aktiv geplant, ermöglicht und reguliert hatten. Man begegnet ihren Überbleibseln im urbanen Raum noch heute, beispielsweise bei räumlich dominanten Fahr- und Parkplatzspuren, der Unterführung nichtmotorisierter VerkehrsteilnehmerInnen oder für den Kfz-Verkehr optimierten Ampelschaltungen.¹⁹³ Die dadurch entstandene Privilegierung von AutofahrerInnen wird anlässlich der Umbaupläne der Mariahilfer Straße von eben diesen verteidigt. Und dies geht einher mit der Stigmatisierung gewisser, meist schwächerer Gruppen.

Die Tragweite des beiläufigen, aber mitnichten zufälligen Einsammelns von Argumenten, die das offiziell kommunizierte Bild der Stadt Wien und die ExpertInnenaussagen empirisch widerlegen sollen, artikuliert sich auf den chronologisch geordneten Pinnwänden der verschiedenen Facebook-Plattformen. Hier nehmen sie beinahe einen Drittel aller sichtbaren Beitragsaktivitäten ein. Ihre breite Streuung kann aus dem Machtgefälle zwischen den offiziellen Darlegungen und der antagonistischen Offensive erklärt werden: Während die Behörden nicht nur verschiedene Budgettöpfe zur Bewerbung der Umbaupläne einzusetzen vermochten und über herrschaftliche Kanäle zur Informationsverbreitung verfügten, konnten sie nach Bedarf Fachstudien beauftragen, die den Stadtentwurf mittels ExpertInnenaussagen fundierten und legitimierten. Die Ressourcen der OpponentInnen hingegen bestanden lediglich aus dem Einsatz ihrer Zeit und ihrem

192 Ostermeier 2017, S. 265.

193 Das Paradigma begründete Hans Bernhard Reichow. Vgl. Reichow 1959; vgl. Bernhardt 2017.

Engagement – sowie dem „Resonanzraum“¹⁹⁴ ihres Tuns durch die Vervielfältigung und Weiterbearbeitung im Medienverbund.

Aufgefasst als Quellen ebenso wie Sedimente des Gegendiskurses, verhandeln die gesammelten Zustandsbeschreibungen und Bildbeweise im Subtext Fragen der Normierungen betroffener Situationen, Menschen und Verhaltensweisen. In Szene gesetzt als Anzeiger für eine Störung werden sie zu deren Symbol. Was nicht passt, wird ausgespart oder passend gemacht. Beobachten lässt sich dies etwa anhand eines Beitrags vom 5. Dezember 2013 auf der Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“. Angefügt ist eine Adressliste zum Erweis von Insolvenzen, die ursächlich auf die Probephase zurückgeführt werden.

„Liebe Gemeinde, ich habe mir die Mühe gemacht und die Konkurse seit der neuen MAHÜ in den Bezirken 6. und 7. rauszusuchen. Um die ehemaligen Betreiber/Eigentümer nicht in die Öffentlichkeit zu bringen, habe ich nur die Adressen zusammengeschrieben. Wir reden von 48 Konkursen seit dem MAHÜ Murx lt. Wiener Zeitung angemeldet wurden. Wie viele Menschen sind nun arbeitslos geworden? Ich kann nur sagen: Frohe Weihnachten und gute Nacht.

Admin – Michael“¹⁹⁵

Nicht ohne Hinweis auf die mühevolle Recherchearbeit wird der „Gemeinde“ die Zahl der Konkurse präsentiert, deren Höhe auf die Verkehrsberuhigungspläne zurückgeführt wird. Weitere Kontexte, Abhängigkeiten und Einflussnahmen auf Geschäftsschließungen finden in der Darlegung keinen Platz; Kausalität und Korrelation werden gleichgesetzt. So wird die Komplexität der Materie geglättet und das übersichtlich gemachte Erzeugnis an die eigene Wirklichkeit angeglichen. Die Etikettierung als *objektives* Wissen (hier durch den Rückgriff auf Daten im Amtsblatt der „Wiener Zeitung“) diene der Erstellung von möglichst allgemeingültigen Gesetzen, was auf ein vom Positivismus geprägtes Vorverständnis hindeutet. Die Wissensvermittlung wiederum wird mit moralischen Gehalten verknüpft: So werden die Betriebe aus ethischen Gründen anonymisiert und Arbeitsplatzverluste adressiert, was durch den Verweis auf die bevorstehenden Weihnachten zusätzlich dramatisiert wird.

Auch im Begleitkommentar einer Collage, die ein Jahr später, am 4. Jänner 2014, ebenfalls auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“ publiziert wurde, äußern sich Konventionalisierungen von scheinbar messbaren Verhältnissen, die innerhalb des Gegendiskurses machtvoll tradiert werden (siehe Abb. 10):

„Danke an Alf für die Fotos: Diese wurden um ca. 17:18 Uhr aufgenommen. Die Leute gehen am Gehsteig wo sie hin gehören. Vereinzelt verläuft sich jemand auf die Strasse. Dort wo Autos fahren dürfen, fahren sie auch aber was ist wenn der Umbau kommt? Wie wird es dann? Die Geschäfte leiden jetzt schon darunter....und die Anrainer ebenfalls... Euer Admin Chris“.¹⁹⁶

In diesem Fall gehen die Zustandsbeschreibungen mit der Normierung des Verhaltens

194 Lorenz-Mayer 2005.

195 Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 05.12.2013, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407/130553130448579 [07.03.2021].

196 Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 04.01.2014, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407/132710526899506 [07.03.2021].

von PassantInnen, der Befindlichkeiten von AnrainerInnen sowie der Pauschalisierung der lokalen Ökonomie einher und autorisieren diese. Aus beobachteten Regelmäßigkeiten wird Quantifizierbarkeit behauptet, aus Ableitungen von Grundannahmen auf „das große Ganze“ geschlossen. Dabei kommen Vorstellungen von der Realität als eine absolute, tatsächliche, unumstößliche Wahrheit zum Vorschein. Aus diesen Beobachtungen kann die These abgeleitet werden, dass die diskursiv orchestrierte Darbietung eben nicht aus dem reinen Aussagewert der Auflistungen von Adressen oder der Ansammlung von fotografischem Beweismaterial besteht. Vielmehr wird die Bedeutungsproduktion durch die Akkumulation von Datensätzen in Verschränkung mit Normierungen geleistet. Diese diskursiv nutzbare Bauweise besitzt symbolischen Wert; als handfeste Bescheinigung der Aussagen, auf die sich die betreffende Situationsbeschreibung stützt. Statt ein tendenziöses Szenario zu kolportieren, hat sie dem Anschein nach jegliche persönliche Befindlichkeit abgestreift, sich ihrer Subjektivität entkleidet und vermittelt den Eindruck des objektiv Beweisbaren.



Abbildung 10: Zustandsrapport auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“

7.2.3.2 Balkendiagramme zur Mobilisierung und Kollektivierung

Eine zentrale Forderung, die von den KritikerInnen ausging (und letztlich in Form des im Frühjahr 2014 neu geschaffenen, speziell zugeschnittenen Abstimmungsverfahrens bedingt umgesetzt wurde), war die systematische Befragung der Betroffenen, ob sie einer Umgestaltung der Mariahilfer Straße zustimmten oder den bisherigen Zustand beibehalten wollten. Im Vorfeld der bindenden Enquete tauchten Prozeduren der tentativen Stimmabgabe auf; diskursive Praktiken, bei denen die Verknappung der sprechenden Subjekte in der Kommentierung und Bewertung der Sachlage augenscheinlich wird. Man kanalisierte Aussagen, formierte die Unordnung der Diskurse neu und bändigte so ihre Unkontrollierbarkeit, wie von Foucault in „Ordnung der Diskurse“ beschrieben.¹⁹⁷

Zahlreiche Massenmedien luden zu Trendumfragen ein, was in regen Zirkulationsbewegungen zwischen den Umfrageportalen und den untersuchten Seiten und Gruppen auf Facebook mündete. Wenn etwa Admin Fred den „Zwischenstand von heute 17h der krone.at Befragung als Grafik“ teilte, machte er dies aktivierend als Aufruf: „Liebe Facebookgemeinde nicht nachlassen und weiter abstimmen!“¹⁹⁸ Die zahlreichen Akte des Link-Sharings zu solch externen Messungen bedeuteten nicht nur eine Mobilisierung der Protestgemeinschaft, sondern führten auch zu ihrer Kollektivierung. Dies legen spezifische Anreden mit familiären oder nachbarschaftlichen Referenzen und Ausdrücke der Anhängerschaft nahe, die ein typisches Merkmal der oppositionellen Kommunikation darstellen.

Die quantitativen Erhebungen zu Fragen über die Zukunft der Mariahilfer Straße wurden als Gruppenarbeiten betrachtet. Alle Beteiligten wurden für das Erreichen des Etappenziels – bestehend aus einem möglichst langen Balken an der richtigen Stelle – mitverantwortlich gemacht. Umfragen wurden verbreitet, Zwischenstände analysiert, Resultate ausgewertet und besprochen, eine breite Ablehnung suggeriert und Stimmung gemacht. Die Imagination der gemeinsamen digitalen Partizipation konstituierte ein Wir-Gefühl und einen Resonanzkörper, der die unilateralen Wissens- und Wirklichkeitsformen verstärkte. Ostentativ wurden diese auf den Punkt gebracht und zu essentiellen Tatbeständen zugespitzt, die beispielsweise so klangen: „es gibt nur ‚ja oder nein‘ und nix dazwischen...“¹⁹⁹

Bildeten die Meinungsumfragen eine tendenziell oder überwiegend oppositionelle Einstellung zum Thema ab, wurden die externen Testverfahren als Legitimierung nach dem Mehrheitsprinzip und als Indizien für die Korrektheit der eigenen Meinung herangezogen. Sie übernahmen sodann die wirklichkeitskonstitutive Funktion einer sachverständigen Bescheinigung der eigenen Ansichten. Im Falle eines in der Facebook-Gruppe „MAHÜ neu NEIN DANKE“ am 20. August 2013 hochgeladenen Bildschirmfotos, dessen Quelle

197 Vgl. Foucault 1991, S. 10-11.

198 Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 16.11.2013, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407.1073741827.122455957924963/129222087248350/?type=3&theater [07.03.2021].

199 Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 08.01.2014, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407.1073741827.122455957924963/132968643540361/?type=3&theater [07.03.2021].

unerwähnt bleibt, wurde in Anbetracht einer relativen Mehrheit exklamiert (siehe Abb. 11): „Hier haben wir den Beweis dass sogar dir Mehrheit dagegen is...interessant dass die Günen das einfach ignorieren!!!!“²⁰⁰



Abbildung 11: Balkendiagramm einer Umfrage in der Facebook-Gruppe „MAHÜ neu NEIN DANKE“

Der Kommentator, der die Resultate der Trendumfrage als Bestätigung seines Weltbildes auffasst und synchron dazu Inkonsequenz seitens der politischen Herrschaftsmacht wittert, steht symbolisch für ein weiteres Charakteristikum des Gegendiskurses: die gebetsmühlenartige Proklamation, dass die EntscheidungsträgerInnen – primär aus dem Bürgermeister und der Vizebürgermeisterin, sekundär aus den Bezirksvorstehungen bestehend – den Kontakt zur restlichen Bevölkerung aus den Augen verloren hätten, lediglich auf eigene Vorteile achten und faule Kompromisse erarbeiten würden. Die geäußerte Politikverdrossenheit besteht indes nicht aus introvertiertem Ressentiment, sondern zeigte sich in verachtend-aggressiver Sprache und der kolportagehaften Verbreitung auf diversen Kanälen.

Indem der Geltungsanspruch der eigenen Perspektive an skizzierte diktatorische Verhältnisse gekoppelt wird, setzt ein diskursiv wirkmächtiger Mechanismus ein, der die eigene Wissensdarlegung automatisch schützt. Es streicht die Allgemeingültigkeit der Contra-Position heraus und minimiert gleichzeitig, mit dem Verweis auf politische Intrigen, die Gefahr des Widerspruchs durch die nahende Volksbefragung. Exemplarisch erkennbar wird dies im folgenden Beitragskommentar zu einem Tortendiagramm, das den Zwischenstand einer Umfrage der Online-Redaktion der „Kronen Zeitung“ darstellt: „Das

200 Beitrag in der Facebook-Gruppe „MAHÜ neu NEIN DANKE“, 20.08.2013, URL: www.facebook.com/groups/679207772109404/permalink/679211218775726/ [12.09.2020].

Ergebnis zeigt deutlich, wie die Bürgerschaft denkt und will! Nur liebe Freunde, ändern wird dieses Votum nichts! Denn das würde ja bedeuten, dass Fehler eingestanden werden müssen und das Gesindel ist ja „Fehlerfrei!“²⁰¹



Abbildung 12: Aufzählung vergangener Abstimmungen auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“

Dementsprechend drückten GegnerInnen nach der vollzogenen Abstimmung nicht nur ihre Enttäuschung aus, sondern rochen auch die Lunte: Der bereits im voraus ausgedrückte Verdacht auf Manipulation sah man bestätigt. In der Folge betätigten sich vereinzelte AkteurInnen als PsephologInnen, die wissenschaftlich anmutende Untersuchungen über das Abstimmungsverhalten erstellten und verbreiteten. Ein Beispiel für eine dem Anschein nach neutralen Analyseleistung ist die angefügte Abbildung 12, die ich mit dem Code „merkwürdig“ versehen hatte. Es handelt sich um eine Aneinanderreihung von sieben vergangenen, chronologisch geordneten Befragungen mit Eckdaten zum Zeitpunkt der Durchführung, zur Anzahl der Stimmberechtigten und zur Wahlbeteiligung. Die tabellarische Auflistung verhält sich kongruent mit dem Inhalt eines Wikipedia-Beitrags unter dem Suchbegriff „Wiener Volksbefragungen“, der als Quelle genannt wird. Als achter Punkt ist die „BürgerInnen-Umfrage Mariahilfer Straße“ rot hervorgehoben, dessen Angaben von der offiziellen Website der Stadt Wien stammen, wie von der zweiten Quellenangabe verwiesen.

Dass die analytische Rekonstruktion eines Untersuchungsgegenstandes stets ein interpretativer Prozess ist, der je nach RezipientIn unterschiedlich ausfallen kann, präsentiert

201 Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 16.11.2013, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407.1073741827.122455957924963/129222087248350/?type=3&theater [07.03.2021].

sich hier musterhaft. Nachdem ich auf dieses Diskursfragment stieß, ließ es mich nicht los, obschon oder wohl gerade weil ich es nicht verstand. Die formale Auflistung suggeriert per se Vergleichbarkeit, aber der Datensatz besitzt in dieser spezifischen Zusammenstellung keine für mich erkennbare Aussagekraft, die über die einzelnen Befragungen mit je anderen Grundgesamtheiten hinausgehen würde. Es handelt sich um eine Zusammenstellung unterschiedlicher Themen und Datensätzen, die nicht weiter expliziert werden. Die eigentliche Bildaussage scheint erst durch die Rahmung mit dem auf der rechten Bildhälfte dominant platzierten *Screen Bean Character* komplettiert: Das gesichtslose Männchen im Cartoon-Stil greift sich an den Kopf und produziert Fragezeichen. An der präsentierten Sache dürfte etwas faul sein – so die verschwörungstheoretische Implikation des Dokuments, dem der Anspruch, das Wahlergebnis anzuzweifeln, zugrunde gelegt wurde.²⁰²

7.2.3.3 *Unpassierbarkeit des Stadtraums laut Google Maps (q.e.d.)*

Zum Zeitpunkt der Debatte um zulässige Querungen der Mariahilfer Straße für den motorisierten Individualverkehr wurde eine spezifische Kulturtechnik angewandt, um neues Wissen zu schaffen: KritikerInnen nahmen eine Routenplanung beim digitalen Kartendienst „Google Maps“ vor und präsentierten dies als wirklichkeitsanzeigendes Experiment.²⁰³ Die vorgeblich logische Erscheinung auf der Karte sollte das bereits Vermutete durch eine unvoreingenommene Instanz belegen. Die Aufgabe der Beweisführung wurde dabei einem kommerziellen Navigationssystem übertragen, deren Datengrundlage aus Geoinformationen besteht, die wiederum auf offizielle (während der Probephase jedoch nicht aktualisierte) Straßenkarten zurückgreifen. Algorithmen ermitteln dann unter Berücksichtigung manuell einfügbarer Kriterien eine Zielführung zu einem gewählten Ort.

Es ist durchaus möglich, dass sowohl von SenderInnen- als auch EmpfängerInnenseite nicht weiter über die Konfiguration des Apparates nachgedacht wurde, der zur Darlegung einer anscheinend wertneutralen, unabhängigen und tatsächlichen Wahrheit eingesetzt und als zitierfähig eingestuft wurde. Diese ausbleibende Quellenkritik ist ein Charakteristikum der angewandten „objektiven“ Wissensformate, deren Plausibilität sich eben aus ihrer Selbstverständlichkeit speist. Letztlich gehört das beschriebene Verfahren für viele Menschen zur Alltagspraxis. Der Einsatz als Zeichensystem im sozialen Interaktionsraum Facebook – zweckentfremdet von der Navigation – ist also ein leicht dechiffrierbarer Bedeutungsträger.

In einem Beispiel, das am 21. Juli 2014 – also während den Neugestaltungsarbeiten – auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“ präsentiert wurde, sind zwei Routen vorgeschlagen, die beide um ein Vielfaches länger sind als die Distanz zwischen Ausgangs- und Endpunkt (siehe Abb. 13). Der weiße Fleck, der sich dadurch im Zentrum des Kartenausschnitts formt, erinnert vielleicht nicht zu Unrecht an den Horror vacui, der

202 Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 07.08.2014, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407.1073741827.122455957924963/147124125458146/?type=3&theater [07.03.2021].

203 Vgl. Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 12.04.2014, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407.1073741827.122455957924963/139685399535352/?type=3&theater [07.03.2021].

bereits in den frühen Epochen der Kartografie im Draufblick auf unerforschte Teile der Erdoberfläche verspürt und daher mit Verzierungen und imaginären Fabelwesen bekämpft wurde. Auch der Gegendiskurs etablierte eine von Schrecken und Strapazen geprägte Perspektive auf die Neugestaltung der Mariahilfer Straße als vermeintlich zivilisatorisch rückständiges Terrain.

„Thomas hat uns eine Skizze gemacht, wie er derzeit auf den 2 schnellsten Wegen in Mariahilf/Neubau von A nach B kommt. Da sieht man sehr gut wie die Autofahrer vera*.. werden. In der Welt der Grünrebelln und Radanarchos fährt man eben nicht Auto, auch nicht als Reparaturdienst, Heimhilfe, Verwandter von Pflegebedürftigen, sowas gibt es in deren Welt nicht.“²⁰⁴

Der angeführte Begleittext verdeutlicht, dass an das sachliche Ergebnis der Routenbeschreibung, die als hergestellte „Skizze“ spezifiziert wird, ein emotionaler Appell gekoppelt ist. Die konkrete Autofahrt – und mit ihr sowohl die vor der Umgestaltung im physischen Raum vorherrschende Privilegierung des motorisierten Verkehrs als auch die Erregung über die Eindämmung dieser Bevorzugung – wird letztlich philanthropisch argumentiert. Auch wenn ich hinter der Verteidigung des Symbolischen letztlich die Verteidigung materieller Werte vermute und eine „wutbürgerliche Durchsetzung von Partikularinteressen“ wittere, verschärft sich der Vorwurf der Diskriminierung von AutofahrerInnen.²⁰⁵ So vermittelt das Posting keine Fakten, wie vordergründig präsentiert, sondern Haltungen und Gefühle.

Die im Beitrag angelegten Sinnzusammenhänge werden in der Kommentarspalte diskursiv weiterverarbeitet. Auch hier lässt sich wieder beobachten, dass die Beurteilenden bereitwillig Argumente in Bezug auf den Umweltschutz einsetzen, die ursprünglich dem hoheitlichen Diskurs entstammen und mit dem Parteiprogramm der Grünen in Verbindung stehen. In mehr oder weniger expliziter Referenz dazu werden sie nun spiegelverkehrt in den Gegendiskurs einverleibt: „Das gibt nach meinen Schätzungen so etwa 8 bis 10 mal so viel Abgasausstoß, eher mehr durch Stop-and-Go. Bravo Umweltpartei!“²⁰⁶ Die Diskussionsgrundlage liefert meist die besagte Routenbeschreibung, deren inhärentes Anschauungswissen für wahr genommen wird, wie im folgenden Kommentar ersichtlich wird: „Das ist der Beweis: Die Grünen haben ABSOLUT NICHTS mehr mit grün bzw. öko zu tun - denn sonst wären ihnen solche sinnlosen Umwege der erste Grund für sinnvolle Verbesserungen, weil da ja ein viel-mehr-Faches an Abgasen produziert wird!“²⁰⁷

204 Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 21.07.2014, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407.1073741827.122455957924963/146097942227431/?type=3&theater [07.03.2021].

205 Becker 2015, S. 8.

206 Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 21.07.2014, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407.1073741827.122455957924963/146097942227431/?type=3&theater [07.03.2021].

207 Ebd.



Abbildung 13: Ein Reisebericht der anderen Art auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“

Schließlich sei darauf hingewiesen, dass auf Facebook lediglich das Produkt – ein Plan, der anzeigt, wie man von A nach B kommen kann, – vorgeführt wurde. Die Rahmenbedingungen, unter denen die Routenfindung entstanden ist, sind hingegen ausgeblendet und unsichtbar gemacht. So wird dem präsentierten Wissensstand die Möglichkeit zur Falsifikation weitgehend entzogen. Vereinzelt finden sich daher diskursive Konter, die die Gültigkeit des proklamierten Wissens anzweifeln, indem sie die Vertrauenswürdigkeit der Quelle grundsätzlich in Frage stellen oder die Navigationsanfrage wiederholen. So trat ein Kommentator den Gegenbeweis an mit den Worten „Wenn Thomas viel Zeit hat und Wien erkunden erkunden möchte, kann er natürlich die von ihm vorgeschlagenen Routen fahren. Menschen, die wirklich zu tun haben - beispielsweise Handwerker, Heimhilfen oder jene, die das Essen auf Rädern bringen, nehmen ganz einfach die kürzere Route“ und veröffentlichte eine alternative Wegvariante.²⁰⁸

208 Vgl. Beitrag auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 22.07.2014, URL: www.facebook.com/photo.php?fbid=747493655289863&set=p.747493655289863&type=3&theater [07.03.2021].

Teil II:

Manuskript zur Sendung

dérive – Radio für Stadtforschung

Stadtumbau zwischen Dystopie und Utopie.

Bedeutungskämpfe rund um die Umgestaltung der Wiener Mariahilfer Straße

Ein Feature von Sandra Voser

Erstausstrahlung: 1. September 2015, 17.30-18.00 Uhr auf Radio Orange o94

Online unter: www.derive.at/radio/stadtumbau-zwischen-utopie-und-dystopie/
www.cba.fro.at/294983

Jingle: dérive – Radio für Stadtforschung (0:30)

(Fade in) Atmo: Geräusche Mariahilfer Straße (0:20)

[Vox pop, Teil 1]

O-Ton Elisabeth Hubauer (0:20):

Als das Projekt präsentiert wurde, habe ich's sehr positiv aufgefasst. Während der ersten Teilgestaltung sind dann einige Sachen passiert, die vielleicht große Kommunikationsfehler waren. Meiner Meinung nach wurden die Geschäftsleute oder die Umgebung zu wenig eingebunden in das Beteiligungsverfahren.

O-Ton Sarah Rappold (0:20):

Aso i hab mitkriegt, was sie vorhaben, hab mi drauf gfreut und ich finde, sie haben das mit der Baustelle super glöst, weil's einfach immer nur a Abschnitt war und dann ist es eigentlich irrsinnig schnell gange. Ich bin überhaupt Fan, jetzt wie sie's jetzt gmacht hobn. Aso i find a mit der Verkehrsberuhigung, also wir g'spüren des halt schon, dass einfach weniger los is. Könnten's mehr machen in Wien!

O-Ton Edwin Markovics (0:09):

Verkehr is jetzt eine Katastrophe geworden. Kan Parkplatz mehr. Also ich wär todunglücklich, würd ich hier wohnen. Also das wär a Katastrophe, ich würd wegziehn.

O-Ton Petra Dachauer (0:09):

Es is wunderschön geworden. Man kann flanieren. Und für die Anrainer muss ja des wirklich paradiesisch sein.

[Anmoderation]

Sprecherin (0:15):

Die Mariahilfer Straße, in Wien liebevoll „Mahü“ genannt: Für die Einen ein Dorn im Auge seit sie verkehrsberuhigt wurde, für die Anderen ein erweitertes Wohnzimmer. Aber beginnen wir von vorne, im Schnelldurchlauf.

Sprecher (1:11):

*2010 erfolgt der politische Beschluss der rot-grünen Stadtregierung, die 1,8 Kilometer lange Innere Mariahilfer Straße zwischen dem Wiener Westbahnhof und dem Museumsquartier zugunsten des nicht-motorisierten Verkehrs umzubauen. Nach Grundlagenstudien und Variantenprüfungen wird 2012 der Beginn der Umgestaltung bekanntgegeben. Zwei Jahre später, als sich das neue Verkehrskonzept bereits in der Probephase befindet, werden die AnwohnerInnen der zwei angrenzenden Bezirke Mariahilf und Neubau um ihre Meinung gebeten. Bei der BürgerInnenumfrage – ein von der Stadtregierung kurzerhand neu erschaffenes direkt-demokratisches Instrument – sprechen sich 53 Prozent **für** eine Beibehaltung der Verkehrsberuhigung aus. Folglich wird die Mariahilfer Straße in zwei Bauabschnitten in eine Fußgängerzone umgebaut. Am Anfang und am Ende befinden sich sogenannte Begegnungszonen, die ein gleichberechtigtes Miteinander von allen VerkehrsteilnehmerInnen ermöglichen.*

(Fade in) Atmo: Geräusche Mariahilfer Straße (2:17)

Sprecherin (0:48):

Vor einem Monat nun wurde die Flaniermeile feierlich eröffnet. Was hier nach einem linearen Planungsverlauf klingt, äußerte sich als Spannungsfeld zwischen utopischen Stadtvisionen und apokalyptischen Zukunftsszenarien. Denn während die Initiatoren „mehr Platz, mehr Ruhe und mehr Gemütlichkeit statt Stau“ versprochen und dabei eine entschlunigte, lebenswerte Stadt skizzierten, wurde die Mahü in Boulevardzeitungen und sozialen Netzwerken als „Skandalprojekt“, als „Schande für Wien“ hinunter stilisiert. Die Rede war von einem „rotgrünen Anschlag auf die Mariahilfer Straße“, der zum „Exodus der Kaufleute“ führe, ein „biblisches Chaos“, „Anarchie“ und „Hysterie“ hervorrufe. Verschiedene Konzepte und Kodierungen des Urbanen prallten aufeinander. Ein Tauziehen um ein bestimmtes Narrativ resultierte.

[Vox pop, Teil 2]

O-Ton Martin Riegler (0:13):

*I glaub, es **kann** nur in die Richtung gehen, speziell bei so ner Straße. Einfach den urbanen Raum dem Fussgeher, dem Radfahrer geben und die Öffis ausbauen, ja. Und mit den Autos zurück, des geht ned anders.*

O-Ton Veronika Horvath (0:04):

Die Autofahrer haben's ohnehin schon sehr, sehr, sehr, sehr schwer in Wien.

O-Ton Elisabeth Hubauer (0:10):

Von mir aus kann die halbe Stadt Fussgängerzone sein. Ja, mit den Begegnungszonen, mit den Autos, das muss si glaub i no einspielen, aber ich denke das funktioniert überall auf der Welt, warum nicht in Wien auch?

O-Ton Maria Ablinger (0:10):

Entweder hat ma Fussgängerzone und da will ma da geh'n. Oder ma hat ka Fussgängerzone, da kann i mit die Autos fahren. Aber beides gleichzeitig ist schwachsinnig, find i.

Sprecherin (0:15):

Radio dérive hat den heiß umkämpften Stadtumbau aus einer ethnografisch-kulturwissenschaftlichen Perspektive unter die Lupe genommen und sich auf der neuen Flaniermeile umgehört. Inwiefern tangiert die Verkehrsberuhigung den Alltag der NutzerInnen? Wie wird der Planungsprozess im Nachhinein bewertet? Haben sich die Bilder im Kopf, die Visionen und Befürchtungen, realisiert und materialisiert? Und: Ist der ideologische Grabenkampf um die Neugestaltung der längsten Einkaufsstraße Österreichs heute noch im Gange?

[O-Ton-Bericht]

O-Ton Patrick Kerbl (0:33):

Also i bin hier groß worden im siebten Bezirk. Straßenbahn hab i nich mehr kennen gelernt, aber zweispurig, in beide Richtungen befahrbar, ja. Im Unterschied halt zu jetzt, ja, wo halt nur in eine Richtung und nur mit zwanzig km/h und alle sind gleichberechtigt, ja. Jetzt im Nachhinein muss man sagen, schaut recht guat aus. Obwohl alle gsagt haben, wird nicht funktionieren. Nein aso, Mariahilfer Straßen is guat worden. Sie lebt – mehr als je zuvor. Auch wenn's von den Grünen kommt.

Sprecherin (0:12):

Mein Gesprächspartner, der in einem Elektronikgeschäft auf der Mahi arbeitet, hat seine Meinung nach Vollendung des Straßenumbaus revidiert. Doch die Herangehensweise der Stadtregierung sieht er nach wie vor kritisch.

O-Ton Patrick Kerbl (0:47):

Also i war sogar ein Gegner von diesem ganzen Umbauplan halt, ja. Aber im Endeffekt bringt's jetzt den ganzen Kaufleut was. Die Umsätze für die Geschäfte hier steigen seit dem die Mariahilfer Straße fertig ist, das ist, is fix. Weil das ist einfach einzigartig. So eine lange Fussgänger- und, äh – wie heißt dieses Ding? – diese Begegnungszone gibt's in ganz Europa nicht, auf diese Länge. Aber, es ist, wie sie's am Anfang begonnen habn, ist halt falsch gewesen, weil sie gsagt haben, es wird umgebaut, ja. Und diese Abstimmung, die es da gegeben hat... Zweitausend haben halt mehr dafür gestimmt, ja. Und auch wenn diese zweitausend dagegen gewesen wären, hätten sie's trotzdem durchgeführt. Weil's einfach... Es ist die Wien-Wahl, wir wollen wieder für fünf Jahre regieren, und deswegen muss sie halt bis zum Stichtag der Wien-Wahl fertig sein.

Sprecherin (0:11):

Eine Anrainerin, die die Neugestaltung stets befürwortet hat, konnte die weitverbreitete Befürchtung, dass die Kundschaft ausbleibt, sobald sie auf das Auto verzichten muss, nie nachzuvollziehen.

O-Ton Theresa Mayer (0:34):

Ich wohne hier im Bezirk, ich arbeite auch hier in der Nähe und hab seit dreißig Jahren kein Auto mehr. Das heißt, ich mach alles hier zu Fuss oder mit dem Rad und habe eine Jahreskarte für die Öffentlichen. Ich bin jemand, der überhaupt nicht mehr in Einkaufszentren am Stadtrand fährt. Das heißt, die ganze Kaufkraft, die ich habe, bleibt hier im Bezirk, soweit's möglich ist. Und meine Wahrnehmung ist, dass es einfach, äh, keine Parkplätze gegeben hat, dass es laut war, dass es eine Durchzugsstraße war.

Sprecherin (0:13):

Für meine Gesprächspartnerin hat sich nun die Einkaufsstraße in einen urbanen Ort des Müßiggangs verwandelt. Er vermittelt ihr aufgrund der belebten Atmosphäre ein Sicherheitsgefühl und lädt zum Verweilen und Konsumieren ein.

O-Ton Theresa Mayer (0:27):

*Das ist einfach eine Lebensqualität. Die Luft ist gut, viele Leute sind hier. Also ich finds ganz toll. Und ich merke, dass ich eher **mehr** einkaufe hier auf der Mariahilfer Straße als früher, weil ich mir jetzt schon ein paar Mal am Abend gedacht habe, ah, es ist so schön, man kann ein bisschen flanieren. Und im Zuge dessen habe ich dann noch ein bisschen was eingekauft. Aso, ich seh's ganz positiv.*

Sprecherin (0:06):

Ein vehementer Gegner der Verkehrsberuhigung sieht hingegen schwarz für die ansässigen Betriebe.

O-Ton Edwin Markovics (0:33):

Na, die gehn pleite. Ich mein, man siecht eh wie viele leere Geschäftslokale da san. Und wenn Sie sich die Mariahilfer Straße mal anschauen, weil ich hab's noch erlebt, vor dreissig, vierzig Jahren, was hier für Geschäfte waren. Gutbürgerliche Geschäfte mit einem guten Warenangebot. Heute hat man hier den Mainstream, den's in jedem Einkaufszentrum haben oder irgendwelche Ramschgeschäfte. Äh, ja. Also ich find auf der Mariahilfer Straße eigentlich nichts. Außer den C&A, weil der zufälligerweise den Schnitt hat, der mir passt.

Sprecherin (0:08):

Dem neuen Straßenbild hingegen kann der Mann, der am Stadtrand wohnt und sporadisch auf der Mahi einkauft, Positives abgewinnen.

O-Ton Edwin Markovics (0:42):

Jetzt ganz ehrlich, i mein, ich bin jetzt kein Fan von dieser Fussgängerzone. Aber: Es ist schöner als vorher. Ich meine, die Bäume und, äh, die Sitzgelegenheiten und so weiter. Ja, es schaut besser aus als vorher. I mein, wie ich noch Kind war, war der Verkehr halt no wesentlich stärker durch die Mariahilfer Straße, war's ja die Durchzugsstraße. Ich bin jetzt kan Grüner, aber die Umwelt geht a drauf, durch die Autos, langfristig. Und demzufolge möcht i schon, dass man die Autos irgendwie bisserl, irgendwie wegstreicht, intelligent halt, äh, steuern. Und das ist halt komplett verabsäumt worden. Aber ich hab auch kein Patentrezept dafür, das muss i auch sagen. Also, ich wüsst auch nicht, wie's geht.

Sprecherin (0:12):

Eine Fussgängerzone ist kein Allheilmittel. Das weiß auch ein Besucher aus der niederösterreichischen Kleinstadt Krems, der auch dort nicht um die medienvermittelten Grabenkämpfe rund um die neue Mahi herumgekommen ist.

O-Ton Wolfram Pichler (0:56):

Ja, ich habs teilweise aus den Medien, aber ich bin nicht so für diese Geschichten so offen eigentlich. Im Moment so, wenn die Touristen und so weiter das so beleben, ist das a nette Flaniermeile. Könnt ma schon denken, dass es Mode macht. Es gibt ja leider viele andere Straßen, wo alles leer ist und verlassen. Also in Krems gibt's a große Fussgängerzone. Die ist aber leider, zum Unterschied von hier, nur zu Stoßzeiten belebt. Also da gibt's viele leere Geschäfte und am Abend ist überhaupt nix los. Es gibt, äh, Bestrebungen, das zu verbessern. Es haben sich die Geschäftsleute zusammengetan. Es gibt auch einen Altstadtverein, der sich darum bemüht. Äh ja, die Supermärkte am Rande der Stadt ziehen alles ab.

Sprecherin (0:05):

Aus dieser Perspektive erstaunte den Kremser die Skandalisierung des Wiener Bauprojekts.

O-Ton Wolfram Pichler (0:27):

Das war, glaub i, eine der ersten großen Fussgängerzonen, vergleichbar mit Graz. Und da hat sich ein, ein Kulturbeauftragter der Stadt Krems, äh, seinerzeit sehr bemüht, das als Fussgängerzone zu gestalten. Also das ist jetzt schon einige Jahre her, äh, Jahrzehnte sogar. Aber i kann mich ned erinnern, dass da ein Aufschrei war. Ja.

Sprecherin (0:20):

Als ein gängiges Erklärungsmuster, wieso eine geplante Verkehrsberuhigung in der Hauptstadt – auch hier keineswegs die erste – zum öffentlichen Aufreger Nummer eins mutierte, dient der berühmt-berüchtigte Wiener Grant. In diesem kulturellen Klima des Unmuts sind stets besondere Vorkehrungen zu treffen, meint mein nächster Gesprächspartner.

O-Ton Richard Messner (0:23):

*Mh, vielleicht die Planung und Präsentation, das hätt man vielleicht a **bissi** besser machen können. Überraschungseffekte bisserl sensibler beibringen. Der Wiener **is** ja mal so und er grantelt wegen ois. Weil bei der Kärntner Straßen hamen sie auch gschrien. Und was ist jetzt? Die schönste Fussgängerzone Österreichs.*

Sprecherin (0:20):

Schon als in den 1970er Jahren die mehrspurige Durchzugsroute durch den ersten Bezirk zur autofreien Flaniermeile proklamiert wurde, schalteten die ansässigen Geschäftsleute in den Protestmodus. Doch wenn auf eine Veränderung des Stadtraums wieder der Alltag einzieht, wird die neue Lebensumwelt schnell zur selbstverständlichen Normalität.

O-Ton Richard Messner (0:27):

Na, aber klar, um Himmels Willen. Wann's ana gfollt, vergessen's des ganz, ganz schnell. Ma regt si auf und wann's dann amal soweit is, da sagt ja jeder: Mah, schau, wie schön ois worden ist. Aber vorher, da schrei ma halt Feuer, ne. Weil die wenigsten überlegen, was' wirklich wollen, das is... Wenn sie da sitzen können, flanieren, dann passt eh alles. Sie san eh so.

Sprecherin (0:11):

Vor dem Hotel Kummer – da, wo der Busverkehr nach wie vor die Fussgängerzone quert, – rastet ein langjähriger Anrainer, der den Planungsprozess von Anbeginn verfolgt hat.

O-Ton Marcell Kovács (0:52):

Jaja, dann gab's Evaluierungen, gab's Ausstellungen. Und ich war immer dafür, ja. Und ich versteh gar nicht, wie man da dagegen sein konnte. Weil das meiste, das sich verändert hat, ist einfach zum

Positiven, meiner Meinung nach, ja. Und es hat die ganze Kraft der Befürworter gebraucht, um dieses Projekt durchzusetzen. Sieht man, wie, wie steif schon ein Land wie Österreich ist für Veränderungen. Weiß ich nicht, wenn man so was wahrscheinlich in Budapest macht, oder in, in, äh, Ländern, die viel Veränderungen durchgemacht haben die letzten Jahre, wär's wahrscheinlich einfacher gewesen, eine Fussgängerzone zu etablieren. Und ich glaube, es, es wäre ganz gut an der Zeit, dass wir so manches uns trauen und tun, was wir vielleicht vor zehn Jahren nicht gewagt hätten.

Sprecherin (0:16):

Die Stadt Wien, der nachgesagt wird, dass hier alles verspätet passiert, zeigt sich in den Augen meines Gesprächspartners zu resistent gegenüber neuen Impulsen. Er hat durch die umgebaute Mariahilfer Straße einen Lebensraum dazugewonnen und denkt bereits weitere Veränderungen an.

O-Ton Marcell Kovács (0:49):

Naja, ich wohn in der Neubaugasse. Und diese Mahü ist jetzt schon ein erweiterter Bereich geworden. Ein Wohnzimmer, könnt ma fast zusagen. Ich bin öfters hier, les Zeitung, ess Eis, spiel Handy. Also ich bin sehr gern auf der Mariahilfer Straße. Was aber ne interessante Beobachtung ist, was vielleicht nicht so gut ist: Wenn man in der Nacht unterwegs ist, gibt's sehr viele Leute, die dann auch betteln. Am frühen Abend ist es ein Boulevard, wo viele spazieren gehen. Am späten Abend ist es auch eine gewisse Armutszone. Und da muss man schon auch helfen. Da gibt's eh von der Stadt Wien mobile Dienste. Die müssen halt vermehrt hier Dienst leisten, mit, mit Nahrung, mit Unterkünften und so weiter.

Sprecherin (0:26):

Gerade wenn die Stadt sich wandelt, wird der Blick geschärft. Erinnerungen treten zu Tage und vergessen Geglaubtes dringt ins Bewusstsein. So erzählt mir ein älteres Ehepaar von früher, von der Straßenbahn, die hier fuhr, bis sie 1993 von der U-Bahn abgelöst wurde. Und von den Warenhäusern Herzmansky, Gerngross und Stafa, die den exklusiven Ruf der Einkaufsstraße bereits zu k.u.k.-Zeiten begründeten.

O-Töne Johanna Klonner und Gerhard Klonner (0:48):

Sie: I wohn einundfünfzig Jahre da, also i kenn die Mariahilfer Straßen nach alle Richtungen und Zeiten, ja. Es gab sehr schöne Kaufhäuser, früher. Jetzt: Alles gleich. Egal: H&M, C&A.

Er: Sie finden, äh, dasselbe Kaufhaus am Stadtrand, im Mittelpunkt, nicht wahr?

Sie: Exklusive Geschäfte gibts keine mehr.

Er: Der Mix, der, der Geschäftsmix, ja, ist, ja, verloren gegangen, ja.

Sie: Also früher waren mehr schönere Geschäfte, ne. Jetzt sind die Billigläden halt vorrangig. Aber nicht mehr dieses Flair von früher. Also, das dürfte sich herumgesprochen habn. Aber wenn man was Exklusives sucht, ist es besser, man geht in die Stadt, ne.

Sprecherin (0:18):

„In der Stadt“, also im ersten Bezirk, fände man nach wie vor traditionsreiche Qualitätsbetriebe und Geschäfte für den täglichen Bedarf, wie sie auf der Mariahilfer Straße zunehmend fehlen. Gerade für ältere Menschen mit eingeschränktem Bewegungsradius, ein Problem.

O-Töne Johanna Klonner und Gerhard Klonner (0:38):

Sie: Es gibt keine Läden mehr, keine Fleischhauer, Delikatessenhandlungen! Da waren etliche. Das ist auch weg, ne. Aso, es san Bäckereien, ja. Aber...

Er: Das ist eigentlich, äh, äh, hauptsächlich Modestraße geworden. Irgendein Fachgeschäft ist schwer da zu finden.

Sie: Es gibt keine Eisenhandlung. Jetzt gibt's ois paketierte. Jetzt müssen's die Nägel in solche Packerln kaufen. Früher hat man das halt alles können haben. Oder Haushaltswaren, net. Man hat können an Sieb oder irgendwas... Ist weg! Also diese Geschäfte gehen ab.

Sprecherin (0:32):

Ohne Zweifel: Was hier am Pranger steht, ist ein globales Phänomen. Die Fussgängerzonen von Wien, Rom und New York gleichen sich immer mehr. Hier wie dort steht das obligate Starbucks-Café, die gleiche H&M-Filiale, der Nescafé-Flagship-Store. Doch die neue Mahü ist nicht nur Einkaufsboulevard, sondern auch öffentlicher Raum ohne Konsumzwang, der die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben fördert und je nach Tages- oder Nachtzeit unterschiedliche Charakteristiken aufweist.

O-Töne Johanna Klonner und Gerhard Klonner (0:57):

Sie: Des is, ja, des is aufgelockert und is angenehm. Also wir sitzen da und schauen, net.

Er: Ja, zur, zur Unterhaltung, a bisserl das Publikum begutachten. Da brauchen wir nicht in ein Kabarett gehen!

Sie: Jetzt können wir alles sehen, was sich da tut, die Radfahrer, die Autofahrer. Wo's net fahren dürfen und doch, und naja. Man unterhaltet sich, net. Ansonsten: Meine Güte, das is a Geschäftsstraße. Ob man das jetzt mit Autoverkehr des ghabt hätten oder net, is eigentlich egal. In der Nacht ist es sehr schön. Da isses ganz ruhig. Da is... Wenn man da vom Theater kommt, ist alles weg. Und in der Früh ist es auch sehr schön, net. Wenn man glei in der Früh einkaufen geht, ist fast menschenleer.

Sprecherin (0:18):

Während sich das Paar die alten Betriebe zurückwünscht, protestieren jede Woche Mitglieder vom Verein gegen Tierfabriken vor solch einem Traditionsgeschäft. Die Umgestaltung der Mahü hat spürbare Effekte auf ihr örtliches Engagement.

O-Ton Andreas Schmid (0:21):

Also wir stehen hier jeden Samstag vor'm Kleider Bauer, weil Kleider Bauer schon seit zehn Jahren

Pelze verkauft und auch einen irrsinnigen Prozess gegen unseren Verein geführt hat. Und i find es schon angenehm, wenn man da auch in der Mitte flyern kann. Und man hat auch für'n Infotisch zwei Fronten und hat von zwei Seiten die Besucherströme. Also ich glaub für uns hilft das, für unseren Aktivismus.

Sprecherin (0:07):

Neuerdings macht der Dauerkundgebung jedoch ein ungewöhnlicher Schanigarten den Platz streitig.

O-Ton Andreas Schmid (0:19):

Also, sie wollten uns da blockieren, weil das ist ein „Gastgarten für Stammgäste“. Aber da sitzt niemand und da wird auch nix verkauft. Aber das ist genau dort, wo unser Infostand immer steht. Und wir haben nur das Glück, dass da noch genug Platz ist, sonst könnten wir unseren Infostand gar nimmer machen. Also ich seh das als, als direkten Angriff eigentlich auf unsere Meinungsfreiheit, ja.

Sprecherin (0:16):

Der Gastgarten des Textilunternehmens, der die Kritik vor der Haustüre hemmt, fügt sich ein in das sommerliche Treiben auf der Flanierzone. Auf einer neu geschaffenen Sitzbank mit Bepflanzung und Wasserspiel legt eine Anrainerin einen Zwischenstopp ein.

O-Ton Marija Stanić (0:52):

Es ist meine verlängerte Wohnzimmer. Ich komme jeden Tag hierher und bin begeistert, ja. Ich komm aus Kroatien ursprünglich, aber lebe seit vierzig Jahre in Wien. Ich bin eine Neubauerin, ne. Oft setz i mi mit ganz fremde Leute zufällig zusammen und wir haben zwei Stunde eine Unterhaltung. Da kommen so die Leute mehr zusammen, ne! Und früher, natürlich sind sie hinausgekommen, ja, aber das war schon ganz anders. Da waren vier Spuren. Und gesessen, das war selten. Bisserrl so auf diesen Schanigärten. Jetzt ist richtig. Für Menschen. Für uns, für uns! Wirklich eine Begegnung und, und, äh, Beruhigung. Man fühlt sich wohler, ne.

Sprecherin (0:10):

Für die Anwohnerin wurde mit der Verkehrsberuhigung eine langgezogene Piazza geschaffen; ein Ort der Kommunikation und Erholung, der auf gegenseitigem Respekt basiert.

O-Ton Marija Stanić (0:37):

Viele sagen, dass die Fahrräder zu schnell unterwegs sind. Aber ich finde nicht. Ich achte auch, dass die andere vorbei können und so, ne. Mich stört das nicht. Die Leute sind so, so, äh, wie soll ich sagen, entspannt. Und a wenn Sie um 12 Uhr in der Nacht kommen, ne. Es ist auch so, ist immer was bisserrl los. Schauen Sie, die Mütter mit Kindern. Und, äh, die Kinder können da spielen. Und, äh, es ist schön, wenn man so ein öffentliches Raum bisserrl für Gesellschaft gewinnt, dass die Leute hinaus, äh, gehen.

Sprecherin (0:09):

Eine Mariahilferin teilt diesen durchwegs positiven Blick nicht – dennoch hat sich ihre Meinung in Bezug auf die Flaniermeile gewandelt:

O-Ton Veronika Horvath (0:34):

Ich war dagegen, wegen diesem großen finanziellen Aufwand, war ich eigentlich, wäre ich ursprünglich dagegen gewesen. Natürlich ist man dann froh über jedes Auto, das man nicht sieht, wenn man unterwegs ist – muss man schon sagen. Und Gott sei Dank, ist das mit der Begegnungszone geblieben. Weil ich will mit dem Fahrrad hier fahren. Wenn ich das nicht kann, ist's für mich uninteressant. Also das haben sie gut hinbekommen. Ähm, es ist so insgesamt schon, schon positiv. Und angeblich hat sich der Verkehr aufgelöst. Von dem her ist das vermutlich okay.

Sprecherin (0:11):

Was hingegen die neue Erscheinung der Straße anbelangt – die laut Planung nun „aufgeräumter“ wirken soll –, zeigt sich die Anrainerin enttäuscht. Hier herrsche Handlungsbedarf:

O-Ton Veronika Horvath (1:06):

*Was mir abgeht, ist mehr Grün. Es waren ja die Bäume ursprünglich ohnehin schon da, die retten das Ganze. Aber es wurde jetzt von einer grünen Partei ins Leben gerufen und mir geht ab mehr Kreativität, mehr Grünfläche. Eigentlich könnten **noch** mehr Sitzflächen sein, ich finde, es sind immer noch **viel** zu wenige. Und man hätte zum Beispiel die Bodenkultur-Studenten einbeziehen können und da vielleicht doch ein paar Projekte starten können. Die hätten sicher wunderbare Ideen gehabt. Aso, da hätte man wirklich was Tolles draus machen können. Wirklich etwas Erquickendes! Es is, ja, es is halt zubetoniert. Und für Grüne, bitte. Da hätt i mer scho erwartet, irgendwelche **wirkliche** Akzente. Dass man sagt: Wow, Mariahilfer Straße, Wien! Dass man das international irgendwo herzeigen könnte. Irgend... Kunst! Guat, budgetär weiss i net, ob das Geld grad dafür gereicht hat oder wie des jetzt kalkuliert war.*

Sprecherin (0:20):

Diese Kritik lenkt den Fokus auf die Versprechungen der fotorealistischen Modellbilder, die den Planungsprozess als visuellen Diskurs mitprägten. Bei dieser immer alltäglicher werdenden Bildgattung im städtebaulichen Kontext sei Vorsicht geboten, mahnt ein Grafiker aus Linz, der auf der Mahi den Straßenmusikern lauscht.

O-Ton Martin Riegler (0:45):

I find prinzipiell, äh, wir sind in ner Mediengesellschaft und so Visualisierungen, Renderings sind sehr, sehr gut. Aber man muss auch immer dazu sagen, dass natürlich dann oft manche Leute irritiert san in der Realität, weil sie des anders im Kopf haben, na, wie's über Pläne, äh, vermittelbar ist. Aber man muss schon ein bisschen aufpassen, dass man da nicht zu positive Hoffnungen weckt. Und wenn ich Inerate schalte, dann hab i a wieder zwei Seiten. Ich informiere die Leute und die andern sagen:

Ja, was kosten die Inserate, ne? Und äh, es ist dann a die Frage, in welchen Medien ich schalte, das kommt auch noch dazu. Weil i glaub, wenn ich einen Qualitäts- und Kulturanspruch hab, dann dürfte ich vielleicht in manchen Medien ned so oft schalten.

Sprecherin (0:15):

Der Linzer hat die Aufregung um die Mahü sehr wohl mitbekommen und gebannt verfolgt. Er begrüßt die Entscheidung, im urbanen Raum den nicht-motorisierten Verkehr zu forcieren. Aber nicht nur das „Was“, sondern auch das „Wie“ sei bestimmend.

O-Ton Martin Riegler (0:45):

I glaub, es hat sich schon was geändert die letzten Jahre, dass man mehr mediatorisch arbeiten muss. Aso, ned einfach an Plan hinlegen. Die Pläne haben, gute, äh, gute Leute gmacht. Aber man muss noch vielmehr im Vorhinein die verschiedenen Standpunkte, äh, berücksichtigen, die Leute einladen. Wer nicht kommt, ist eh draußen, aber einfach viel mehr auf die Anrainer zugehn. Und ich glaub, dass ist bei der Mariahilfer Straße vielleicht ein bisserl zu wenig gemacht worden. Und, was man auch nicht vergessen darf, ist doch die Medienlandschaft. Es gibt auch Journalisten, die schmeißen si drauf und suchen die berühmten, äh, Splitter, nicht die Nadel im Heuhaufen, sondern die Splitter, die dann wehtun. Eine negative Schlagzeile, eine provokante, äh, ist ja oft interessanter als wie das Positive.

[Abmoderation]

(Fade in) Atmo: Straßenmusik auf der Mariahilfer Straße (2:14)

Sprecherin (1:17):

Negative Schlagzeilen zur Mahü gab's zuhauf. So wurde der Stadterneuerungsprozess von über viertausend Berichten in in- und ausländischen Medien begleitet und kommentiert. Die dabei kreierten Visionen und Narrationen stellten ein dichtes gedankliches und sprachliches Gewebe her und demonstrierten fast prototypisch die Wirkmächtigkeit von medialen Diskursen in der Planungsarbeit.

Der Straßenumbau provozierte im besten Fall eine Reflexion der eigenen Prioritäten im urbanen Alltag – wurde aber auch zweifelsohne zur Sammelstelle von Vorstellungen, Wünschen und Befürchtungen. Heute ist der öffentliche Aufschrei in seiner tiefgreifenden Dramatik fast verstummt. Die subjektive Wahrnehmung des Realraums verdrängt die kollektiven, mediatisierten Imaginationen zunehmend. Doch die alten Themen und Diskurse prägen nach wie vor unsere Betrachtungsweise des nun fertig umgestalteten Raums mit – und schleichen sich immer wieder ins persönliche Erzählen über die Mahü ein.

Der rezente Entwicklungsschritt der Mariahilfer Straße, von einer Durchzugsroute in eine Flaniermeile, verweist nicht nur auf aktuelle Planungsparadigmen, sondern wirft auch Fragen auf zu unserem Umgang mit der Gegenwart, der Geschichte und der Zukunft.

(Fade in) Atmo: Geräusche Mariahilfer Straße (0:20)

Das war Radio dérive zum Bedeutungskampf rund um die Umgestaltung der Wiener Mariahilfer Straße.

Sendungsgestaltung und -verantwortung: Sandra Voser

Moderation: Bianca Harnisch

Weitere Mitarbeit: Philipp Brugner, Marcus Fassl, Wolfgang Ganglberger, Klara Löffler und Michael Franz Woels

[Out-Take]

O-Ton Nermin Seferagić (0:16):

Früher, glaub ich, war da so ne Straße. Und das war irgendwie unnötig da. Das haben sie echt gut gemacht, find ich. Meinerseits is super jetzt. Was die Anderen sagen, juckt mich eigentlich nicht so.

9 Mariahilfer Straße im Umbau. Kulturalanalytische Befunde

Wie wird ein umstrittenes Projekt urbaner Transformation im Vorfeld und während des Umbaus mittels medialer Verfahren dargestellt und inwiefern beeinflusst diese diskursive Ordnungsmaschine die Wahrnehmung der NutzerInnen des neugestalteten Stadtraums zum Zeitpunkt seiner Fertigstellung? Die Thematik überindividueller Muster im Zusammenspiel von Öffentlichkeitsarbeit, Meinungsbildung und -artikulation wurde im Rahmen dieser Masterarbeit am Beispiel der Inneren Mariahilfer Straße erörtert. Die zentrale Achse wurde in zwei Bauabschnitten zwischen Mai 2014 und Juli 2015 verkehrsberuhigt. In ungefähr ebendiesem Zeitraum näherte ich mich seiner Bedeutungsgebung mit einer Diskursanalyse und qualitativen Kurzinterviews. Durch die Linsen der Diskurse versuchte ich das Netz jener Vorstellungswelten und Zuschreibungen nachzuzeichnen, die das Image der „Mahü neu“ verdichteten, und somit Stadtimaginationen einer pluralisierten Öffentlichkeit im Kontext aktueller Planungsarbeit kritisch zu beleuchten.

Abschließend bedarf es einer Gesamtinterpretation der vorausgegangenen Untersuchungen mit Sicht auf die Fragestellung, um relevante Erklärungs- und Bedeutungszusammenhänge zwischen den unterschiedlichen Ebenen der Materialaufbereitung festzustellen. Nach der vergleichenden Zusammenfassung und zusammenführenden Bilanzierung der empirischen Teilergebnisse wage ich auch deren Einordnung in einen breiteren Diskussionskontext, um Anschlüsse für planerische Ansätze, Praktiken und Handlungsfelder zu überprüfen.

9.1 Hegemoniebildung trifft auf ein hartes Pflaster

Vorwegschicken möchte ich, dass sich über den Untersuchungszeitraum hinweg kein Basisnarrativ im Sinne einer gesamtgesellschaftlichen Erzählung über den Stadtraum etablieren konnte, sondern sich eine Vielzahl an intersubjektiv zirkulierenden Kollektiverzählungen herausbildete, die als Imaginative eine zentrale Bedeutung in der Sinnvermittlung übernahmen.²⁰⁹ Während und nach den Umgestaltungsmaßnahmen scheinen sich die heterogenen Wissensbestände zunehmend vermengt haben, ohne ein stabiles Dominanzverhältnis zu entfalten.

Der Fokus lag auf der Kollision von zwei typisierbaren Grundtypen in der medialen Kontroverse über die kulturelle Kodierung des Bauprojekts, die ich diskursanalytisch ausmachen konnte. Beide sind präfaktische Fiktionserzählungen, da sie die Konstitution des physischen Raums antizipatorisch und vorurteilend vorwegnahmen; zu einem Zeitpunkt als die Geschichte noch nicht zu Ende erzählt war. Dabei ließ sich jener bekannte Reflex beobachten, der Veränderungen aller Art oft gleichzeitig von utopischen und dystopischen Projektionen begleitet hinsichtlich gesellschaftlicher, politischer, wirtschaftlicher oder kultureller Konsequenzen.

209 Vgl. Sommer 2009.

Grob vereinfacht wurde der Umbau im raumbezogenen Denken, Handeln und Ausdruck anders gerahmt und dasselbe Stück auf zwei kontradiktorische Arten aufgeführt: einmal als Chancen- und letztlich Erfolgsgeschichte, die trotz zahlreichen Steinen, die dem Vorhaben in den Weg gelegt wurden, glücklich endet, und einmal als tragische David-gegen-Goliath-Erzählung. Obschon sich die Darstellungen inhaltlich und formal veränderten und im Verlauf der Planung beziehungsweise je nach Tagespolitik verschiedene Varianten und Zusatzhandlungen hinzukamen, blieben die Erzählweisen in ihrer Einstellung stabil. Dem Publikum wurde durch eine Fülle an Kommunikationsakten eine Brille gereicht, durch die es einerseits auf den Entwicklungsstand vor den Verkehrsberuhigungsmaßnahmen und andererseits auf die zukünftige Straßenausgestaltung und -nutzung schauen sollte. Diese zwei Bezugspunkte definierten sowohl die Vision als auch das Aufdecken möglicher Risiken und Katastrophen und wurden in ihrer unterschiedlichen Exegese zu elementaren Vergleichsfolien im Definitionswettkampf.

9.1.1 Utopische Zukunftsvision und dystopische Risikoerzählung

Im ersten Narrativ wurde die Neugestaltung der Autostraße nicht bloß als Modernisierung, sondern als notwendige Weichenstellung für eine lebenswerte Stadt dargestellt und zum Ausdruck und Vehikel eines gesamtgesellschaftlichen Umbruchs vor dem Hintergrund veränderter Bedürfnislagen erklärt. Die zuversichtlich-befürwortende Anschauung, die in der Öffentlichkeit von Seiten der politisch Verantwortlichen, betrauten AuftragnehmerInnen und verschiedenen Dienststellen geprägt wurde, weckte Hoffnungen und spielte mit tendenziell idealisierenden Erwartungen. Man suggerierte Kontinuität und drückte Aspiration sowie zukunftsgerichteten Gestaltungswillen auf Basis eines Wertewandels aus. Gleichzeitig sind die Attraktivierungspläne auch im Kontext des wettbewerbsorientierten Stadtmarketings anzusiedeln, um Wien international mit einem positiven Image zu positionieren. Der Zustand vor dem Umbau wurde als veraltet und verbesserungsbedürftig artikuliert, da er zu wenig Raum für eine nachhaltige Gesellschaft böte. Um die mehr oder minder abstrakte Stadtvision begreifbar und schmackhaft zu machen, setzte man Wohlfühlargumente und starke Bilder ein, die auf Alltagskonzepte wie Erholung und Gemütlichkeit rekurrierten. Mittels einer mit diesem Framing einhergehenden Aufbruchstimmung wurde versucht, eine Zustimmungskultur zu etablieren und so das aktive Eingreifen in die gewohnten Verhältnisse zu legitimieren.

Dem gegenüber deutete man aus einer oppositionell-konservativen Position heraus die geplante Erneuerung als Bruch, gefährliche Einmischung und Verschlechterung eines funktionierenden Status quos. Die Forderung nach dessen Beibehaltung ging mit der Aussicht auf apokalyptische Zustände im Falle einer Umgestaltung einher. Mehr noch: Während der Bestand in positive Konnotationen gesetzt wurde, lieferten die verschiedenen Teilgestaltungen bereits Anzeichen einer bedrohlichen Zukunft und fungierten als referentiellen Bezugsrahmen für die Negativszenarien. Man inszenierte eine große Kluft zwischen dem Repräsentanten und dem im hoheitlichen Versprechen Repräsentierten.

Gerade die Probephase als liminaler Zwischenstatus öffnete in den sozialen Netzwerken ein Ventil für GegnerInnen. Die transitorische Situation zwischen dem alten und dem neuen Zustand wurde als faktivische statt provisorische Modalität gerahmt, was einer Immunisierung gegenüber anderen Erzählversionen nahekommt. Unheilvolle Veränderungen an der und rund um die Mariahilfer Straße herum wurden identifiziert und mit der Wirkungsabsicht der Akzeptabilität direkt mit ihrem Umbau in Verbindung gesetzt. Durch den Rückgriff auf eine immer breiter werdende Themenlandschaft konnte das Projekt fortlaufend mit einem mehr oder weniger komplexen Drehbuch eines Dramas beschrieben werden. Auf die Exposition mit Enthüllungscharakter folgte die Zuspitzung der Konflikte bis zum katastrophalen Kollaps der Straße in wirtschaftlicher, verkehrstechnischer, aber auch lebensweltlicher Hinsicht. Auch der Moment der Niederlage – denn da ist die Aufmerksamkeit außerordentlich groß – wurde dazu genutzt, um die ideologische Geschichte des zivilisatorischen Untergangs weiterzuerzählen.

Das Narrativ der ProjektgegnerInnen war nicht zuletzt auch eine Geschichte der Empörung und Selbstermächtigung des kleinen Mannes, der politisch bevormundet wird, sich aber ausdrücklich vernunftorientiert dafür einsetzt, Errungenschaften wie jene der autogerechten Stadt zu bewahren. Die Analyse hat gezeigt, dass dafür unidentifizierbare Quellen vermischt, unbegründete Behauptungen aufgestellt und Fehlinformationen verbreitet wurden. Aufgrund der vielgestaltigen Such-, Speicher-, Archivierungs-, Kombinations- und Verbreitungsoptionen, aber auch zahlreichen Vernetzungs-, Interaktions- und Mobilisierungsmöglichkeiten im digitalen Zeitalter vermochte die Skandalisierung jedoch eine große Öffentlichkeit entfalten. Die mit Emotionalität und politisierten Lebensgefühlen überdeterminierten Informationen, Daten und Dokumente der Aufbegehrenden bestimmten die „Aufmerksamkeitsökonomie“²¹⁰ und wurden unter den zeitgenössischen Medienbedingungen – unterstützt vom Boulevard bis zum Feuilleton – rasch diffundiert.

9.1.2 Reziprokes Regelwerk der Diskursivierung

In der medialen Diskursarena, die im Zuge der Planung und Umsetzung des Straßenneubaus entstand, versuchten beide Fronten durch die Setzung von Deutungsrahmen, die dem Thema moralische Dringlichkeit verliehen, die grundlegenden Aussagen immer wieder aufs Neue zu verbreiten und im öffentlichen Bewusstsein zu verankern. So gesehen, traten der Leit- und der Gegendiskurs als Meinungsmanufakturen und Moralagenturen auf, die ihre Ansichten im Rückgriff auf konsensuell klar besetzte Sachverhalte, was zustimmungspflichtig ist, verfestigten. Mit beträchtlichem Aufwand wurden teils gleiche oder ähnliche Mittel und Strategien angewandt, um die eigene Position auf- und die gegnerische Perspektive abzuwerten, Eindeutigkeit und Einigkeit herzustellen.

210 Das Konzept des Sozialforschers und Ökonoms Georg Franck erklärt den Wandel öffentlicher Diskurse mit der wachsenden Konkurrenz um Publizität. Vgl. Franck 1998. Im Anschluss daran sei auch auf das Essay „Die große Gereiztheit“ des Medienwissenschaftlers Bernhard Pörksen verwiesen, das Erregungsmuster in Zeiten der Digitalisierung untersucht. Vgl. Pörksen 2018.

Die Hegemonieproduktion ging nicht nur mit dem Sichtbarmachen der eigenen Standpunkte und der Ausblendung der gegensätzlichen Betrachtungsweise einher, sondern auch mit deren Hinterfragung, Überarbeitung und Ironisierung, was zu zahlreichen Bezugnahmen zwischen den Narrativen führte. Während GegnerInnen offizielle Behauptungen und EntscheidungsträgerInnen zum Ausgangspunkt ihrer Kritik machten, waren BefürworterInnen damit beschäftigt, Ungereimtheiten zu beschwichtigen und negative Rahmungen positiv zu wenden.

Bemühte Formulierungen versiegten in Persiflagen, an offizielle Renderings knüpften satirische Visualisierungen an, auf wirtschaftliche Prognosen der Prosperität folgten Vorher-Nachher-Fotos als Beweis für den Wegblieb des kaufkräftigen Publikums. In diesem Spannungsverhältnis imaginierte man die projektierte Neugestaltung mithilfe ähnlicher Inszenierungsstrategien, wobei die konträren Zukunftsprojektionen des Stadtraums andauernd und in Relation zueinander ausdifferenziert wurden. Die auf den ersten Blick unversöhnlichen Diskurse lebten von ihrem symbiotischen Verhältnis und nährten sich wechselseitig durch sowohl argumentative als auch formale Berührungs- und Anknüpfungspunkte im Streben nach Deutungshoheit.

9.1.3 Was passiert, wenn Imaginationen auf den Boden gebracht werden?

Mit diesen Erkenntnissen im Hinterkopf wollte ich gegen Ende des Umbaus herausfinden, wie die implementierten Maßnahmen von PassantInnen bewertet werden und ob die im Zuge des Planungsprozesses diskursiv hergestellten, medial produzierten und vervielfältigten Narrative über die Neugestaltung und Verkehrsberuhigung dabei eine Rolle spielten. Die durch das Nachfragen beziehungsweise nochmals in Fragestellen stimulierten, partikularen Realitätsvorstellungen konstituierten sich in den meisten Fällen innerhalb der untersuchten Diskursarena, nahmen aber weitaus weniger extreme Disputpositionen ein als ich nach der Analyse der medialen Narrative erwartet hätte. Auf der umgebauten Straße schien der vermeintlich unauflösbare Widerstreit abgeflaut, die hohen Wogen hatten sich geglättet. Auch wenn der Einfluss von übergeordneten Diskursstrukturen auf die verbalisierten Sichtweisen nicht von der Hand zu weisen ist, wirkten die Fronten auf der Ebene der subjektiven Wahrnehmung um einiges weicher, komplexer und inkonsistenter als in der medialen Chancen- und Risikoerzählung repräsentiert.

Nach der Meinung zur Umgestaltung gefragt, griffen drei InterviewpartnerInnen auf die oben abgesteckte autoritative Chancenerzählung zurück, zwangen so das Projekt in eine relativ geradlinige, homogene Geschichte – weitgehend befreit von Ambivalenzen oder Widersprüchen – und belegten die Richtigkeit ihrer Auffassung im anekdotischen Rückgriff auf das eigene Alltagshandeln.²¹¹ Ein Gespräch mit zwei Personen ordnete ich dem Entlarvungsdiskurs zu, obschon es Zugeständnisse und Uneindeutigkeiten enthielt.²¹² Der Großteil bezog jedoch eine adaptive Position über diskursive Grenzbereiche hinweg, ohne sich rein dem einen oder anderen Narrativ zu verschreiben: Die Sympathie für Standpunkte

211 Vgl. I2; vgl. I10; vgl. I12.

212 Vgl. I7.

der grünen Partei vermischte sich mit Skepsis gegenüber dem Beteiligungsverfahren, das Verständnis für Frustrationen von AutofahrerInnen traf auf Akzeptanz der materiellen Gestaltung und Schuldzuweisungen in Anbetracht von Leerständen gingen Hand in Hand mit dem Nachvollzug des Veränderungsdrucks im stationären Handel. Die meisten Interviews zeigen also keinen eindeutigen Rückzug in eine bestimmte diskursive Einstellung, sondern enthalten mehr oder minder vorsichtige Abwägungen von Pro- und Contra-Argumenten. Die ausgehandelten Codes verweisen auf ein Zusammenrücken und eine Vermischung der getrennten Welten, die ich zuvor attestiert hatte. Manch geltend gemachte Gegensätze gingen ineinander auf; die Bilder waren verrutscht. So identifizierte ich eine Vielzahl an unterschiedlichen Erzählversionen und -auszügen, wobei die diskursiven Zuschreibungen, die durch die Interviewanalyse freigelegt wurden, weniger verhärtet waren, sondern fragmentiert und mitunter widersprüchlich.

Dementsprechend berichteten drei ehemalige ProjektgegnerInnen von Verschiebungen ihrer Sichtweise im Zuge des Projektverlaufs oder gar einer Revision ihrer Meinung; sie zeigten sich nun gelinde gestimmt oder gar zufrieden in Anbetracht des Ergebnisses.²¹³ BefürworterInnen der Verkehrsberuhigung hingegen übten im Rückblick des Öfteren Kritik. Die dabei angesprochenen Konflikte lassen sich nicht so sehr auf der Sach-, sondern eher auf der Verfahrens- und Kommunikationsebene verorten.²¹⁴ Am häufigsten wurde das Vorgehen problematisiert, das im partizipativen Gewand daherkommt, aber als „top down“-Implementierung wahrgenommen wurde. Die gestalterische Umsetzung wurde seltener angegriffen, aber mehrmals als uninspirierte „Betonwüste“²¹⁵ bezeichnet, der „mehr Grün“²¹⁶ gut getan hätte. Tendenziell dominierte jedoch ein positives Raumbild, das „jetzt nicht speziell oder so“²¹⁷, aber „schöner als vorher“²¹⁸ beziehungsweise „aufgelockert und [...] angenehm“²¹⁹ sei.

Die anti-essentialistische, aber tendenziell positive Beurteilung des fertiggestellten Projekts kann als Zeichen von Bewältigung und der Einkehr von Normalität gedeutet, aber auch mit dem Machteffekt des Leitdiskurses erklärt werden, der offenbar produktive und repressive Macht entfalten konnte:²²⁰ Die mit der neuen Flaniermeile verknüpften Vorstellungen von Lebensqualität, Entschleunigung, Sicherheit, einem harmonischen Miteinander und einer verbesserten Marktlage finden im Sample breite Akzeptanz, während Problemlagen eher der Vergangenheit zugeordnet und als überwundene Schief lagen gerahmt werden. Diesen Wirklichkeitshorizont, in den sich eine gesellschaftlich konstituierte Hierarchie eingeschrieben hat, teilten die meisten PassantInnen, die ich auf der Mariahilfer Straße zum Zeitpunkt der Fertigstellung des Straßenumbaus befragt hatte.

213 Vgl. I5; vgl. I8; vgl. I14.

214 Vgl. I3; vgl. I11; vgl. I5.

215 I8.

216 I11.

217 I6.

218 I7.

219 I9.

220 Vgl. Glasze/Mattisek 2012, S. 12.

Und ein weiteres Muster ließ sich beobachten: Im Nachhinein versuchten viele Befragte zu beschwichtigen; einige machten sich über den erlebten Wirbel lustig. Als Erklärungsmodell für die Aufregung wurde mehrfach der „Grant“ als typisch wienerische Eigenart angeführt.²²¹ Diese Zuschreibung ist vielschichtig. Mittels einer etablierten Erzählung wird Wien erklärt und ein gängiger Stereotyp reproduziert. Die GesprächspartnerInnen versichern sich so der Einzigartigkeit der HauptstädterInnen. Auch wenn man sich selbst von der allgemeinen Aufgebrachttheit distanziert und in einer neutralen Beobachtungsposition verortet – was nach dem überstandenen Konflikt leicht gelingt –, vermag das Bild der gut und gerne schimpfenden Stadtgesellschaft identitätsstiftend wirken.

9.1.4 Sedimentierung diskursiver Konglomerate

Auch wenn die Erregung über die Projektierung aus Sicht der interviewten NutzerInnen im Nachhinein also verflogen ist (in der Stadtplanung wird indes die „Mahü neu“ auch Jahre später noch als Referenzprojekt und Präzedenzfall behandelt), können im individuellen Erzählen zahlreiche Rückstände der umkämpften diskursiven Konstitution der Verkehrsberuhigung ausfindig gemacht werden. Während sich ein einzelner Fall – präsentiert im Out-Take ganz am Ende der Sendung – komplett losgelöst von Diskursrepliken darbot, zeigten sich alle anderen Interviews bruchstückhaft durchdrungen und punktuell getönt von den identifizierten Narrativen.

Dies legt nahe, dass die ideologisierte Debatte ein dichtes gedankliches und sprachliches Gewebe hergestellt hat, das das städtische Gefüge nachhaltig prägt. Der Leit- und der Entlarvungsdiskurs stellten je einen kumulativen Satz an Vorlagen her, der die Rezeption – von einem intersubjektiv geteilten Interpretationshorizont gelenkt – in hartnäckige, schablonenhafte Formen drückte. Diskursive Redeweisen, die (bestreitbare) Lagezustände konstituierten, wurden verinnerlicht und als Selbstverständlichkeiten übernommen; vordefinierte Bilder setzen sich in den Köpfen fest. Als dominante und widerständige Quellen des jahrelang imaginierten Stadtraums hatten die karambolierenden Erzählweisen einen Pool an Vorstellungswelten und Erzählmustern angelegt, auf die in den Interviews gerne zurückgegriffen und angeknüpft wurde – gerade wenn man etwa um Worte und Formulierungen rang. Die diskursiv vorbereiteten Aussagen schlichen sich häufig unabsichtlich in die Ausführungen der GesprächspartnerInnen ein, wurden aber auch demonstrativ zitiert. Die Feedback-Logik, die also zwischen den diskursiven Praxen und Mediatisierungen auf der einen Seite und den bewussten oder unbewussten Aussagen der InterviewpartnerInnen auf der anderen Seite ausgemacht werden konnte, bezieht sich sowohl auf den Sprachgebrauch als auch auf angesprochene Themenaspekte.

So entfalteten zum einen wiederkehrende Begrifflichkeiten, Wortschöpfungen, Symbolsysteme, Typisierungen, Sinnzusammenhänge, Motivketten, Argumentationsmuster, Metaphern, Repräsentationen, Images und mentale Bilder große Wirkung, indem sie – so

221 Vgl. I3; vgl. I10; vgl. I11; vgl. I12.

meine Beobachtung – als virulente Prämissen unser Denken und Handeln beeinflussen und sich mit der eigenen Vorerfahrung und Betrachtungsweise vermengen.²²² Selbst wenn die Verortung im Freiraum eigene Assoziationsketten freisetzt, scheinen unsere Praktiken des Wahrnehmens und Aussagens davon geprägt zu sein, medial vorgefertigte Bilder als integraler Bestandteil der Lebenswirklichkeit wiederzufinden.²²³ Wie der Medientheoretiker, Philosoph und Soziologe Jean Baudrillard bereits 1976 mit Blick auf gesellschaftliche Vereinnahmungstendenzen diagnostizierte, wirken Simulacra präfigurativ auf das sogenannte Reale zurück.²²⁴ So haben die wirklichkeitsproduzierenden Effekte der kognitiven Gebilde der „Mahü neu“ den Raum nachhaltig aufgeladen und zu einem gewissen Grad die eigene Empfindung substituiert.

Zum anderen zeigen sowohl die Diskursanalyse als auch die analysierten Interviews, dass es längst nicht nur um die Reorganisation und Ausformung des physischen Raums ging, sondern sich eine komplexe Interessenlage bildete. Das Projekt berührte und verschränkte sehr viele unterschiedliche Themen und aktivierte entsprechend verschiedene AkteurInnen, die sich neu vernetzten. Als räumlicher, aber auch ideologischer Ort der Verdichtung, an dem sich eine breite Palette an Konflikten und verschieden zusammengesetzten Konfliktparteien auffächerte, erforderte die Neugestaltung der Einkaufsstraße Fragen und Antworten zu städtischem Verkehr und alltäglichen Wegen, zur lokalen Wirtschaft und zum Konsumverhalten, zur Nutzung des öffentlichen Raums und damit zusammenhängend auch zu Ordnungs- und Sicherheitsaspekten. Oftmals parteipolitisch motiviert und kodiert, wurde neben der baulichen Umsetzung und dem Erscheinungsbild auch die Finanzierung und der Umgang mit Steuergeld verhandelt, sowie das Machtverhältnis zwischen der Stadtregierung und der Bevölkerung thematisiert. Darüber hinaus tauchten die Bereiche Ökologie, Nachhaltigkeit und Naturerlebnis immer wieder in unterschiedlichen Argumentationszusammenhängen auf.

Indem der Straßenumbau eigene Bedürfnisse, Gewohnheiten, Überzeugungen und Werturteile tangierte, wurde er zur Sammelstelle von Vorstellungen, Wünschen, Verklärungen, Ängsten und Befürchtungen. Dabei prallten zum einen gegenteilige Standpunkte zur konkreten Neugestaltung aufeinander, zum andern aber auch unterschiedliche Kodierungen des Urbanen respektive divergente Konzepte und Vorstellungen von urbaner Lebensqualität. Im befürwortenden Fall ging es um die Neudefinition des Urbanen als städtische Version von beschaulicher Ländlichkeit. Das Potential des Städtischen wurde idyllisiert und ökologisiert, als Ort des Austauschs und der Vergemeinschaftung sowie als Motor für Erneuerung und Innovation präsentiert. Demgegenüber konstituierte und bediente man im Entlarvungsnarrativ althergebrachte

222 Die Alltagsbeobachtung der räumlichen Praxis auf der Mariahilfer Straße legt nahe, dass die hoheitlichen Entwürfe und Imaginationen ex post mit Leben gefüllt wurden. Viele der interviewten Personen, aber auch andere AkteurInnen verweilten auf den neuen Sitzmöglichkeiten, ruhten aus, lasen Zeitung, interagierten, betrachteten das bunte Treiben oder flanierten gemächlich.

223 Wieso der eine oder der andere Deutungsrahmen akzeptiert und angenommen wurde und wie dieser Prozess von statten ging, kann mit dem gewählten Forschungsausschnitt nicht beantwortet werden. Dafür bräuchte es eine tiefergreifende Auseinandersetzung mit Einzelfällen.

224 Baudrillard 2011.

Imaginationen von Urbanität im Verweis auf Dreck, Kriminalität, Stau und Entfremdung. Fasst man die Diskurse als Reflexion des sozialen Kontextes auf, in dem sie auftauchen, aktualisierten die durch die „Mahü neu“ hervorgebrachten Entwürfe ideologisierte Lebensgefühle und Ansichten, wie Stadt, Gesellschaft, Politik und Wirtschaft funktionieren. Die aufgezeigten Meinungsgräben bilden also nicht nur verschiedene Welten ab, wie die Umgestaltung zu einem bestimmten Zeitpunkt empfunden, gewünscht und befürchtet wurde, sondern dienen auch als Zeitspiegel städtischer Lebensentwürfe. Die Narrative des Umbauprojekts trugen zur Wiederaufführung der Differenzen bei, die man als Voraussetzung der Diskursivierung betrachten kann. Das Stück Wiener Stadtgeschichte, das mit dem Umbau der Inneren Mariahilfer Straße geschrieben wurde, vermag somit als Indikator für gesellschaftliche Tendenzen dienen, indem es die Umkämpftheit räumlicher Ordnung, aber allen voran auch sozialer Verhältnisse ausdrückt.

9.2 Derivat für die Planung: Dissens thematisieren statt Konsens forcieren

Die diskursorientierte Perspektive auf die Umgestaltung der Mariahilfer Straße legte die Wirkmächtigkeit mediatisierter Narrative in der Planungsarbeit offen, sobald diese die Ebene der Sachpolitik verlässt. Insbesondere das soziale Netzwerk Facebook konnte als diskursives Medium identifiziert werden, das nicht nur sogenannte Filterblasen ausbildet, in denen sich Meinungsgruppen selbst bestätigen; es beeinflusste auch die Presseberichterstattung und hinterließ Spuren im Bewusstsein sehr vieler Menschen. Als Absolventin zweier Fachrichtungen, die mit einem kulturwissenschaftlichen und einem freiraumplanerischen Auge die Stadt betrachtet, machte die mikrologische, auf Empirie basierte Auseinandersetzung mit dem Transformations- und Konstitutionsprozess der „Mahü neu“ vielversprechende Demarkationslinien der Europäischen Ethnologie sichtbar. Daher möchte ich zu guter Letzt nicht darauf verzichten, meine Schlüsse im Hinblick auf ihre potentielle Relevanz für die Sphäre der Planung zu befragen – verstanden nicht bloß als sachorientierter Problemlösungsprozess, sondern eben auch als diskursive Praxis mit Machtwirkung, die aber selbst auch gesellschaftlichen Kräften „ausgeliefert“ ist.²²⁵

Für die Planenden vermag die konfliktuelle Aushandlung ein Hindernis und womöglich auch eine Unterwanderung ihrer Expertise bedeutet haben.²²⁶ Um die Diskrepanzen zu überwinden, investierten die Verantwortlichen in werbende Öffentlichkeitsarbeit und Beteiligungsformate – beides Strategien der Inszenierung und Etablierung von Wissen und somit Systeme der Kontrolle und Regulierung. Dafür entstand wiederum ein öffentliches Problembewusstsein, das mit der gegnerischen Position verknüpft wurde. Mehrere Interviews legen nahe, dass die offerierten Beteiligungsformate lediglich als Legitimierung von herrschaftlich erfolgten Beschlüssen aufgefasst wurden und nicht als ernsthafter Einbezug unterschiedlicher Positionen und AkteurInnen in die

²²⁵ Vgl. Meyer-Oldenburg 2003, S. 24.

²²⁶ Diesen Erfahrungshorizont aus der Retrospektive zu untersuchen würde sich mittels ExpertInneninterviews anbieten.

Entscheidungsprozesse.²²⁷ Dies verweist auf den Umstand, dass das Partizipationsgebot als Dialektik der Stunde zwar gemeinsames Gestalten suggeriert hat, sich aber oftmals auf die Möglichkeit beschränkte, seine Meinung zu einem bereits vorliegenden Plan kundzutun. Somit handelt es sich um eine veränderte Form von Urban Governance, die die Bevölkerung in Entscheidungsprozesse einbinden möchte und dazu aufruft, zu Ko-ProduzentInnen und aktiven MitgestalterInnen ihrer Kommunen zu werden. Wenn man davon ausgeht, dass Entscheidungen eher mitgetragen werden, wenn Betroffene daran beteiligt werden (und dieses Gefühl fehlte im Falle des Umbaus der Mariahilfer Straße offenbar Vielen), wäre es sinnvoll, die angewandten Systeme der Mitbestimmung kritisch zu hinterfragen.²²⁸

Die erwünschte Konsensfindung bedeutete angesichts der als nicht vereinbar festgestellten Ziele der DiskursteilnehmerInnen eine multidimensionale Herausforderung, wenn nicht gar ein Ding der Unmöglichkeit. Dabei könnte das Kontingenzbewusstsein der Diskurstheorie als „Grundlage für die Neukonzeption politischer Auseinandersetzungen“ dienen, da es den „Blick auf den Widersacher“ insofern verändert, als dass dieser sodann als legitimer Gegner in einer offenen Debatte erscheint.²²⁹ In einer solchen dürften Eingriffe konsequenterweise weder als eine objektive Notwendigkeit gerahmt, noch der geplante Endzustand als bereits feststehend transportiert werden. Die Crux wäre es, Distanz zu Essentialismen und Objektivitätsglauben zu gewinnen und so intersubjektives Wissen im Zuge des Planungsprozesses anschlussfähig zu machen, indem die prognostizierte soziale Wirklichkeit in ihrer Konstruiertheit und als prinzipiell veränderbares Verhältnis offen gelegt wird. Denn gerade intentionale raumstrukturelle Veränderungen brechen ja per se mit der Vorstellung gegebener Räume, da sie immer gesellschaftlich produziert werden, kulturell spezifisch und folglich prinzipiell hinterfrag- und veränderbar sind.²³⁰

Damit unterschiedliche Wirklichkeiten in einem Projekt Platz finden, gedacht und gelebt werden können, dürften dahinter liegende Werthaltungen, Sinnentwürfe und Normen in meinen Augen nicht so sehr als Gegebenheiten vorgeführt werden. Anstelle der Bewerbung einer Vision müssten die implizit wirkenden Bedeutungskonstruktionen explizit thematisiert werden. In dieser Logik hieße es, ganz bewusst fundamentale, teils auch unbequeme Fragen zum Umgang mit dem gewünschten Wandel zu stellen, (nicht nur Planbetroffene) mitdiskutieren zu lassen und den Antrieb hinter vermeintlich unberechtigten Einwänden und Ideen zu reflektieren. Die eingebrachten Themen und aufgeworfenen Fragen wären dann idealerweise nicht von Planenden zu lösen, sondern gesellschaftlich zu verhandeln.²³¹

Blickt man abschließend aus einer anderen Flughöhe auf den Umbau der Mariahilfer Straße und berücksichtigt die hohe Anzahl ähnlicher Folgeprojekte in Wien, könnte man die

227 Vgl. I3; vgl. I4; vgl. I5; vgl. I7; vgl. I12.

228 Besagte Auseinandersetzung kann hier nicht gleistet werden, sondern bedürfte einer eigenständigen Untersuchung.

229 Glasze/Mattisek 2012, S. 44.

230 Vgl. Glasze/Mattisek 2012, S. 14-17.

231 Dies stellt ein idealtypischer, da zweifelsohne sehr aufwändiger Prozess dar, der sich gegenüber zahlreichen Sachzwängen und dem meist engen Zeit- und Kostenrahmen eines Bauprojekts behaupten müsste.

nachstehende These ableiten: Die Wirkungen der Erkenntnis- und Wissensproduktion, die strategischen Machteffekte und diskursiven Praktiken, die im Zuge der untersuchten Reorganisation durchlaufen wurden (bevor man sich gesellschaftlich darauf einigte, dass eine derartige Gestaltung von Straßenzügen sinnvoll ist), brachten einen Wandel hervor, die Genese einer neuen Konvention. Die „Mahü neu“ kann man retrospektiv als Ausgangspunkt für eine Reihe an Neugestaltungen auffassen, die nicht nur amtliche Maßnahmen und gebaute Umwelten hervorgebracht haben, sondern auch kollektive Wissensbestände und subjektivierte Praktiken erneuerten. Sie artikulieren normativ wirkende Vorstellungen des guten Zusammenlebens in der Stadt und verweisen auf ein Raster an Vorentscheidungen, das die Überzeugungen der beteiligten Personen ausbildet und reguliert. Es dürfte sich also ein neues Dispositiv geformt haben, deren Regeln heute – eingebunden in ein räumlich und zeitlich begrenztes System des Denkens und Handelns sowie einer lokal und historisch spezifischen Vorstellung von Stadt – befolgt werden.

Verzeichnisse

Literaturverzeichnis

- Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts, Berlin 1998.
- Arnold, Markus/Dressel, Gert/Viehöver, Willy (Hg.): Erzählungen im Öffentlichen. Über die Wirkung narrativer Diskurse. Wiesbaden 2012.
- Baudrillard, Jean: Der symbolische Tausch und der Tod. Berlin 2011.
- Bauman, Zygmunt: Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen, in: Ders.: Der Pilger und seine Nachfolger. Spaziergänger, Vagabunden und Touristen, Hamburg 1997, S. 136–159.
- Becker, Joseph: Verwebungen städtischen Handelns. Urban Citizenship oder die Umrisse einer neuen aufständischen Politik, in: *dérive – Zeitschrift für Stadtforschung*, 61, 2015, S. 7–13.
- Belting, Hans: Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft, München 2001.
- Benjamin, Walter: Der Autor als Produzent. Ansprache im Institut zum Studium des Fascismus in Paris am 27. April 1934, in: Tiedemann, Rolf; Schweppenhäuser, Hermann (Hg.): Walter Benjamin. Gesammelte Schriften, Bd. II, 2, Frankfurt a. M. 1989, S. 683–701.
- Bernhardt, Christoph: Längst beerdigt und doch quicklebendig. Zur widersprüchlichen Geschichte der „autogerechten Stadt“, in: *Zeithistorische Forschungen*, 14, 2017, S. 526–540.
- Brednich, Rolf Wilhelm: Die Spinne in der Yucca-Palme. Sagenhafte Geschichten von heute, München 1994.
- Bröckling, Ulrich: „Nichts ist politisch, alles ist politisierbar“ – Michel Foucault und das Problem der Regierung. In: Foucault, Michel: Kritik des Regierens. Schriften zur Politik, Frankfurt a. M. 2010, S. 403–439.
- Brooks, David: Die Bobos. Der Lebensstil der neuen Elite, München 2001.
- Bublitz, Hannelore: Diskursanalyse als Gesellschafts-,Theorie'. „Diagnostik“ historischer Praktiken am Beispiel der ‚Kulturkrisen‘-Semantik und der Geschlechterordnung um die Jahrhundertwende, in: Dies. et al. (Hg.): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt a. M./New York 1999, S. 22–48.
- Bublitz, Hannelore: Differenz und Integration. Zur diskursanalytischen Rekonstruktion der Regelstrukturen sozialer Wirklichkeit, in: Keller, Reiner et al. (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. I: Theorien und Methoden, Opladen 2001, S. 225–258.
- Clifford, James/Marcus, George E. (Hg.): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography, Berkeley/Los Angeles/London 1986.
- Deleuze, Gilles: Lust und Begehren. Berlin 1996.
- Dusl, Andrea Maria: Boboville. Salzburg 2008.
- Eribon, Didier: Michel Foucault – eine Biographie. Frankfurt a. M. 1991.
- Flick, Uwe: (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, München 1995.

- Foucault, Michel: Von den Martern zu den Zellen. In: Ders.: Mikrophysik der Macht. Michel Foucault über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin, Berlin 1976, S. 41–45.
- Foucault, Michel (Hg.): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin 1978.
- Foucault, Michel/Becker, Helmut (Hg.): Freiheit und Selbstsorge. Interview 1984 und Vorlesung 1982, Frankfurt a. M. 1985.
- Foucault, Michel: Ordnung der Diskurse. Frankfurt a. M. 1991.
- Foucault, Michel/Seitter, Walter: Das Spektrum der Genealogie. Bodenheim 1995.
- Foucault, Michel: Archäologie des Wissens. Frankfurt a. M. 1997.
- Foucault, Michel: Theorien des Strafvollzugs. In: Ders.: Schriften in vier Bänden. Dits et Écrits, Bd. II, 1970–1975, Frankfurt a. M. 2002, S. 486–490.
- Fraas, Claudia/Pentzold, Christian: Online Diskurse. Theoretische Prämissen, methodische Anforderungen und analytische Befunde, in: Warnke, Ingo H.; Spitzmüller, Jürgen (Hg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene, Berlin/New York 2008, S. 291–326.
- Franck, Georg: Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf, München 1998.
- Geisenhanslüke, Achim: Foucault und die Literatur. Historische Diskursanalyse der Literatur, Berlin 1997.
- Gerndt, Helge: Bildüberlieferung und Bildpraxis. Vorüberlegung zu einer volkskundlichen Bildwissenschaft, in: Ders.; Haibl, Michaela (Hg.): Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft, Münchner Beiträge zur Volkskunde, Münster 2005, S. 13–34.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L.: Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung, Bern et al. 1998.
- Glasze, Georg/Mattisek, Annika: Diskursforschung in der Humangeographie. Konzeptionelle Grundlagen und empirische Operationalisierungen, in: Diess. (Hg.): Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung, Bielefeld 2012, S. 11–59.
- Hajer, Maarten A.: Argumentative Diskursanalyse. Auf der Suche nach Koalitionen, Praktiken und Bedeutung, in: Keller, Rainer; Hirsland, Andreas (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. II: Forschungspraxis, Wiesbaden 2008, S. 271–298.
- Hall, Stuart: Kodieren/Dekodieren. In: Bromley, Roger; Göttlich, Udo; Winter, Carsten (Hg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung, Lüneburg 1999, S. 92–110.
- Hauck, Thomas E./Hennecke, Stefanie/Körner, Stefan (Hg.): Aneignung urbaner Freiräume. Ein Diskurs über städtischen Raum, Bielefeld 2017.
- Hitzler, Ronald: Verstehen. Alltagspraxis und wissenschaftliches Programm, in: Jung, Thomas; Müller-Doohm, Stefan (Hg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozess. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Frankfurt a. M. 1993, S. 223–237.
- Ipsen, Detlev: Raumbilder. Kultur und Ökonomie räumlicher Entwicklung, Pfaffenweiler 1997.

- Jäger, Margarete: Diskursanalyse. Ein Verfahren zur kritischen Rekonstruktion von Machtbeziehungen, in: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie, Wiesbaden 2004, S. 386–391.
- Jäger, Siegfried: Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung, Duisburg 1999.
- Jäger, Siegfried: Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse, in: Keller, Reiner et al. (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. I: Theorien und Methoden, Opladen 2001, S. 81–112.
- Kämpfer, Heidrun/Warnke, Ingo H. (Hg.): Diskurs – interdisziplinär: Zugänge, Gegenstände, Perspektiven. Berlin 2015.
- Keller, Reiner: Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissensanalytischen Profilierung der Diskursforschung, in: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 8 (2), Art. 19, 2007, URL: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0702198> [07.03.2021].
- Keller, Reiner: Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms, Wiesbaden 2011.
- Klein, Christian/Martínez, Matías (Hg.): Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens, Stuttgart/Weimar 2009.
- Kohn, Johanna/Caduff, Ursula: Erzählcafés leiten. In: Hauptert, Bernhard; Schilling, Sigrid; Maurer, Susanne (Hg.): Biografiearbeit und Biografieforschung in der Sozialen Arbeit. Beiträge zu einer rekonstruktiven Perspektive sozialer Professionen, Bern 2010, S. 193–216.
- Kolesch, Doris/Lehmann, Annette J.: Zwischen Szene und Schauraum. Bildinszenierungen als Orte performativer Wirklichkeitskonstruktionen, in: Wirth, Uwe (Hg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M. 2002, S. 347–365.
- Koschorke, Albrecht: Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie, Frankfurt a. M. 2012.
- Kuckartz, Udo et al. (Hg.): Qualitative Evaluation. Der Einstieg in die Praxis, Wiesbaden 2008.
- La Roche, Walther/Buchholz, Axel (Hg.): Radio-Journalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis im Hörfunk, Berlin 2009.
- Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch, Weinheim/Basel 2010.
- Landwehr, Achim: Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse, Tübingen 2001.
- Landwehr, Achim: Historische Diskursanalyse. Frankfurt a. M. 2009.
- Landwehr, Achim: Diskurs und Diskursgeschichte (Version: 1.0). In: Docupedia-Zeitgeschichte, 11.02.2010, URL: http://docupedia.de/zg/Diskurs_und_Diskursgeschichte [31.10.2017].
- Lefebvre, Henri: Die Produktion des Raums. In: Dünne, Jörg; Günzel, Stephan (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M. 2006, S. 330–342.

- Leimgruber, Walter / Andris, Silke / Bischoff, Christine: Visuelle Anthropologie. Bilder machen, analysieren, deuten und präsentieren, in: Hess, Sabine; Moser, Johannes; Schwertl, Maria (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Berlin 2013, S. 247–281.
- Liebert, Wolf-Andreas: Wissenstransformationen. Handlungssemantische Analysen von Wissenschafts- und Vermittlungstexten, Berlin / New York 2002.
- Lindner, Rolf: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozess, in: Zeitschrift für Volkskunde, 77, 1981, S. 51–66.
- Lindner, Rolf: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt a. M. 2007.
- Lorenz-Meyer, Lorenz: Resonanzraum. Digitale Medienszene und klassischer Journalismus, in: epd medien, 1, 2005, S. 30–34.
- Löw, Martina: Zwischen Handeln und Struktur. Grundlagen einer Soziologie des Raums, in: Kessler, Fabian; Otto, Hans-Uwe (Hg.): Territorialisierung des Sozialen. Regieren über soziale Nahräume, Opladen 2007, S. 81–100.
- Marcus, George E. / Fischer, Michael F.: Anthropology as cultural critique. An experimental moment in the human sciences, Chicago 1986.
- Mayring, Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zum qualitativen Denken, Weinheim / Basel 2002.
- McCaughy, Martha: Introduction: Cyberactivism 2.0: Studying Cyberactivism a Decade into the Participatory Web, in: Ibid. (Hg.): Cyberactivism on the Participatory Web. Routledge 20014, S. 1–6.
- Meyer-Oldenburg, Torsten: Planen im Diskurs. Konfliktmanagement und Kooperation am Beispiel der kommunalen Landschaftsplanung, Dortmund 2003.
- Münker, Stefan / Roesler, Alexander: Poststrukturalismus. Stuttgart 2000.
- Musner, Lutz: Der Geschmack von Wien. Kultur und Habitus einer Stadt, Frankfurt a. M. 2009.
- Neumeyer, Harald: Der Flaneur. Konzeptionen der Moderne. Würzburg 1999.
- Ostermeier, Serjoscha P.: Zur Paradoxie von Planung und Aneignung. In: Hauck, Thomas E.; Hennecke, Stefanie; Körner, Stefan (Hg.): Aneignung urbaner Freiräume. Ein Diskurs über städtischen Raum, Bielefeld 2017, S. 263–279.
- Pörksen, Bernhard: Die große Gereiztheit. Wege aus der kollektiven Erregung, München 2018.
- Poßer, Christian: Freiraumplanerische Leitbilder in der Stadtentwicklung. Diss. Raumplanung der Technischen Universität Dortmund, 2012.
- Reichow, Hans Bernhard: Die autogerechte Stadt. Ein Weg aus dem Verkehrs-Chaos, Ravensburg 1959.
- Riege, Marlo / Schubert, Herbert (Hg.): Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis, Opladen 2002.
- Rosa, Harmut: Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne, Frankfurt a. M. 2005.

- Sarasin, Philipp: Subjekte, Diskurse, Körper. Überlegungen zu einer diskursanalytischen Kulturgeschichte, in: Hardtwig, Wolfgang; Wehler, Hans-Ulrich (Hg.): Kulturgeschichte Heute. Göttingen 1996, S. 131–164.
- Sarasin, Philipp: Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse. Frankfurt a. M. 2003.
- Sarasin, Philipp: Michel Foucault zur Einführung. Hamburg 2005.
- Saupe, Achim/Wiedemann, Felix: Narration und Narratologie. Erzähltheorien in der Geschichtswissenschaft (Version: 1.0), in: Docupedia-Zeitgeschichte, 28.01.2015, URL: <http://docupedia.de/zg/Narration> [07.03.2021].
- Scheidegger, Tobias: Flanieren in ArCAADia. Digitale Architekturvisualisierungen – Analyse einer unbeachteten Bildgattung, Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, Zürich 2009.
- Schlehe, Judith: Formen qualitativer ethnographischer Interviews. In: Beer, Bettina (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung, Berlin 2008, S. 119–141.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung, Frankfurt a. M./New York 2003.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Götsch, Silke; Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, Berlin 2007, S. 169–188.
- Schroer, Markus: „Bringing Space back in“. Zur Relevanz des Raums als soziologischer Kategorie, in: Döring, Jörg; Thielmann, Tristan (Hg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld 2008, S. 125–148.
- Schulze, Holger: Sound Studies. In: Moebius, Stephan (Hg.): Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies, Eine Einführung, Bielefeld 2012, S. 242–256.
- Sieverts, Thomas: Was leisten städtebauliche Leitbilder? In: Becker, Heidede; Jessen, Johann; Sander, Robert (Hg.): Ohne Leitbild? Städtebau in Deutschland und Europa, Stuttgart/Zürich 1998, S. 21–40.
- Sommer, Roy: Kollektiverzählungen. Definition, Fallbeispiele und Erklärungsansätze, in: Klein, Christian; Martínez, Matías (Hg.): Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens, Stuttgart/Weimar 2009, S. 229–244.
- Stäheli, Urs: Poststrukturalistische Soziologien. Bielefeld 2000.
- Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet: Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung, Weinheim 1996.
- Streich, Bernd: Grundzüge einer städtebaulichen Leitbildtheorie. Beiträge zu Städtebau und Bodenordnung, Schriftenreihe des Instituts für Städtebau, Bodenordnung und Kulturtechnik der Universität Bonn, Bonn 1988.
- Ullrich, Peter: Diskursanalyse, Diskursforschung, Diskurstheorie. Ein- und Überblick, in: Freikamp, Ulrike et al. (Hg.): Forschungsmethoden und Gesellschaftskritik. Berlin 2008, S. 19–32.
- Verleysdonk-Simons, Sigrid/Löffing, Christian (Hg.): Das Erzählcafé. Erlebte und erzählte Geschichte(n), Schriften des Fachbereiches Sozialwesen an der Hochschule Niederrhein, Mönchengladbach 2012.
- Warnke, Martin: Bildwirklichkeiten. Göttingen 2005.

Winter, Rainer: Stuart Hall. Die Erfindung der Cultural Studies, in: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hg.): Kultur. Theorien der Gegenwart, Wiesbaden 2006, S. 469–481.

Witt, Harald: Forschungsstrategien bei quantitativer und qualitativer Sozialforschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research, 2 (1), Art. 8, 2001, URL: www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/969/2114 [07.03.2021].

Wolff, Stephan: Wege ins Feld und ihre Varianten. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek 2000, S. 334–349.

Quellenverzeichnis

Forschungstagebuch

- F1: Feldnotiz am 24.01.2014; Reflexion über die Medienberichterstattung.
- F2: Feldnotiz am 05.02.2014; Reflexion über die Medienberichterstattung.
- F3: Feldnotiz am 12.03.2014; Auseinandersetzung mit diskurstheoretischen Zusammenhängen und der eigenen Positionierung.
- F4: Feldnotiz am 11.04.2015; Memo nach informellen Gesprächen mit Bekannten.
- F5: Feldnotiz am 02.07.2015; Memo nach einem Gespräch im Erzählcafé.
- F6: Feldnotiz am 04.07.2015; Auseinandersetzung mit der eigenen Positionierung.
- F7: Feldnotiz am 09.07.2015; Kodierung von Diskursfragmenten.

Interviews

- I1: Interview am 21.07.2015 mit Wolfram Pichler, Transkript im Anhang.
- I2: Interview am 21.07.2015 mit Marija Stanić, Transkript im Anhang.
- I3: Interview am 21.07.2015 mit Richard Messner, Transkript im Anhang.
- I4: Interview am 22.07.2015 mit Martin Riegler, Transkript im Anhang.
- I5: Interview am 23.07.2015 mit Patrick Kerbl, Transkript im Anhang.
- I6: Interview am 23.07.2015 mit Andreas Schmid, Transkript im Anhang.
- I7: Interview am 25.07.2015 mit Edwin Markovics, Transkript im Anhang.
- I8: Interview am 25.07.2015 mit Veronika Horvath, Transkript im Anhang.
- I9: Interview am 25.07.2015 mit Johanna Klonner und Gerhard Klonner, Transkript im Anhang.
- I10: Interview am 25.07.2015 mit Marcell Kovács, Transkript im Anhang.
- I11: Interview am 01.08.2015 mit Elisabeth Hubauer, Transkript im Anhang.
- I12: Interview am 01.08.2015 mit Theresa Mayer, Transkript im Anhang.
- I13: Interview am 21.07.2015 mit Sarah Rappold.
- I14: Interview am 21.07.2015 mit Petra Dachauer.
- I15: Interview am 25.07.2015 mit Nermin Seferagić.
- I16: Interview am 25.07.2015 mit Maria Ablinger.

Zeitungsartikel

- Kramar, Thomas: Die Entscheidung ist klar: „Mahü“ sagen wir nicht. DiePresse.at, 24.02.2014, URL: www.diepresse.com/1566859/die-entscheidung-ist-klar-bdquomahuldquo-sagen-wir-nicht [07.03.2021].
- Mierau, C.: „MaHü“ neu: Jetzt fahren alle im Kreis. verkehrsinform.at, 25.08.2013, URL: www.verkehrsinform.at/artikel/114.054.526 [07.03.2021].
- Natmessnig, Elias: Mahü: Stadt investiert 800.000 Euro in Info-Kampagne. Kurier.at, 14.01.2014, URL: <https://kurier.at/chronik/wien/mahue-stadt-investiert-800-000-euro-in-info-kampagne/44.145.451> [07.03.2021].
- O.V.: Mariahilfer Straße: Die Kampagne hat begonnen. Kurier, 10.01.2014, URL: <https://kurier.at/chronik/wien/mariahilfer-strasse-die-kampagne-hat-begonnen/45.147.330> [07.03.2021].
- O.V.: Geschäfte-Exodus auf der MaHü. heute.at, 14.01.2014, URL: www.heute.at/s/geschafte-exodus-auf-der-mahu-15502628 [07.03.2021].

Drucksorten und Studien der Stadt Wien

- Häupl, Michael/Vassilakou, Maria: Gemeinsame Wege für Wien. Das rot-grüne Regierungsübereinkommen, Wien 2010, URL: www.digital.wienbibliothek.at/wbrup/download/pdf/2954847?originalFilename=true [07.03.2021].
- Magistrat der Stadt Wien, Magistratsabteilung 18 – Referat für Öffentlichkeitsarbeit und Wissensmanagement (Hg.): MAHÜ. Magazin zur Umgestaltung und Neuorganisation der Wiener Mariahilfer Straße, Wien 2015, URL: www.wien.gv.at/stadtentwicklung/studien/pdf/b008433.pdf [07.03.2021].
- Stadtentwicklung Wien, Magistratsabteilung 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung (Hg.): Sozialraumanalyse zur Mariahilfer Straße. Wien 2011, URL: www.wien.gv.at/stadtentwicklung/studien/pdf/b008225.pdf [07.03.2021].
- Stadtentwicklung Wien, Magistratsabteilung 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung (Hg.): Beteiligungsprozess Mariahilfer Strasse. Werkstattbericht 143, Wien 2014, URL: www.wien.gv.at/stadtentwicklung/studien/pdf/b008401.pdf [07.03.2021].

Online-Quellen

- Facebook-Gruppe „MAHÜ neu NEIN DANKE“, URL: www.facebook.com/groups/679207772109404 [12.09.2020].
- Facebook-Gruppe „Vassilakou - Tear Down This Wall!“, URL: www.facebook.com/groups/157079997828315/ [07.03.2021].
- Facebook-Seite „Anrainer gegen Mahü-Fuzo“, URL: www.facebook.com/Anrainer-gegen-Mahü-Fuzo-569161396440794/ [07.03.2021].
- Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf [07.03.2021].
- O.V.: MaHü neu: Die ersten Bilder. NeuePresse.at, 19.5.2014, URL: <http://neuepresse.at/2014/05/mahue-neu-die-ersten-bilder/> [07.03.2021].
- Webseite „Dialog Mariahilfer Straße“, URL: www.dialog-mariahilferstrasse.at [12.01.2015].

Abbildungsverzeichnis

Abbildungen

Ich war bemüht, InhaberInnen von Bildrechten zu finden, um sie korrekt auszuweisen. Sollten Urheberrechtsverletzungen bekannt werden, ersuche ich um Mitteilung.

- Abb. 1, S. 36: Wegweiser zum Mahü-Erzählcafé, © Sandra Voser.
- Abb. 2, S. 72: Visualisierung auf der Webseite „Dialog Mariahilfer Straße“, © Bureau B+B/orso.pitro, URL: www.dialog-mariahilferstrasse.at [12.01.2015].
- Abb. 3, S. 74: Header auf der Webseite „Dialog Mariahilfer Straße“, URL: www.dialog-mariahilferstrasse.at [12.01.2015].
- Abb. 4, S. 66: Drei Sujets der Kampagne „Unsere Straße. Mein Platz.“, Quelle: O.V.: Mariahilfer Straße: Die Kampagne hat begonnen. Kurier, 10.01.2014, URL: <https://kurier.at/chronik/wien/mariahilfer-strasse-die-kampagne-hat-begonnen/45.147.330> [07.03.2021].
- Abb. 5, S. 70: Gegenkampagne der Facebook-Seite „Anrainer gegen Mahü-Fuzo“, 09.01.2014, URL: www.facebook.com/569161396440794/photos/a.571457986211135.1073741828.569161396440794/717054671651465/?type=3&theater [07.03.2021].
- Abb. 6, S. 73: Gegenkampagne der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 16.01.2014, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407.1073741827.122455957924963/133539643483261/?type=3&theater [07.03.2021].
- Abb. 7, S. 77: Simulierte Wirklichkeit auf dem Satire-Portal „Neue Presse“, Quelle: O.V.: MaHü neu: Die ersten Bilder. NeuePresse.at, 19.5.2014, URL: <http://neuepresse.at/2014/05/mahue-neu-die-ersten-bilder/> [07.03.2021].
- Abb. 8, S. 81: Aufnahme der Aktion mit drei AktivistInnen der Facebook-Gruppe „Vassilakou – Tear Down This Wall!“, 29.08.2013, © Götz Schrage, URL: www.facebook.com/photo.php?fbid=10201616904845923&set=g.157079997828315&type=1&theater [07.03.2021].
- Abb. 9, S. 89: Zustandsrapport auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 15.09.2013, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407.1073741827.122455957924963/124364634400762/?type=3&theater [07.03.2021].
- Abb. 10, S. 92: Zustandsrapport auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 04.01.2014, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407/132710526899506 [07.03.2021].
- Abb. 11, S. 94: Balkendiagramm einer Umfrage in der Facebook-Gruppe „MAHÜ neu NEIN DANKE“, 20.08.2013, URL: www.facebook.com/groups/679207772109404/permalink/679211218775726/ [12.09.2020].

- Abb. 12, S. 95: Aufzählung vergangener Abstimmungen auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 07.08.2014, URL: www.facebook.com/umbaumariahilf/photos/a.122494851254407.1073741827.122455957924963/147124125458146/?type=3&theater [07.03.2021].
- Abb. 13, S. 98: Ein Reisebericht der anderen Art auf der Facebook-Seite „Gegen Mariahilferstraßenumbau“, 22.07.2014, URL: www.facebook.com/photo.php?fbid=747493655289863&set=p.747493655289863&type=3&theater [07.03.2021].
- Abb. 14, im Anhang: Flugblatt zum Erzählcafé, © Sandra Voser.
- Abb. 15, im Anhang: Leitsystem zum Erzählcafé, © Sandra Voser.
- Abb. 16, im Anhang: Piktogramm zum Erzählcafé, © Sandra Voser.

Tabellen

- Tab. 1, S. 32: Entwicklung der Konzeptionalisierung, empirischen Operationalisierung und Präsentationsform des Masterprojekts im Forschungsverlauf, Quelle: Sandra Voser.
- Tab. 2, im Anhang: Übersicht über die angewandten Transkriptionsregeln, Quelle: Sandra Voser.

Anhang

Erhebungsmaske und Leitfaden der Diskurs- und Interviewanalysen

(in Anlehnung an Flick 1995 und Mayring 2002)

Kontextanalyse

- *Medialer Kontext:* Welches Medium wird verwendet? Wie lässt es sich materiell charakterisieren? Welche Prozesse gingen dem Medium voraus? Welchen Einfluss hat es auf die Aussage? Welches Verhältnis nimmt das Medium zu den Diskurselementen ein? Inwiefern konstituieren sich dadurch Machtverhältnisse?
- *Modalitäten und Beschaffenheiten:* Welche Kommunikationsformen und -organe können differenziert werden? Handelt es sich um feldcharakteristische Sprach- bzw. Textformen?
- *Entstehungsbedingungen, Anlass und situativer Kontext:* Was ist die Ursache, die die Aussage anregt? Werden Beweggründe genannt? Welche Absichten könnten hinter der Botschaft stecken?
- *Diskursebene:* In welchem sozialen Umfeld (z.B. Politik, Medien, Wissenschaft, Recht) wird über den Gegenstand geredet?
- *SprecherInnenlandschaft:* Wer imaginiert, entwirft, spricht, produziert? Wer ist mit welchem Mandat beteiligt? Wie interagieren die UrheberInnen?
- *Institutioneller Rahmen:* Von wo aus spricht das Subjekt?
- *Dringlichkeit:* Wieso taucht das Thema zu dieser Zeit und an jener Stelle auf? Wie und in welchem Ausmaß wird über den Gegenstand gesprochen?
- *Rezeptionsbedingungen:* An welches Publikum richtet sich die Aussage? Wer hat zu ihr Zugang? Wieso wird dieser Kommunikationskanal verwendet, um die Zielgruppe zu erreichen?

Explizierende Inhaltsanalyse

- *Sachverhalt:* Welche Aussageinhalte und Bedeutungsfelder werden angesprochen und verhandelt? Was sind die Kernaussagen? Wie werden Themen verknüpft?
- *Konnotationen:* Welche Bilder werden evoziert? Welche Ursachen und Folgen werden beschrieben? Was wird zum Problem gemacht? Werden Lösungsperspektiven angesprochen und wenn ja, welche?
- *Wirkungsabsicht:* Was könnte die Intention hinter der Aussage sein? Welche Interessen und Zwecke werden angegeben oder lassen sich vermuten?
- *Inhaltlich-ideologische Vorstellungswelten und Diskursposition:* Von welchem ideologischen Standort aus wird am Diskurs teilgenommen? Wodurch wird die (hegemoniale/oppositionelle) Position ermöglicht und strukturiert? Welches Bild von Stadt wird gezeichnet? Welche Perspektive auf die Zukunft wird entworfen? Welches Gesellschaftsverständnis wird dabei ermittelt? Welche Wertehierarchien werden aufgestellt?

- *Ansprache*: Inwiefern ist das Narrativ auf spezifische AdressatInnen gemünzt? Welches Wissen wird vorausgesetzt?
- *Positionierungsprozesse*: Wird eine dominant-hegemoniale, eine ausgehandelte oder eine oppositionelle Position bezogen? Wie wird versucht, sich selbst und andere zu positionieren?
- *Auslassungen*: Was wird ausgespart? Wo können Unterdrückungen oder ein Zögern bemerkt werden? Welche erwartbaren Wissensformen tauchen nicht auf?
- *Umgang mit Ambivalenzen*: Liegen interne Widersprüche, Brüche, diskursive Diskontinuitäten oder argumentative Ungereimtheiten vor? Wie treten sie zu Tage und wie werden sie gehandhabt?
- *Subjektive Resonanz*: Was ist die im Gesamtzusammenhang erzielte Wirkung? Entspricht sie der AutorInnenintention?

Form- und Strukturanalyse

- *Aufbau und Gestaltung*: Wie werden die Dinge dargestellt? Welche Wissensformate tauchen auf? Wie ist die (Text-/Bild-)Struktur komponiert? Wie sind Sinneinheiten gegliedert? Können regelhafte Strukturmerkmale ausgemacht werden? Gibt es formale Hervorhebungen?
- *Narrative Struktur*: Wo nimmt die Erzählung ihren Ausgang und wo bewegt sie sich hin? Was gibt es für Kausalitäten? Wo liegen Betonungen?
- *Stil*: Welche formalen und/oder sprachlich-rhetorischen Mittel werden eingesetzt? Welche Motive und Symbolwelten werden verwendet? Welche Implikate können identifiziert werden?
- *Anspielungen und Berufungen*: Gibt es Bezugnahmen und Anschlüsse? Wenn ja, was taucht als Referenz auf und unter welchen Vorzeichen? Handelt es sich um Anknüpfungs- oder Kontrapunkte? Wie wird zitiert?
- *Argumentationsfiguren und Legitimierungsstrategien*: Wie wird Sinnhaftigkeit produziert? Welche Deutungs-, Erklärungs- und Argumentationsmuster werden angewandt? Welche Herrschaftstechniken können beobachtet werden?

Bestimmung sonstiger Auffälligkeiten

- *Raumbezug*: Beziehen sich die Aussagen auf die räumliche Praxis, Raumrepräsentationen oder den imaginierten Raum?
- *Verbindungen zum Korpus*: Kann man Gemeinsamkeiten mit anderen Diskursfragmenten erkennen? Auf welcher Analyseebene lassen diese sich rekonstruieren?
- *Weitere Charakteristika*: Gibt es besondere Eigenheiten, die diskursanalytisch relevant sein könnten?

Mahü- Erzählcafé

WAS ICH NICHT MACHE:

- Werbung
- politische Propaganda
- Marktforschung
- Spendenaufruf
- Kaffeeklatsch
- Unterschriften sammeln
- statistische Umfragen
- journalistischer Tatsachenbericht

SONDERN: VOLXXKUNDE AUF DER MARIAHILFER STRASSE
Eine Reportage für *dérive* - Radio für Stadtforschung.
Ausstrahlung am 1. September, 17.30 Uhr auf Orange 94.0

Abbildung 14: Flugblatt zum Erzählcafé



Abbildung 15: Leitsystem zum Erzählcafé



Abbildung 16: Piktogramm zum Erzählcafé

Regelsystem der Transkription

(in Anlehnung an Kuckartz et al. 2008)

1. Sämtliche Angaben, die Rückschlüsse auf die Befragten erlauben, wurden anonymisiert.
2. Die Transkription verläuft wörtlich und beinhaltet auch Dialektfärbungen, Wortdoppelungen, Verkürzungen, Verständnissignale, Fülllaute und Stottern.
3. Sprache und Interpunktion wurden dem Schriftdeutsch angenähert.

/	Abgebrochener Satz, unvollendetes Wort
// ... //	Überlappung von mehreren SprecherInnen
(.)	Kurze Pause
(..)	Mittlere Pause
(...)	Lange Pause
fett	Betonung
„...“	Zitat
(unv.)	Unverständliche Passage
(lacht), (zeigt mit dem Finger Richtung Tür), (Handy klingelt)	Äußere Merkmale, Lautäußerungen und nonverbale Signale, die die Aussage unterstützen oder verdeutlichen
<u>unterstrichen</u>	Passage, die für das Radio-Feature beziehungsweise das Manuskript ausgewählt wurde

Tabelle 2: Übersicht über die angewandten Transkriptionsregeln

Interviewtranskript 1: Wolfram Pichler

Datum: Dienstag, 21.07.2015
Zeit: 16.40-16.50 Uhr
Ort: Mariahilfer Straße, Ecke Neubaugasse
Interviewart: Radio-Umfrage
Interviewter: Wolfram Pichler, Kürzel W.P. (anonymisiert)
Interviewerin: Sandra Voser, Kürzel S.V.

Am ersten Aufnahmetag nach den zwei gescheiterten Erzählcafés dauert es einige Zeit, bis ich mich überwinde, auf potentielle InterviewpartnerInnen zuzugehen. Lange beobachte ich einen älteren Mann, der alleine von Schaufenster zu Schaufenster schlendert und sich immer wieder umschaute. Als ich ihn anspreche und frage, ob er mir einige Fragen zur Mariahilfer Straße beantworten könnte für eine Radioreportage, die gleichzeitig meine Masterarbeit bildet, zögert er. Ich erkläre ihm, dass ich mich für die Umgestaltung interessiere; mit Schwerpunkt darauf, wie sie von der Bevölkerung aufgenommen werde. Der Mann meint, dass er wohl nicht der Richtige dafür sei, da er von weiter her komme und die umgebaute Straße zum ersten Mal sähe. Er hätte nur aus der Zeitung und dem Radio vom Umbau vernommen und die kritischen Stimmen nicht ganz verstehen können, berichtet er. Da ich den Eindruck habe, dass diese externe Perspektive erhellend sein könnte, versuche ich mein Gegenüber über das Thema der öffentlichen Aufregung in ein Gespräch zu verwickeln. Als es in den Gang kommt, frage ich den Mann, ob ich das Aufnahmegerät einschalten könnte, worauf er mit einem „Na gut“ einwilligt. Während dem Interview wirkt er auf mich etwas nervös. Ihm schient die Rolle des Alltagsexperten nicht wohl zu sein. Um ihm Sicherheit zu geben, lenke ich das Gespräch verstärkt auf den Vergleich mit seiner Heimatstadt.

- 1 S.V. Okay, gut. Sie haben gesagt, dass Sie zum ersten Mal hier sind //und//
- 2 W.P. //Seit es// Fußgängerzone in diesem Sinne ist, bin ich das erste Mal hier, ja. Ich bin, äh, zufällig hier. Ich warte auf meine Frau, die einkaufen ist hier. Ja.
- 3 S.V. Und finden Sie die neue Mariahilfer Straße gelungen? (...) Ist es für Sie ein schöner Ort geworden, jetzt so zum Warten?
- 4 W.P. Heute schon, ja, weil ich, wie gesagt/ Weil es hier überraschenderweise kühler ist wie in den Gassen draußen. Ja (lacht). (..) Aber ich bin nicht in Wien wohnhaft, von dem her/
- 5 S.V. Und was haben Sie denn über die Umgestaltung mitgekriegt?

- 6 W.P. Ja, ich hab's teilweise aus den Medien, aber ich bin (..) nicht so (..) für diese Geschichten (..) so offen eigentlich (lacht). Das war (...), ich bin da eher (..) neutral.
- 7 S.V. Das hat Sie (..) kalt gelassen?
- 8 W.P. Ja, äh, eigentlich schon. Ja, ja, ja. Mhm.
- 9 S.V. Und beschreiben Sie mal Ihren Eindruck. Wie gefällt Ihnen diese Straße nun?
- 10 W.P. Im Moment so, wenn da die Touristen und so weiter das so beleben, eigentlich ist das a nette Flaniermeile, ja. Ich glaub schon, dass das für Wien ein netter Punkt geworden ist, ja. Man kann auf und ab spazieren. Is gelungen, ja.
- 11 S.V. Und was glauben Sie, haben solche Straßen Zukunft? Auch in Wien? 1:00
- 12 W.P. Ja, ist zu hoffen, ja. Wie gesagt, es gibt ja leider (..) viele andere Straßen, wo alles leer ist und verlassen. Mh, ja, ich könnt ma schon denken, dass es so (...) Grätzel, wie das in Wien ja gheißt, glaub ich, ja, und dass es zunimmt und (..) oder Mode macht, Mode gibt, ja. Mhm.
- 13 S.V. Wo kommen Sie genau her?
- 14 W.P. Ich komme aus Krems, ich bin aus der Wachau, ja, ja, ja.
- 15 S.V. Ah, okay. Gibt's da nicht auch eine Flaniermeile, äh, Fußgängerzone?
- 16 W.P. Ja, also in Krems gibt's a große Fußgängerzone. Die ist aber leider, zum Unterschied von hier, sehr (..) leer und verlassen eigentlich, also ist auch nur zu Stoßzeiten belebt, ja. Aber sonst ist (..) eigentlich nicht so viel los, auch geschäftlich und so weiter, sehr, ähm, verlassen, ja. Also da gibt's viele leere Geschäfte und, und am Abend ist überhaupt nix los. Also das ist nicht so (..) belebt wie hier.
- 17 S.V. Okay. Und wie geht man damit um? 2:00
- 18 W.P. Es gibt, es gibt in Krems, äh, Bestrebungen, das zu (..) verbessern. Äh, es haben sich die Geschäftsleute zusammengetan, so weit ich weiß, ja. Es gibt auch einen Altstadtverein, der sich darum bemüht. Äh ja, die (..), die Supermärkte oder die Großmärkte, äh, Einkaufszentren am Rande der Stadt ziehen alles ab. Wir haben sehr große Schwierigkeiten im Verkehr in Krems, würd ich sagen, in der Innenstadt. Also, obwohl es, meiner Meinung nach, schön ist, aber (..) es ist ned so (...) zugkräftig, anscheinend.
- 19 S.V. Können Sie sich denn erinnern, wie es war, als die Fußgängerzone in, in Krems umgesetzt wurde?
- 20 W.P. H m . Das war, glaub i, eine der ersten großen Fußgängerzonen, vergleichbar/ Vielleicht nicht so groß, aber vergleichbar mit Graz. Und da hat sich ein, ein, ein Kulturbeauftragter der Stadt Krems, glaub ich, äh, seinerzeit sehr bemüht, das als Fußgängerzone zu gestalten. Auch mit Erhaltung der alten Bausubstanz und so weiter. Nur leider die neuen (...), 3:00

ähm, Kräfte dort, äh, die zerstören immer mehr. Mit der Architektur und so weiter. Das ist ned so/ Also ich find's (..) manches schon störend jetzt, mit der Erneuerung, ja.

21 S.V. Und damals, wo die Fußgängerzone eingeführt wurde, wie fanden Sie das? (.) War dies ein ähnlich (...) diskutiertes Thema, // wie hier? //

22 W.P. //Nein, // überhaupt nicht! Das/ Ich weiß gar nicht. Das/ (...) Da war ich noch zu jung. Also das ist jetzt schon einige Jahre her, äh, Jahrzehnte (lacht) sogar. Aber i kann mich ned erinnern, dass da ein Aufschrei war (lacht). Ja. Aber da hatte ich noch nicht so Verbindungen mit der Stadt Krems, eigentlich, ja. Ja (..). Ich hab's als, also noch in der Mittelschule miterlebt, also Krems. Da war noch Verkehr in der Stadt. Ist auch gegangen, aber da waren natürlich ganz andere Zeiten. Das is immerhin 4:00
jetzt schon (...) fünfundvierzig Jahre (lacht). Lange her. Ja. Ah! So, jetzt muss ich...

23 S.V. Ja, super. Vielen Dank.

24 W.P. Gerne. Wiedersehen!

Interviewtranskript 2: Marija Stanić

Datum: Dienstag, 21.07.2015
Zeit: 16.55-17.10 Uhr
Ort: Mariahilfer Straße, Ecke Zollergasse
Interviewart: Radio-Umfrage
Interviewte: Marija Stanić, Kürzel M.S. (anonymisiert)
Interviewerin: Sandra Voser, Kürzel S.V.

Die Interviewpartnerin, schätzungsweise zwischen 40 und 50 Jahre alt, sitzt alleine auf einer Bank und beobachtet das Treiben auf der Mariahilfer Straße. Als sie mich mit Mikrofon in der Hand erblickt, lächelt sie mich interessiert an. Ich gehe auf sie zu und frage, ob sie mir für eine Reportage zur Umgestaltung der Mariahilfer Straße, die auf Radio Orange ausgestrahlt wird und gleichzeitig mein Masterarbeitsthema ist, ein paar Fragen beantworten würde. Die Frau willigt ohne Weiteres ein und freut sich merklich über die Aufgabe und die Interaktion. Das Interview findet nach einem kurzen Vorgespräch über das Wetter und den Wohnort, das gleichzeitig als Soundcheck dient, auf der Straßenbank statt. Ich setze mich neben sie, hinter uns plätschert ein Wasserspiel.

- 1 S.V. Gut, wohnen Sie hier in der Nähe?
- 2 M.S. Ja, weiter oben (zeigt mit dem Finger Richtung Westbahnhof), ja. Und es gefällt mir sehr. Es ist meine verlängerte Wohnzimmer (lacht). Ich komme jeden Tag hierher und bin begeistert, ja. Total.
- 3 S.V. Kommen Sie schon länger hierher?
- 4 M.S. Äh, (.) es war (..) wenig, äh, Bänke. Ich komm aus Kroatien, äh, ursprünglich, aber lebe seit, äh, seit vierzig Jahre in, in Wien, ne. Wie ich Ihnen gesagt habe, ich bin eine Neubauerin, ne. (..) In Neubau, äh, in Bezirk Neubau. Sehr, sehr. Es gefällt mir. Und wie/ Äh, die gesamte Familie war dafür, meine Kinder. Es ist sehr schön hier, ja.
- 5 S.V. Es hat ja auch viele Leute gegeben, die nicht ihrer Meinung waren. Konnten Sie das (..) auch ein bisschen nachvollziehen?
- 6 M.S. Naja, ich weiß nicht warum. Und jetzt gerade, ich habe auch paar gefragt, jetzt sind sie begeistert. Durch diese, äh, wenig Auto, nette Bars. Paar 1:00 haben gesagt/ Äh, und denen (..), die haben gesagt, wegen den/ (..) Weil oft in der Nacht fährt hier Rettung. Wissen Sie, da gibt's keinen Stau und da fährt Rettung. Und da hat eine Dame gesagt, das ist nicht zum Aushalten. Aber das muss nicht so oft, glaub ich, sein, dass das stört. Ja, es

ist schön. Und jetzt habe ich in der Zeitung gelesen, dass am, am Ersten eine Feier gibt, ne. Es sollte dann ganz fertig sein, ne. Es ist schön, oder? Toll.

7 S.V. Ja (lacht). Welche Erfahrungen haben Sie denn sonst noch so gemacht, seit hier keine Autos mehr fahren?

8 M.S. Es ist anders dadurch/ Man fühlt sich wohler, ne. Äh, mir stört auch/ Viele sagen, dass die, äh, mit Fahrräder zu schnell unterwegs sind. Aber ich finde nicht. Durch jetzt war ich nicht durch denen gestört, oder/ Ich achte auch, dass die andere auch, ne, vorbei können und so, ne. Nein, mich stört das nicht. Und alle/ Schauen Sie (breitet die Arme aus), wie schön! Die Leute sind so, so, äh (..), wie soll ich Ihnen sagen, ähm, so, so entspannt. Ne? Es (.) ist immer schön, immer, immer. Und a wenn Sie um zwölf Uhr in der Nacht kommen, ne. Es ist auch so (..), ist immer was bisserl los. Mir gefällt's sehr. Ich bin sehr, sehr, äh, begeistert. Und ich genieße das. Fast jeden Tag, ja (lacht). Einfach sitze oder komme mit Freunden, geh ich Kaffee trinken oder ein Getränk nehmen wir (...). Und ja. Und äh, meine Kinder leben auch in Nebenstraßen. Und die, durch diese, äh, ist ja auch dort (..), die (zeigt mit dem Finger Richtung Westbahnhof), äh, Verkehrsberuhigung und die haben auch was davon. (Zwei Jugendliche auf Skateboards fahren vorbei.) Die sind ein bisserl aggressiv, wenn sie da durch fahren, die, mit diesen Skatern. Die sind manchmal schon sehr/ Aber sonst? Schauen Sie (weist mit der Hand auf die Straße), die Mütter mit Kindern. Und die Kinder können da spielen. Und, äh (..), es ist schön. 2:00

9 S.V. Was waren denn Ihre Beweggründe, dass Sie die Umgestaltung wollten? Ich glaube, Sie haben gemeint, Ihre ganze Familie sei dafür gewesen.

10 M.S. Ja sicher. Die war von Anfang an dafür. Weil es ist, es ist schön, wenn man so ein öffentliches Raum bisserl für, für Gesellschaft gewinnt, ne, dass die Leute hinaus, äh, gehen, ne. Das ist überhaupt eine/ Äh. Oft setz i mi, ich diskutiere oder jede Stunde, oder zwei Stunde, mit ganz fremde Leute zufällig zusammen. Ich war am Samstag mit eine Dame, ganz zufällig. Da haben wir uns bei Bortolotti zusammen, sind wir an einen Tisch gesetzt und wir haben zwei Stunde diskutiert. Und sie war nur so vorübergehend hier, aus (...) Gmunden, ne. Und da hab ich bissi erzählt, was es alles hier gibt, hab ich ihr ein paar Tipps gegeben, wohin sie zu Fuß gehen kann, ganz hinunter, ne. Ist ja gleich in der Nähe Volksgarten, oder wo sie einkehren kann. Durch Ring kann sie zu dem Filmfestival kommen. Und so Sachen. Und da hat sie sich so bedankt und wir haben zwei Stunde eine Unterhaltung, ganz schön. Mit eine fremde Frau (lacht). Und das kommt oft vor. Da kommen so die Leute mehr zusammen, ne! Und früher, 4:00

natürlich sind sie hinausgekommen, ja, das war schon breite Gehsteige, aber ganz anders. Da waren vier Spuren oder, ne, glaub ich (winkt ab). Und gesessen, das war selten. Bissel so auf diesen, ähm, äh (..), na, diese (..) Schanigärten. Jetzt ist richtig. Für Menschen. Für uns, für uns (lacht)! Dass ma si/ Wirklich eine Begegnung und, und, äh, Beruhigung. Ja. Wie 5:00
ich Ihnen gesagt habe, verlängerte Wohnzimmer (lacht). Jetzt geh ich hinunter zu Bortolotti. Und //nehme//

11 S.V. //Wohin?//

12 M.S. Bortolotti ist, äh, Eissalon. Die haben drei Lokale auf der Mariahilfer Straße. Eines ist unten bei den, äh, Kirchengasse. Die zweite ist da gleich jetzt, Neubaugasse, da. Und die dritte ist bei der Zieglergasse. Das ist italienische Eis, sehr gutes Eis, ja. Und da gehe ich sehr oft (lacht).

13 S.V. (lacht) Na dann, guten Appetit. Vielen Dank für das Gespräch!

14 M.S. Danke, gerne.

Interviewtranskript 3: Richard Messner

Datum: Dienstag, 21.07.2015
Zeit: 17.30-17.40 Uhr
Ort: Mariahilfer Straße, Ecke Schottenfeldgasse
Interviewart: Radio-Umfrage
Interviewter: Richard Messner, Kürzel R.M. (anonymisiert)
Interviewerin: Sandra Voser, Kürzel S.V.

Die Bänke unter den schattenspendenden Bäumen sind voll besetzt. Während ich ein Interview mit einem jungen Paar führte, das die Umgestaltung stets befürwortet hatte und im Gespräch viele Inhalte wiederholte, die ich in anderen Gesprächen pointierter und konziser erfahren hatte, wurde ich auf einen Mann aufmerksam, der dem Paar gegenüber sitzt und die Situation beobachtete. Ich interpretiere seinen verschmitzten Blickkontakt als Interesse am Thema und spreche ihn an. Ob er sich auch vorstellen könnte, mir seine Sicht zum Thema zu erzählen? Er willigt sofort ein und lächelt gespannt, während ich das Aufnahmegerät einpegle.

- 1 S.V. So... Sind Sie öfters auf der Mariahilfer Straße?
- 2 R.M. Ja, wenn ich mei Frau abhol, ja. Schaut gut aus, is (..), is halt nur schad, weil's ja bei dem/ Beim U-Bahnbau reißen's wieder auf, ne. Aso dann, dann frag ich mich nur, wofür, ne. (unv.) Die, die quert ja, ne, und dann werden sie es wiederum aufmachen müssen und da fragst di aber schon wofür, ne. So schön des sein mag und so, so herrlich des is. Aber das solltet ma sich halt vorher überlegen. (..) So für ne Ruhezone is es herrlich, gibt's nix. Wunderscheen, hat eh gfehl.
- 3 S.V. Sind Sie aus Wien?
- 4 R.M. Jo, jo.
- 5 S.V. Dann erzählen Sie doch mal, wie haben Sie den Umbau so miterlebt?
- 6 R.M. Ach, **die** ganze Aufregung/ (...) Nur weiss i ned, wofür ma sich oder warum ma sich aufregt hat. Das is, des is an mir irgendwie vorbeigangen. Weil/ Jeder will, dass ma sagt, ja, wir brauchen Innenstadt, Tourismus und/ (..) Und dann machst irgendwas oder willst irgendwas machen. (unv.) Und dann muss i sagen: Nein. (.) Mh, vielleicht die Planung und Präsentation, das hätt man vielleicht a bissi besser machen können. Und bisserrl sensibler beibringen. Der Wiener is ja mal so und er grantelt wegen ois. Und da hätte man halt bissi einstecken müssen und sagen: Okay,

1:00

bringen's ihm schonend bei. Weil bei, bei der Kärntner Straßen hamen sie auch gschrien. (..) Und was ist jetzt? Die schönste Fußgängerzone Österreichs. Ned? Aso. Und da, das wird da denk i das gleiche. Beibringen hätt ma halt bissi andersch machen kenna.

- 7 S.V. Das mit der Kärntner Straße ist ein interessanter Punkt. Wird man denn in ein paar Jahren dieses Geschrei, wie Sie sagen, (..) diesen, diesen **Wirbel** um die Mariahilfer Straße auch vergessen haben? Was denken Sie?
- 8 R.M. Na, aber klar, um Himmels Willen. Wann's ana gfollt (..), vergessen's des ganz, ganz schnell. Das is, des is (..), des is logisch. Wer, wer weiß denn heute noch, wie die Kärntner Straße ausgesehen hat? Was sich **da** abspielt hat? Weiß kein Mensch mehr. Vergessen. Es is wurscht. Wenn sie ana tauht, wenn sie da sitzen können, flanieren, dann passt eh alles. Sie san eh so. (...) Aber wie gsagt, bei der Planung oder Präsentation oder mit den Überraschungseffekte (..), das hätt ma bissi andersch machen können, bissi 2:00 schonender. Und (..) dann (..) wärs **no** schöner gwesen, nein. Aber so/ Des haben's schon längste Zeit akzeptiert.
- 9 S.V. Und was haben Sie denn von der Befragung gehalten?
- 10 R.M. Nein, aso das war/ Weil's im Endeffekt eh nix bringt. Weil wir, mh (..), ma regt si auf und wann's dann amal soweit is, da sagt ja jeder: Mah, schau, wie schön ois worden ist. Aber vorher, da schrei ma halt Feuer, ne. Weil die wenigsten überlegen, was wirklich wollen, das is/ Und für die Geschäftsleute is es genau so. Da war dieses (..) Thema. Ja, na guet, wenni einkaufen geh, muessi eh zu den Auslage zue und/ Ja, das is scho richtig, aber ich kann mitten auf den Straßen gehen, ohne dass mich wer bei der Auslag niederrennt. Das is scho was Feines, ne! Passt scho so, wie's is. So, 3:00 und jetzt kummt mei Frau (lacht). Jetzt muss i gehen (steht auf).
- 11 S.V. Ja, schönen Abend. Danke.

Interviewtranskript 4: Martin Riegler

Datum: Mittwoch, 22.07.2015
Zeit: 16.40-17.10 Uhr
Ort: Mariahilfer Straße, neben dem Eingang zum Museumsquartier
Interviewart: Radio-Umfrage
Interviewter: Martin Riegler, Kürzel M.R. (anonymisiert)
Interviewerin: Sandra Voser, Kürzel S.V.

Am Ende der stark frequentierten Mariahilfer Straße, neben dem Museumsquartier, rastet mein Interviewpartner auf einem neuen Sitzelement mit integriertem Wasserspiel. Da er einen entspannten Eindruck macht, frage ich ihn, ob er Zeit hat, mir für eine Radioreportage etwas zur Umgestaltung der Mariahilfer Straße zu erzählen. Er zögert zuerst und erklärt, dass er aus Oberösterreich kommt und nur aus beruflichen Gründen in Wien ist. Er räumt aber ein, dass er durchaus für das Thema empfänglich sei und viel darüber gelesen hätte. Ich hebe hervor, dass ich nicht auf der Suche nach ExpertInnen bin, sondern unterschiedliche Perspektiven aus der Bevölkerung einfangen möchte. Ich erwähne, dass ich meine Abschlussarbeit zu diesem Thema schreibe und ermuntere ihn nochmals zum Interview, worauf er einwilligt. Da wir uns im motorisierten Bereich der Begegnungszone befinden, wo außerdem Straßenmusiker spielen und das Wasserspiel schwer definierbare Geräusche macht, dauert es eine Weile, bis die Aufnahmequalität zufriedenstellend ist. Währenddessen entwickelt sich ein Vorgespräch, das nicht aufgezeichnet wird. Der Interviewpartner erzählt, dass er in Linz als Grafiklehrer arbeitet und sich eine Ausstellung im Museumsquartier anschauen möchte. Auf seine Nachfrage hin berichte ich ihm von meinem Doppelstudium und meiner Motivation, mich mit einem umstrittenen Planungsprojekt zu befassen.

- 1 S.V. Gut, ich glaube, jetzt hab ich's. Können Sie mir zuerst erzählen, was Sie hier auf der Mariahilfer Straße machen?
- 2 M.R. Ich bin eigentlich eher touristisch hier. Das heißt, ich schaue herum, was es gibt, und bummle.
- 3 S.V. Und wieso sind Sie gerade hierher gekommen (..), auf der Mariahilfer Straße gelandet?
- 4 M.R. Weil ich am Weg ins Museumsquartier bin. Jetzt hab ich hier einen Zwischenstopp eingelegt. Es kann ja nicht schaden, sich die Lage hier mal persönlich anzuschauen.

- 5 S.V. Ja, es ist ja ein, eine sehr, äh, zentrale Straße in Wien, die hier für relativ viel Aufruhr auch gesorgt hat in den letzten Jahren. Inwiefern haben Sie das mitgekriegt, aus Oberösterreich?
- 6 M.R. Ja, ich komm eben aus Linz. Und das hab ich sehr wohl mitbekommen und auch mitverfolgt. Und also, i find's prinzipiell ne gute Entscheidung. Die Autos gehören, speziell bei so ner Straße, zurückgedrängt und des gehört den Fußgängern und den Fahrradfahrern übergeben, ja.
- 7 S.V. Und konnten Sie auch die Gegenpositionen bisschen nachvollziehen?
- 8 M.R. Na ja, schon. Ich brauch nur hernehmen die Diskussion mit den Busfahrern, ne. Wenn der Bus und der Fußgänger gleichberechtigt in einer (..) Straße sind, dann versteh i's, dass die Busfahrer sagen, da fahr ich nicht rein, ne. Das muss man sich rechtlich **ganz** genau anschauen und die haben gewusst, warum sie dann sagen, so geht das nicht, ne. 1:00
- 9 S.V. Wie erleben Sie die Situation in Linz? Gibt's da vergleichbare Straßen oder ähnliche Erfahrungen auch so im Stadtraum, mit Verkehrsberuhigung?
- 10 M.R. Ja, gibt's schon. Linz hat aber insofern nen Vorteil. Es konzentriert sich fast alles auf die Landstraße. Das ist die Haupteinkaufsstraße. Die ist teilweise jetzt auch so ne Begegnungszone jetzt geworden die letzten Jahre. Und das is a die, wirklich **die**, ich würd sagen, die **einzige** Straße mit kleinen (..) Ergänzung wie die Herrenstraße. Aber das Konzept der Fußgängerzone oder der Begegnungszone ist (..), kommt sehr gut an. Aber man muss a dafür was machen. Sie haben diese, äh, Begegnungszone jetzt verlängert Richtung Musiktheater. Da, da stimmt das Mix na ned von den Geschäften. Das muss, sozusagen, noch nachwachsen. Weil sonst wird's, wird's nicht so angenommen, wie man's, man's hätte, wie man's gern hätte. 2:00
- 11 S.V. Und wer ist da gefragt? Ist das ein, ein, vorwiegend eine politische Aufgabe, so einen Straßenraum zu gestalten oder wer soll das entscheiden?
- 12 M.R. Das is das leichteste, wenn ma sagt, die Politiker sollen das machen. Es muss, es müssen viele zusammen/ Die Anrainer, es muss die Wirtschaft auch si überlegen, wo passt was hin. Bis zur Politik, äh, bis zur Kunst, bis zur Kultur. Dieses Wochenende ist das Pflasterspektakel in Linz, das ist doch relativ bekannt. Zum neunundzwanzigsten Mal übrigens. Und/ Ja, ich tipp, bin mer sicher, dass die Straßenmusikanten auch diese (deutet auf die Mariahilfer Straße), diese Begegnungszone mehr, sagen wir, erobern werden. Ein bisserl is es ja schon im Gange (deutet auf die MusikerInnen im Eselskostüm und lacht). Und dann, dann geht's in die richtige Richtung, ja.
- 13 S.V. Weil Sie die Straßenmusik ansprechen (..). Wenn man jetzt hier Anrainer

ist, ähm, kann man sich ja auch stören quasi ob diesem neuen Lärm. Ist das ein Argument, dass Sie nachvollziehen können? Wenn jetzt so einfach so eine neue Atmosphäre Einzug hält?

- 14 M.R. Das kann ich verstehen, weil alle Ver/ Meistens jede Veränderung verstört die Menschen. Wir sind leider, wie man so (..) einfach sagt, Gewöhnungstiere. Und sobald sich was verändert, sind (...) manche dafür, manche neutral und manche sind ganz irritiert und es passiert aber dennoch. 3:00
- 15 S.V. Und wie kann man stadtplanerisch damit umgehen? Muss man das quasi einfach akzeptieren, dass zuerst immer mal (..), dass ein Großteil oder ein Teil der Leute mal prinzipiell dagegen ist, gegen Erneuerung?
- 16 M.R. Ne, i glaub, es hat sich schon was geändert die letzten Jahre, dass man mehr mediatorisch arbeiten muss. Aso, ned einfach an Plan hinlegen. Denn, die Pläne haben gute, äh, gute Leute gmacht. Aber man muss noch vielmehr im Vorhinein die verschiedenen Standpunkte, äh, berücksichtigen, die Leute einladen. Wer nicht kommt, ist eh draußen, aber einfach viel mehr auf den Leute, auf die Anrainer zugehn. Und ich glaub, dass ist bei der Mariahilfer Straße vielleicht ein bisserl zu wenig gemacht worden. Und, was man auch nicht vergessen darf, ist doch die Medienlandschaft. Es gibt auch Journalisten, es gibt Medien, die schmeißen si drauf und suchen da den, die berühmten, äh, Splitter (...), nicht die Nadel im Heuhaufen, sondern die Splitter, die dann wehtun. Weil es jetzt doch einiges Politisches ist. Und äh, ja, man will ja auch die Leute, ich sag's jetzt amal so, mit dem Medium unterhalten. Und eine negative Schlagzeile, eine provokante, äh, ist ja oft interessanter als wie das Positive. 4:00
- 17 S.V. Ich verstehe (lacht). Okay, und äh, jetzt so im Bezug auf Wien. Glauben Sie, dass das, dass die Mahü jetzt auch ein Beispiel ist, das Schule machen könnte? Dass es mehr solche Zonen geben wird? Wie schätzen Sie so die Chancen ein? Oder was wäre Ihr Wunsch?
- 18 M.R. Ja, i glaub, es kann nur in die Richtung gehen. Weil, wenn ma sich das weltweit anschaut... I mein, Wien ist eh schon eine sehr, sehr große Stadt im Vergleich zu Linz, eh. (.) Aber Linz ist auch schon fast zweihunderttausend Einwohner. (...) Ähm (lacht), äh, es kann nur in diese Richtung gehen, ja. Einfach den, den, den urbanen Raum dem, den, dem Fußgeher, dem Radfahrer geben und, und die Öffis ausbauen, ja. Und mit den, mit den Autos zurück, des geht ned anders. Ja. 5:00
- 19 S.V. Gut, vielen Dank für das Statement. Es war sehr interessant.

Nach dem Ausschalten des Aufnahmegeräts geht das Gespräch weiter. Wir sprechen über schwer planbare Dynamiken bei urbanen Transformationsprojekten und ich befrage den Interviewpartner aufgrund seines Berufs als Grafiklehrer über seine Meinung zu visuellen Kommunikationsstrategien in Planungsprozessen. Da wir immer wieder auf das Beispiel Mariahilfer Straße zurückkommen, bitte ich darum, das Aufnahmegerät nochmals einschalten und weitere Fragen diesbezüglich stellen zu dürfen. Der Mann, der damit in den Nahbereich seiner Profession und somit in einen Expertenrolle tritt, willigt ohne Zögern ein.

- 20 S.V. Ja, also eben, das ist ja ein sehr interessantes Thema, was eigentlich über Bilder kommuniziert wird. Und die Umgestaltung der Mahü ist ja auch mit einer Medien- oder eigentlich einer Werbekampagne begleitet worden, und da wurden zum Beispiel viele Renderings eingesetzt. Was machen eigentlich solche Bilder? Was, was sind die Gefahren und auch die Potentiale von solchen fiktiven Bildern oder Grafiken?
- 21 M.R. Na, i find prinzipiell, äh, wir sind in ner Mediengesellschaft und es, so, äh, so Visualisierungen, Renderings sind sehr, sehr gut. Aber man muss auch immer dazu sagen, dass natürlich dann oft der Einzelne, manche Leute 6:00
irritiert san in der Realität, weil sie des anders im Kopf haben, na, wie's
ursprünglich für, über Pläne oder, über, über Digitales, äh, vermittelbar
ist. Aber man muss schon ein bisschen aufpassen, ähm, äh, dass man da
nicht zu positive Hoffnungen weckt. Äh, und... Aber da is (..), wie gsagt,
auch wieder die Planer und die Politik gefordert, ja. Und wenn ich
Inserate schalte, dann hab i a wieder zwei Seiten. Ich informiere die Leute
und die anderen sagen: Ja, was kosten die Inserate, ne?
- 22 S.V. Das war ja oft auch ein Argument der Gegner: Da wird so viel Geld eigentlich für so ne Kampagne, äh, rausgeworfen. Steuergeld. Wie stehen Sie dazu?
- 23 M.R. Ja, ich denk/ (..) Äh, es ist immer die Relation (..). Aso, wie, wie, äh. In welcher Relation stehen die Kosten? Aso, man muss dann schon transparent sein und sagen, fünf Prozent hab i, hab i für Werbung 7:00
gebraucht. Das muss man einfach **deutlich** den Menschen sagen. Und äh,
es ist dann a die Frage, in welchen Medien ich schalte, das kommt auch
noch dazu. Weil i glaub, wenn ich einen Qualitäts-, also, äh, und
Kulturanspruch habe, dann dürfte ich in manchen Medien ned so oft
schalten. Das ist meine persönliche Meinung, ned.
- 24 S.V. Okay, vielen Dank (lacht) für dieses P.S. und noch einen schönen Museumsbesuch!

Interviewtranskript 5: Patrick Kerbl

Datum: Donnerstag, 23.07.2015
Zeit: 20.30-20.50 Uhr
Ort: Mariahilfer Straße, Ecke Webgasse
Interviewart: Radio-Umfrage
Interviewter: Patrick Kerbl, Kürzel P.K. (anonymisiert)
Interviewerin: Sandra Voser, Kürzel S.V.

An diesem Tag wollte ich abends nach Ladenschluss Interviews durchführen. Nach drei Absagen und zwei weniger aufschlussreichen Gesprächen mache ich mich auf den Heimweg und bestelle mir davor noch ein Getränk an einem Würstelstand. Zwei Personen, die zu einer größeren Gruppe gehören, sprechen mich auf das Aufnahmeequipment an. Wir sind sofort per du. Ich erkläre mein Vorhaben, verwickle sie in ein Gespräch über meinen Forschungsgegenstand und erfahre, dass sie Kollegen in einem Elektronikgeschäft an der Mariahilfer Straße sind. Sie würden öfters hier den Feierabend gemeinsam verbringen. In einer etwas aufgekratzten Atmosphäre entwickelt sich sodann eine Gruppendiskussion über Sinn und Unsinn des Umbaus der Mariahilfer Straße mit starken parteipolitischen Bezügen. Ich frage in die Runde, ob jemand für eine Tonaufnahme zur Verfügung stehen würde, worauf sich zunächst niemand meldet. Wir reden dennoch weiter, wobei mein zukünftiger Interviewpartner von seinen Bekannten immer wieder aufgefordert wird, seine laut vorgebrachten Kommentare, die das Gruppengespräch dominieren, von mir aufzeichnen zu lassen. Schließlich erklärt er sich dazu bereit und ich schalte den Recorder ein. Wir stehen uns gegenüber, die anderen werden still und beobachten die Interviewsituation mit etwas Abstand.

- 1 S.V. Gut. Beschreib vielleicht zuerst mal so deine Eindrücke zur Mariahilfer Straße.
- 2 P.K. Also, was magst denn hören? Zum Umbau? Grün-lastig, Rot-lastig (...), Blau-lastig?
- 3 S.V. Also es kann gerne auch losgelöst von der Politik sein. Mich interessiert deine Wahrnehmung.
- 4 P.K. Also (..), die Idee war von den Grünen. Jetzt im Nachhinein muss man sagen, schaut recht guat aus. Obwohl alle anderen gsagt haben, schaut irgendwie, wird nicht funktionieren. Nein aso/ (lacht und schaut nervös zu seinen Kollegen)
- 5 S.V. Fahr ruhig fort.

- 6 P.K. Nein aso, ich muss sagn, Mariahilfer Straßen is guat worden. Also i bin hier groß worden im siebten Bezirk. Also dahingehend/ Straßenbahn hab i nich mehr kennen gelernt, aber zumindestens halt no die ganzen alten Busse, Straßenbahnlinien. Aso (...), was da halt alles los war. Dahingehend isses/ Aso, es ist schön hier zu flanieren. Auch wenn's von den Grünen kommt (lacht).
- 7 S.V. Wie meinen Sie das? 1:00
- 8 P.K. Also (...), die Umsätze für die, für die Industriellen, die ganzen Geschäfte hier steigen, seit dem die Mariahilfer Straße hier fertig ist, das ist, is fix. Aber, es ist, halt die, die, so, wie sie's am Anfang begonnen habn, ist halt falsch gewesen, weil sie ganz einfach halt mal gsagt haben, es wird umgebaut, ja. Und diese Wahl oder diese, diese Abstimmung, die es da gegeben hat (...), die war etwas/ Zweitausend Leute, ne, haben halt mehr dafür gestimmt, ja. Und auch wenn diese zweitausend dagegen gewesen wären, hätten sie's trotzdem, hätten sie's trotzdem durchgeführt. Weil's einfach halt, wegen der Wien-Wahl, die ja jetzt stattfindet, ja, durchgezogen haben. (..) Aber im Endeffekt bringt's jetzt den ganzen Kaufleut hier, bringt es was. Weil die Straße funktioniert. Wenn man einmal hier mit dem Auto durchfährt, durch, durch, durch die Begegnungszone, na. Es, des funktioniert, funktioniert mittlerweile besser auf dieser Straße hier, ja, das Zusammengehörigkeit zwischen Fußgänger, Radfahrer und Autofahrer/ Im Gegensatz zu allen anderen Zwischenstraßen, wo theoretisch Regeln gelten, ja, wo eine Ampel gibt, ja, wo's (...), wo's ein Gehsteig gibt, ja. Und/ (...) Muss kurz überlegen. Und dahingehend, und dahingehend/ Also i war sogar ein Gegner davon, von diesem ganzen Umbauplan halt, ja. Weil man denkt, wenn irgendwelche Verkehrsplaner sagen, okay ja, die Straße ist zu breit, es geht halt nur um die Straße, um die Breite der Straße, ja. Sie nutzen's nicht aus. Und wenn man halt da halt jetzt, da mittlerweile halt herum flaniert, zumindest nach oben funktioniert's ja scho, bis zum Westbahnhof: Es werden alle Bereiche genutzt, ja. Egal ob's (...), um welche Uhrzeit, ja, ob die LKWs noch da, da stehen dürfen für die Anlieferung oder nicht, ja. Aber, die Straße funktioniert. Es gibt diese ganzen, diese, diese ganzen, diese, ähm, äh, die ganzen Unkenrufe bezüglich (unv.). Naja... Funktioniert alles, auch wenn diese Zeit nicht eingehalten werden, diese auch mittlerweile nicht mehr gestraft werden im Gegensatz zu früher, was ich auch sehr positiv find, ja. Dann is halt nicht bis um elfe, sondern brauchst halt bis zwölf. Aber es funktioniert. Diese Straße, sie lebt – mehr als je zuvor. (...) Und die Idee halt mit der... Auf der, auf der Landstraße machen's ja schon anders. Sie fangen jetzt schon an, bevor sie's mal fix sagen, es wird passieren, mit den
- 2:00
- 3:00
- 4:00

Leuten zu reden, die dort arbeiten, die dort wohnen, das Ganze zu machen. Nur dahingehend ist es halt ziemlich Wien-Wahl-geprägt, halt. Aso, es ist einfach halt/ Da ist die Wien-Wahl, da muss es fertig sein und da ist, da fährt die Eisenbahn drüber, halt, ne. Weil besonders dahingehend/ Ähm. Die Mariahilfer Straße wird ja in drei Jahren um sechs Millionen wieder aufgrissen, im Bereich Neubaugasse. Weil da kommt, bei der Neubaugasse ist das U-Bahnkreuz U3/U5. Da machen sie ein, ein **klitzekleines** Löchlein wieder rein in die Straße, also ja. Kosten von sechs Millionen Euro, wo ich mir denk, okay, man hätte die Scheiß Straße auch in, in drei Jahren machen können, ja, weil dann hätten's die sechs Euro, also, also die sechs Millionen Euro erspart. Aber nein. Es ist die Wien-Wahl, wir wollen wieder für fünf Jahre regieren (.) und deswegen muss sie halt bis zum Stichtag der Wien-Wahl fertig sein. Ja.

- 9 S.V. Und wie sieht's aus mit den Geschäftsleuten? Wie hat es sich auf sie ausgewirkt?
- 10 P.K. Man merkt jetzt, wo sie fertig ist, in diesem Bereich hier, dass es einfach wieder mehr belebt wieder ist diese Straße, als zu Zeiten des Umbaus halt 5:00 einfach, wo's halt/ Das ist/ Es ist nimmer so wie früher, weil ganz einfach halt die, die Leute, die mit dem Auto gekommen sind früher, ja, sind jetzt sozusagen verunsichert, ja. Alle Navigationsgeräte, ja, funktionieren nicht, weil sie nicht programmiert worden sind. Sind jetzt zwei Jahre lange nicht programmiert gewesen, das heißt, dieses, dieses, diese, dieses ganze Fleckerl ist blöd gesagt weiß. Dein Navigationsgerät lenkt dich halt irgendwo anders hin, ja. Aber wenn du hierher willst, zum Beispiel da vor die Fußgängerzone, ist halt einfach ne weiße Zone, weil halt einfach die Einbahnstraßen ständig geändert werden. Das heißt, du kannst Pech haben, wenn du ein falsches Navi hast, oder du fährst halt richtig. Aber ich sag mal, in ein, zwei Jahren, dann, wenn das alles fertig ist, die ganzen Durchfahrten, das alles fix fertig programmiert ist, dann (..) kommen auch die Autofahrer wieder, ja, theoretisch. Zur Zeit ist halt nur, dass halt einfach nur die ganzen Leute hier, die halt hier flanieren, die über gesamt Wien von den Wohnsitzen her, äh, also verstreuen, weil sie hier arbeiten oder halt woanders arbeiten, aber hier stehen bleiben, hier aussteigen/ Ähm. Aber die Straße im Ganzen profitiert davon. Weil das ist einfach 6:00 halt, ist (...) einzigartig, das gibt's nirgends, also das, das/ So eine lange Fußgänger- und, äh/ Wie heißt dieses Ding? Dieses, // diese //
- 11 S.V. // Ah, Begegnung? //
- 12 P.K. Diese Begegnungszone gibt's in ganz Europa nicht, ja, auf diese Länge.
- 13 S.V. Und Sie haben gesagt, dass Sie hier aufgewachsen sind, oder zumindest in der Nähe. Erinnern Sie sich auch an andere größeren Veränderungen, die

hier vielleicht viel Aufsehen erregt haben?

- 14 P.K. Da war ich, also da war ich etwas zu klein dafür, dass ich das halt irgendwie/ Ich weiß halt nur, ich bin halt groß geworden, da waren halt 7:00 Straße und Parkstreifen und was auch immer. Und zweispurig, in beide Richtungen befahrbar, ja. Und das is halt schon ein großer Unterschied halt zu jetzt, ja, wo halt nur in eine Richtung und nur in mit zwanzig km/h und alle sind gleichberechtigt, ja. Is etwas anderes, als wennst jetzt eine normale, äh, einfach ne normale Straße einfach hast. Aber wenn man sich jetzt zum Beispiel die Kärntner Straßn anschaut, im Gegensatz zu dieser Straßn da, in ein paar Jahren wird kein Mensch mehr drüber reden. Das war eifach immer halt schon so, ja. Und sie wird funktionieren.
- 15 S.V. Gut. Vielen Dank (lacht).
- 16 P.K. War's das eh schon? Mein Gott, hab ich ein Bledsinn gredt (lacht). Na, passt scho. Das Wichtigste ist gesagt. Danke.

Interviewtranskript 6: Andreas Schmid

Datum: Samstag, 25.07.2015
Zeit: 12.40-12.50 Uhr
Ort: Mariahilfer Straße, Ecke Karl-Schweighofer-Gasse
Interviewart: Radio-Umfrage
Interviewter: Andreas Schmid, Kürzel A.S. (anonymisiert)
Interviewerin: Sandra Voser, Kürzel S.V.

Zu Mittag des 25. Julis ist viel Betrieb auf der Mariahilfer Straße. Vor dem Modegeschäft *Kleider Bauer* haben Mitglieder des *Vereins gegen Tierfabriken* einen Infostand aufgestellt und prangern die Pelzproduktion an. Ich diskutiere kurz mit meinem heutigen Begleiter, inwiefern eine aktivistische Perspektive auf die Umgestaltung relevant und für mein Erkenntnisinteresse beforschenswert sein könnte. Ich entscheide mich, es auszuprobieren, und bitte die Gruppe um ein Interview. Die junge Frau, die ich angesprochen hatte, vermittelt mich an einen Kollegen weiter, der sich sofort zum Interview bereit erklärt, noch bevor ich ihm mein Forschungsthema erläutern habe. Wir duzen uns von Anfang an. Da ich befürchte, dass sich das Gespräch stark in Richtung der politischen Agenden des jungen Mannes entwickeln und er die Rolle eines Pressesprechers annehmen könnte, der primär die Anliegen des Vereins positioniert, betone ich während des Soundchecks, dass mein Augenmerk auf der persönlichen Wahrnehmung des umgestalteten Straßenraum liegt.

- 1 S.V. Gut, wir sind soweit. Ähm, kannst du mir vielleicht als erstes erzählen, was du (.) oder ihr hier macht?
- 2 A.S. Genau, also wir stehen hier jeden Samstag vor'm Kleider Bauer, weil Kleider Bauer schon seit zehn Jahren Pelze verkauft und auch einen irrsinnigen Prozess gegen unseren Verein, also, äh, den Verein gegen Tierfabriken, geführt hat. Deshalb stehen wir, äh, hier jede Woche und informieren die Leute, dass dieses Geschäft Pelz verkauft. Und dieser Pelz ist oft auch falsch deklariert, also, oder auch gar nicht deklariert. Und die Leute denken sich, sie kaufen jetzt lustigen Kunstpelz, derweil kaufen sie eben Pelz von toten Tieren. Und deshalb stehen wir hier und machen aufmerksam. Und wir haben auch viele andere Themen (...), auf die wir aufmerksam machen, ja.
- 3 S.V. Und wie organisiert ihr das?
- 4 A.S. Also das ist eine Dauerkundgebung, das ist, die ist quasi bis im Herbst

angezeigt beim, bei der Versammlungsbehörde. Und ja. Da haben wir einen im Büro, der zeigt immer die Kundgebungen an. Aber im Prinzip könnt ich auch selber anzeigen, wenn ich wollen würde. Ja.

5 S.V. Und wie habt ihr den Umbau der Mahü erlebt?

6 A.S. Also genau, dann sind wir dann (..) gewechselt. Dann waren wir dann, also wir sind auch am Keplerplatz, beim Kleider Bauer. Und in Meidling 1:00 gibt's ja auch einen Kleider Bauer, der jetzt aber nur noch einen Outlet ist. Aber wir sind oft am Keplerplatz im Zehnten beim Kleider Bauer. Weil es gibt ja genug Filialen, noch, wo wir hinziehen, wenn da die Baustelle ist. Ja.

7 S.V. Okay, also ihr wart jetzt eine Zeit lang gar nicht hier. Und nimmt Kleider Bauer eigentlich Bezug auf euer Tun auf der Mariahilfer Straße?

8 A.S. Mhm. Jetzt gibt's nämlich einen neuen Marktmanager, beim Kleider Bauer, seit drei Monaten, der Sergio, der auch selber Vegetarier ist und der sagt, er mag keinen Pelz. Und er hat halt, wir haben halt schon, schon noch zweimal mit ihm gredet. Und wir haben auch dann auch noch kurz (.) Sprüche skandiert. Dann is er gleich komma und er hat gsagt, er mag das hier nicht und es is ihm lieber, wenn man **so** reden würde. Also es hat sich komplett geändert. Also sie suchen den Dialog. (...) Aber andererseits haben sie uns da (zeigt auf den Gastgarten daneben) ein Ei gelegt. Also, sie wollten uns da blockieren, weil das ist ein (macht Anführungsstriche in der Luft) Gastgarten für Stammgäste. Aber da sitzt niemand und da wird auch nix verkauft. Aber das ist genau dort, wo unser Infostand immer steht. Und wir haben nur das Glück, dass da (weist auf den Infostand) noch genug Platz ist, sonst könnten wir unseren Infostand gar nimmer machen. (.) Also ich seh das als, als direkten Angriff eigentlich auf unsere (...) Meinungsfreiheit (lacht), sozusagen, ja.

17 S.V. Also da/ (weist auf den leeren Gastgarten) 2:00

18 A.S. Da ist niemand, das ist nur/ Das ist eben fix, aber das ist nur damit wir da nimmer sein können, weil/ Keine Ahnung. Ja, er macht damit ja kein Geld. Und da wird nix verkauft, das sitzt auch niemand. Das war halt ein Versuch, um, damit wir hier nimma sind. Aber ja, funktioniert trotzdem.

19 S.V. Verstehe. Interessant, das is/ Also, man sieht das jetzt auch, dass das eigentlich nur eine Farce ist.

20 A.S. Ja, eben, das ist fix. Das ist fix, schon. Und deshalb haben wir auch zur Sicherheit schon die Kundgebung dauerhaft angezeigt.

21 S.V. Mein Thema ist ja die Umgestaltung der Mariahilfer Straße. Wie zufrieden oder unzufrieden bist du jetzt mit der neuen Gestalt der Straße?

22 A.S. I find es schon angenehm, wenn man da als Passant da auch gehen kann und dann man auch in der Mitte flyern kann. Und man hat auch für'n

Infotisch zwei Fronten. Weil sonst kommen eigentlich nur da die Leute (zeigt auf die uns zugewandte Seite des Infotischs) und da sind Autos (zeigt in die Mitte der Straße) und da und da ist nix (wedelt mit der Hand nach links und rechts), aber jetzt hat man quasi von zwei Seiten die Besucherströme. Und es wirkt auch offener. Also ich glaub für uns, uns hilft das, für unseren Aktivismus. Ja. 3:00

- 23 S.V. Fein. Und persönlich, wie gefällt es dir? Die neue Mahü?
- 24 A.S. Ja, ist okay. Ist jetzt nicht speziell oder so (lacht). Aber ist angenehm. Doch, ja. Find ich voll okay. (...)
- 25 S.V. Gut. Ja, dann sag ich Danke.
- 26 A.S. Das war's? Passt, gerne. Wart, ich geb dir noch was mit (geht zum Infostand).

Interviewtranskript 7: Edwin Markovics

Datum: Samstag, 25.07.2015
Zeit: 13.00-13.05 Uhr
Ort: Mariahilfer Straße, Ecke Webgasse
Interviewart: Radio-Umfrage
Interviewter: Edwin Markovics, Kürzel E.M. (anonymisiert), im
Beisein von Anetta Markovics, Kürzel A.M.
(anonymisiert)
Interviewerin: Sandra Voser, Kürzel S.V.

Ich habe mich auf eine Bank gesetzt, um Notizen niederzuschreiben. Ich realisiere, dass ich von zwei Personen etwas skeptisch beobachtet werde, die auf der gegenüberliegenden Bank sitzen. Das Alter der Frau schätze ich auf rund 70 Jahre; er könnte mit etwas über 40 Jahren ihr Sohn sein. Neben sich haben sie große Papier- und Plastiktüten abgestellt, die auf eine Einkaufstour entlang der Mariahilfer Straße deuten. Ich unterbreche meine Memos, nehme mein Aufnahmegerät zur Hand, erwidere ihren Blickkontakt und gehe entschlossen auf sie zu. Die beiden hören sich wortlos mein Anliegen an und nicken dann, als ich sie nach einem Statement für den Radiobeitrag frage. Die Frau hält sich bis zum Ende des Interviews zurück, obschon ich sie ermuntere, ihre Sicht kund zu tun – indem ich sie immer wieder anschau und ihr das Mikrofon hinhalte. Die Interviewsituation gerät nach einem Unterbruch durch Veronika Horvath (siehe Interviewtranskript 8) ins Stocken.

- 1 S.V. Vielleicht können Sie zuerst erzählen, wieso Sie hier sind, was Sie //hier machen.//
- 2 E.M. //Einkaufen.// (...) Nicht mehr, nicht weniger. (...)
- 3 S.V. Wohnen Sie auch in der Umgebung?
- 4 E.M. Nein. Mh. (...) Ortsende Wien. Zweiundzwanzigster.
- 5 S.V. Dann fahren Sie extra auf die Mariahilfer Straße?
- 6 E.M. Genau. (...) Einfach nur wegen dem C&A. (.) Weil dort bekomme ich immer das, was ich will. (...)
- 7 S.V. Okay. Ähm (.), beschreiben Sie doch mal bitte Ihre Wahrnehmung. Was ist aus der Mahü geworden?
- 8 E.M. Ähm (.), naja. Ich bin selten auf der Mariahilfer Straße. Ähm (.), wohne etwas weit entfernt. Und, äh (...), ja, ich finde die Mariahilfer Straße nicht so toll, wie's, wie allgemein gesagt wird. Einfach/ (..) That's it.
- 9 S.V. Haben Sie das mitgekriegt, dass es schon auch viele Gegner gab, die

- dagegen //die Umgestaltung//?
- 10 E.M. //Ja, versteh ich// natürlich, ich mein (...), Verkehr is jetzt eine Katastrophe geworden. Wer hier wohnt/ Ich mein, kan Parkplatz mehr. 1:00
 Alles is a Einbahnzirkus geworden. Also ich wär, ich wär todunglücklich, würd ich hier wohnen. Also das wär a Katastrophe für mich, also ich würd wegzieh'n. Totales //Chaos.//
- 11 S.V. //Von hier// wegziehen würden Sie?
- 12 E.M. Ja. Definitiv. Geht gar nicht.
- 13 S.V. Also, Sie können das gut nachvollziehen?
- 14 E.M. Absolut.
- 15 S.V. Und was bedeutet die Umgestaltung für die Geschäfte? //Was denken Sie?//
- 16 E.M. //(Die Begleiterin lacht laut auf.)// Na, die geh'n pleite. Schon klar. (unv.)
Ich mein, ma, man siecht eh wie viele leere Geschäftslokale da san und äh.
Und wenn Sie sich die Mariahilfer Straße mal anschauen, also Sie vielleicht net, aber ich hab's noch erlebt, vor dreißig, vierzig Jahren, was hier für Geschäfte waren. Die **Qualität** der Geschäfte. Und jetzt sehen Sie hier **Ramsch.** Einfach/
- 17 S.V. Was waren das so für Geschäfte?
- 18 E.M. Einfach **gute** Geschäfte, gutbürgerliche Geschäfte mit einem guten Warenangebot. Heute hat man hier den Mainstream, den's in jedem Einkaufszentrum haben oder irgendwelche Ramschgeschäfte. Äh, ja. Also, ich find auf der Mariahilfer Straße eigentlich nichts. (.) Außer den C&A, weil dort krieg i eigentlich immer a Hose für mich, weil der zufälligerweise den Schnitt hat, der mir passt. Und der C&A auf der Mariahilfer Straße ist irgendwie am besten sortiert, weil es gibt a einen im 2:00
 Donauzentrum. Da gibt's aber mitunter meine Größe nicht und deswegen geh i zum C&A auf die Mariahilfer Straße. That's it.
- 19 S.V. Verstehe. Und ähm, wie zufrieden sind Sie jetzt mit der (.) Gestaltung?
- 20 E.M. Gut, die Gestaltung ist okay. Das muss ma/ Jetzt ganz ehrlich, i mein, ich bin jetzt kein Fan von dieser Fußgängerzone. Aber: Es ist schöner als vorher. Ich meine, die Bäume und, äh, die, die Sitzgelegenheiten und so weiter. Ja, es schaut besser aus als vorher. I mein, vorher ist halt der Verkehr durchzogen. Wie ich noch Kind war, war der Verkehr halt no wesentlich stärker durch die Mariahilfer Straße, war's ja die Durchzugsstraße. Des is schöner geworden, keine Frage. Brauchen wir gar nicht drüber diskutieren. Aber natürlich verkehrstechnisch (..) hätte man irgendwie schauen müssen, dass es irgendwie (..), dass es andere Durchzugsstraßen gibt. Vielleicht ähm, untertunneln oder so. Ich mein, ich bin sowieso der Meinung, Autos gehören unter die Erde. Bin zwar

- selbst Autofahrer, aber so, äh, Kagraner Tunnel und so weiter find ich a tolle Erfindung. Ich mein, ich bin jetzt kan Grüner, aber (..) die Umwelt geht a drauf, durch die Autos, langfristig. Und demzufolge, äh, schau i halt, möcht i schon, dass man die Autos irgendwie bisserl (...), irgendwie wegstriegt. Aber man kann sie ned ganz wegstriegn, aber man muss sie intelligent halt, äh, steuern. Und das ist halt komplett verabsäumt worden. Aber ich ha auch kein Patentrezept dafür, das muss i auch sagen. Also, ich wüsst auch nicht, wie's geht. 3:00
- 21 S.V. Und wie fanden Sie das Vorgehen von der Stadtregierung?
- 22 E.M. Ähm, ich halt von der Stadtregierung überhaupt nix. Also, so **überhaupt** nix. Ich möcht jetzt nicht beleidigend werden und hör jetzt auf, meine Meinung drüber zu sagen. Aber ich halte es/ (..) Ja. Indiskutabel. Aber/
- 23 A.M. Vor allem mit dem Geldaufwand. **Sicher nicht!** Aber es ist nicht das Geld von, von diversen Leute, sondern das ist, äh, das ist das Geld der Bürger.
- 24 E.M. So wie wir (lacht). Is ja egal. Ist der Steuertopf.
- 25 A.M. Rechnen kann ma im Rathaus nicht. Das ist amal klar.
- 26 V.H. (Eine Frau, die der Diskussion beiwohnte, unterbricht uns.) Es macht fast den Anschein, ja. Darf ich zur Mahü auch noch was sagen, bitte? 4:00
- 27 S.V. Äh, ja. Gleich. Gerne, ich komme gleich zu Ihnen. Warten Sie kurz, ja? Wir sind gleich fertig. (Ich wende mich, etwas aus dem Konzept gebracht, wieder zu meinen InterviewpartnerInnen.)
- 28 E.M. Es ist eh alles gesagt. So ist es halt nun mal.
- 29 S.V. Ähm, ja. Wollen Sie vielleicht noch was, äh, anfügen? Fällt Ihnen noch was ein?
- 30 E.M. Nein, das //passt schon/. /
- 31 A.M. //Sprechen// Sie ruhig mit der Dame da. Wir müssen eh weiter. Komm!
- 32 S.V. Na gut. Super, vielen Dank für diesen Einblick!
- 33 E.M. Sicher. Wiedersehen!

Interviewtranskript 8: Veronika Horvath

Datum: Samstag, 25.07.2015
Zeit: 13.05-13.15 Uhr
Ort: Mariahilfer Straße, Ecke Webgasse
Interviewart: Radio-Umfrage
Interviewte: Veronika Horvath, Kürzel V.H. (anonymisiert)
Interviewerin: Sandra Voser, Kürzel S.V.

Während ich Edwin und Anetta Markovics interviewe, hält eine gepflegte Dame mit Rad an. Sie hört dem Gesagten neugierig zu. Als es um die Finanzierung der Umgestaltung geht, hackt sie ein und bittet darum, sich auch mitteilen zu dürfen (siehe Interviewtranskript 7). Auch wenn die nicht vorhergesehene Störung der Aufnahme herausfordernd ist und das vorangegangene Gespräch dadurch recht abrupt zu Ende geht, freue ich mich über diese ungewohnte Situation. Ohne Unterbruch oder ein Vorgespräch nehme ich den Faden auf und interviewe die Frau.

- 1 S.V. Gut, kommen wir zu Ihnen.
- 2 V.H. Ja, also, ähm. Zur Mahü würde ich gerne eben auch was sagen. Was mir abgeht, ist mehr Grün. Es waren ja die, die Bäume ursprünglich ohnehin schon da, die retten das Ganze. Aber es wurde jetzt von einer grünen Partei, wurde das jetzt ins Leben gerufen und mir geht ab mehr Kreativität, mehr Grünfläche, mehr Pflanzen, äh... Und man hätte zum Beispiel die Bodenkultur-Studenten einbeziehen können und da vielleicht doch ein paar Projekte starten können. Die hätten sicher wunderbare Ideen gehabt. Aso, das geht mir ab, da hätte man wirklich was Tolles draus machen können. Es is, ja, es is halt **zubetoniert**. Eine regelrechte, äh, 1:00
Betonwüste sozusagen. (Die Interviewte wird abgelenkt, da die GesprächspartnerInnen, die ich vorher interviewt hatte, den Ort verlassen. Wir verabschieden uns nochmals kurz.) Naja, gut. Eigentlich könnten noch mehr Sitzflächen sein, ich finde, es sind immer noch viel zu wenige. Und verschiedentlichere vielleicht noch. Also, da, da könnte man viel, viel mehr noch machen, dass man/ Ja. Dass, dass, dass/ Weil ich bin sicher, da sind **so** viele Leute unterwegs. Und im Sommer hat man viel mehr Bedürfnis noch, sich hinzusetzen. Und wie gesagt, die Kreativität, ein herrlicher **Brunnen**, ein, wirklich ein **Blickfang**, wirklich etwas Erquickendes! So viel Platz hier! Das fehlt.

- 3 S.V. Ja. Sind Sie aus der Umgebung?
- 4 V.H. Ich wohne, wohne im sechsten Bezirk. Genau.
- 5 S.V. Aha. Dann erzählen Sie doch mal. Wie haben Sie es miterlebt, wo so die ganze Idee aufgekommen ist von der Umgestaltung?
- 6 V.H. Also, ich war dagegen, weil, wegen diesem großen finanziellen Aufwand, war ich eigentlich, wäre ich ursprünglich dagegen gewesen. Natürlich ist man dann froh über jedes Auto, das man nicht sieht, wenn man unterwegs ist – muss man schon sagen. Und Gott sei Dank ist das mit der Begegnungszone geblieben. Weil ich will mit dem Fahrrad hier fahren. Wenn ich das nicht kann, ist's für mich uninteressant. Also das ist Gott sei Dank, das ist (...), das haben sie gut hinbekommen. 2:00
- 7 S.V. Und wie haben Sie so die Kommunikation von der Stadtseite her erlebt?
- 8 V.H. Na, schl/ Nicht gut. Nicht gut. Also, das war irgendwie schon unglücklich gestartet. I mein, sie haben dann halt noch geschaut, dass das irgendwie noch hinbiegen. Aber das war sicher nicht, ist sicher nicht gut rübergekommen. Auf keinen Fall. (..) Nein.
- 9 S.V. Und beschreiben Sie vielleicht mal so die Stimmung jetzt in der Nachbarschaft. Hat sich da was verändert?
- 10 V.H. Ja, das kann ich leider nicht sagen, weil ich wohn jetzt direkt, nicht direkt auf der Mariahilfer Straße. Ähm, (..) naja, es wirkt noch mehr bevölkert, vielleicht tatsächlich. Also, ich glaub, ähm, es ist so insgesamt schon, schon positiv. Und angeblich hat sich der Verkehr aufgelöst. Ich weiß nicht, ob das jetzt wirklich so ist. Aber... Das/ Von dem her (...) ist das vermutlich okay. Aber kann ich jetzt nicht so viel dazu sagen. 3:00
- 11 S.V. Würden Sie denn ähnliche Projekte begrüßen?
- 12 V.H. Naja, gut, man kann jetzt nicht **alles** auf Fußgeherzone machen. Nein. Also, man kann jetzt da, da, das/ (..) Ich mein, ich hab, ich fahr mit dem Fahrrad, aber auch mit dem Auto, zwar in der Stadt fast nicht. Aber trotzdem. Also, wenn da jetzt das Auto/ (..) Die Autofahrer haben's ohnehin schon sehr, sehr, sehr, sehr schwer in, in Wien. Also wenn das, das/ Ne, das muss nicht sein. Das muss wirklich nicht sein. Nein.
- 13 S.V. Gut, vielen Dank!
- 14 V.H. Gerne (lacht)! Gerne. Es war mir ein Bedürfnis, dass i das irgendwann mal sagen kann. Weil ich mir das immer schon gedacht hab. Also wieso haben die da ned wirklich irgendwas (...), also **nix** gemacht? Es ist **ganz** normal! Und für Grüne, bitte. Da hätt i mer schon erwartet, dass die da irgendwelche **wirkliche** Akzente/ Dass man sagt: Wow, Mariahilfer Straße, Wien! Dass man das international irgendwo herzeigen könnte. Irgend/ Kunst! Guat, vielleicht ist es das Geld/ Budgetär weiß i net, ob das Geld grad dafür gereicht hat oder wie des jetzt kalkuliert war. Im 4:00

Endeffekt, ich weiß es nicht. Kann ich nicht beurteilen. Ja (lacht).

15 S.V. Ja, super. Fällt Ihnen sonst noch was dazu ein?

16 V.H. Na (..), ich muss jetzt auch weiter. Aber das Wichtigste ist jetzt mal raus (lacht).

17 S.V. Gut, dann sag ich danke!

18 V.H. Ja, gerne. Wiedersehen!

Interviewtranskript 9: Johanna Klonner und Gerhard Klonner

Datum: Samstag, 25.07.2015
Zeit: 15.40-15.55 Uhr
Ort: Mariahilfer Straße, Ecke Stiftgasse
Interviewart: Radio-Umfrage
Interviewte: Johanna Klonner, Kürzel J.K. (anonymisiert) und
Gerhard Klonner, Kürzel G.K. (anonymisiert)
Interviewerin: Sandra Voser, Kürzel S.V.

Ich werde auf ein älteres, elegant gekleidetes Pärchen aufmerksam, das das Treiben auf der Mariahilfer Straße von einem neuen Sitzelement aus beobachtet. Die beiden wirken entspannt und konzentriert zugleich und tauschen sich immer wieder aus. Von der gegenüberliegenden Straßenseite aus versuche ich Blickkontakt aufzubauen. Der Mann weicht meinen Blicken aus, während mir die Frau zulächelt. Ich nutze die Gelegenheit und gehe auf sie zu. Auf die Frage, ob sie mir für eine Radiosendung ein paar Fragen beantworten würden, reagieren sie abwehrend – beide wirken gehemmt. Erst nachdem ich ihnen mehrere Fragen genannt habe, die ich ihnen gerne stellen würde, willigen sie ein; mit dem Hinweis, dass sie aber wirklich nichts Interessantes zu berichten hätten. Diese abwehrende Haltung zieht sich durch das Gespräch.

- 1 S.V. Was machen Sie gerade hier?
- 2 J.K. Ja, es is, äh/
- 3 G.K. Ja, nur (lacht), äh (..), zur, zur, äh, Unterhaltung, a bisserl das Publikum begutachten (lacht). Da brauchen wir nicht in ein Kabarett gehen (lacht)!
- 4 J.K. (lacht) Jetzt können wir alles sehen, was sich da tut, die Radlfahrer, die Autofahrer. Wo's net fahren dürfen und doch, und naja. Man unterhält sich (lacht), net.
- 5 G.K. Bisserrl sich unterhalten, spazieren, äh, bisserl frische Luft (..) schnappen. Heut is ja a das Wetter prächtig, ne.
- 6 J.K. Und dann schau ma halt herum. Ansonsten: Meine Güte, das is a Geschäftsstraße. Ob man das jetzt mit Autoverkehr des ghabt hätten oder net (..), is eigentlich egal.
- 7 S.V. Und wie lange kennen Sie die Mariahilfer Straße schon?
- 8 J.K. I wohn einundfünfzig Jahren da, also i kenn die Mariahilfer Straßen nach alle Richtungen und Seiten, ja.
- 9 S.V. Können Sie mir ein bisschen von früher erzählen?

- 10 J.K. Es gab sehr schöne Kaufhäuser, früher. Jetzt: Alles gleich. Egal: H&M, C&A/ 1:00
- 11 G.K. Sie finden, äh, dasselbe Kaufhaus am Stadtrand, im Mittelpunkt, nicht wahr? Äh.
- 12 J.K. Also, exklusive Geschäfte gibt's keine mehr.
- 13 G.K. Der, das, der Mix, äh, ist zum Teil verloren gegangen, ja.
- 14 J.K. Also früher waren mehr schönere Geschäfte, net. Und/ Aber das hat sich halt alles gelegt. Jetzt sind die Billigläden halt vor/ vorrangig. S Einzige ist noch vorne da, da is ein sehr schönes Geschäft, Hämmerle, der ist auch in der Stadt drinnen. Gerngross ist gleich bliben, hat aber nicht mehr dieses Flair von früher. Peck und Plottenburg is was Neues, s war früher Herzmansky. Aso, das is wieder/ (..) Waren etliche, äh (...), andere Geschäfte, aber die sind halt alle weg.
- 15 S.V. Und wie verhält es sich mit dem Publikum?
- 16 J.K. Ja, es kommen sehr viele Oststaaten jetzt zur Zeit. Also das hat sich geöffnet. Und das ist scheinbar ein Geheimtipp, die Mariahilfer Straße. Dass man halt alles (...), dass man hier alle Geschäfte hat, wie DM und, und so weiter. (..) Also, das dürfte sich herumgesprochen habn. Aber wenn man was Exklusives sucht, dann ist es besser, man geht in die Stadt, ne. 2:00
- 17 S.V. Machen Sie das regelmäßig?
- 18 J.K. Ja, ja, ja. Ich hab faktisch/ Es gibt keine Läden mehr, net, keine Fleischhauer. (..) Das war alles früher da. Das gibt's nicht mehr, ne. Aso, es san Bäckereien (...), ja. (..) Aber/ Sonst ist eigentlich nichts mehr. Ich geh für Spezielleres in den Ersten, aso, den ersten Bezirk oder sonst mehr unten, Gumpendorfer Straße, da gibt's mehr Läden als hier.
- 19 G.K. Der, der, der, der Geschäftsmix, ja, der ist verl/, verloren gegangen, ja. Das ist eigentlich, äh, hauptsächlich Modestraße geworden. Textil, Modeanzüge, Taschen und so weiter, net. Also (...), irgendein Fachgeschäft dann ist schwer da zu finden. 3:00
- 20 J.K. Es gibt keine Eisenhandlung. Früher hat man Eisenhandlungen ghabt, da konnten Sie/ Jetzt gibt's ois paketiirt. Jetzt müssen's die Nägel in solche Packerln kaufen. Früher hat man das halt alles können haben. Oder Haushaltswaren, net. Man hat können an Sieb oder irgendwas/ Ist weg! Der Slamma ist weggezogen, gibt's nimma mehr. Also, ja. (...)
- 21 S.V. Und was bedeutet das für Sie als Anrainer?
- 22 G.K. Also, ja. //Naja//
- 23 J.K. //Wenn man// etwas Spezielles sucht, muss man schon ins Branchenbuch schauen, wo's is, ne.
- 24 G.K. Da muss man ein Ausweg suchen, oder an Stadtrand hinfahren, zu einem

Einkaufszentrum.

- 25 J.K. Wo halt mehr/ Also diese Geschäfte gehen ab. Äh, Küchengeschäft, eine Eisenwarenhandlung. Was // für'n täglichen//
- 26 G.K. //Weil wenn einer// wirklich älter wird, ja, er unbeweglich wird, ne, dann isses schwer dann für ihn, wenn er ein Spezialgeschäft sucht // Äh 4:00 (...), ne//
- 27 J.K. //Kann man// nicht mehr so herum. Genau, früher hat man des im näheren/ Ma, Delikatessenhandlungen! Gibt es nicht mehr. Da waren etliche, ne. Hier auf der Mariahilfer Straße. Das ist auch weg, ne. Na gut.
- 28 S.V. Okay. Und abgesehen von den ansässigen Geschäften (..), was halten Sie so von der neuen Straße und der Verkehrsberuhigung?
- 29 G.K. Na, die, die, das, die/ Man muss sich halt gewöhnen dran, ne. Wenn wer (..), ich meine, der Autofahrer, wenn er daher kommen will, der muss sich halt daran gewöhnen, dass, dass er in eine Garage fährt. Das muss ihm von vornherein/ Dass er do, weiß, äh, was i, halt zehn Euro zusätzlich/ Das muss // ihm amol//
- 30 J.K. //Parkmöglichkeiten// gibt's net viele. Das is // weg.//
- 31 G.K. //Er kann// kein Auto um fünfzigtausend Euro, äh, kaufen, ne, 5:00 Sonderausstattung, und dann san ihm zehn oder zwölf Euro zu viel //für, für//
- 32 J.K. //für// die Garagen zu teuer, ne.
- 33 G.K. Garagen gibt's genug! Ja. //Also//
- 34 J.K. //Die// haben auch Plätze, net. Aber (...) man fährt nicht hinein, man sucht (lacht). Im Kreis.
- 35 G.K. (lacht) Das muss einem mal/ (lacht)
- 36 S.V. Sind Sie auch Autofahrer?
- 37 G.K. Ja, schon. Ja, ja.
- 38 J.K. Aber wir haben eine Garage //(lacht).//
- 39 G.K. //Wir haben// eine Garage, und da muss i halt zahlen (lacht)!
- 40 J.K. Und sonst könnt ma eigentlich nix sagen. Also, is/
- 41 S.V. Wie gefallen Ihnen den so die Bänke, die Bäume etc.?
- 42 J.K. Das is, des is, ja, des is/
- 43 G.K. Es ist aufgelockert.
- 44 J.K. Es is aufgelockert und is angenehm. Also Sie sehen ja, wir sitzen da und schauen (lacht), net. //Also//
- 45 G.K. //Ja,// es wird auch sehr von den Touristen, net, wird's angenommen.
- 46 S.V. Gibt es Aspekte an der Mariahilfer Straße oder irgendwie Tageszeiten, die 6:00 Ihnen vielleicht besonders gut gefallen?
- 47 J.K. In der Nacht ist es sehr schön. Da is es ganz ruhig. Da is/ Wenn man da, oft, vom Theater kommt oder was, da is, da ist alles weg. Da is alles/
- 48 G.K. Ab 22 Uhr is es sehr ruhig. Da ist // alles weg.//

- 49 J.K. //is ruhig, // ja. Und in der Früh ist es auch sehr schön, net. Wenn man glei in der Früh einkaufen geht, ist (...) fast menschenleer, net. Aber jetzt, samstags/ Gut, es ist nicht so heiß, aber es sind schon viele Leute unterwegs. (...) Gut, das wär's.
- 50 S.V. Okay, noch eine Frage zur Vorgehensweise. Können Sie mir kurz erzählen, wie Sie das so erlebt haben, als es hieß, die Mariahilfer Straße wird wohl verkehrsberuhigt?
- 51 G.K. Ja, ja, das war (...), das war bisschen, mh, problematisch vielleicht. Es hieß, ja, es hieß immer was anderes, //also//
- 52 J.K. //Ja genau, // so is es, nicht? Da kann ma diskutieren. Aber, aber jetzt is passiert, ne. Und so schlimm, wie manche vielleicht befürchtet, äh, geglaubt haben, is es dann faktisch wohl nicht. (..) Gut, das wär's.
- 53 S.V. Gut, vielen Dank! Schönen Tag noch.
- 54 J.K. Ja //ebenso.//
- 55 G.K. //Danke.// Auf Wiedersehen.

Interviewtranskript 10: Marcell Kovács

Datum: Samstag, 25.07.2015
Zeit: 16.20-16.35 Uhr
Ort: Mariahilfer Straße, an der Kreuzung zur Amerlingstraße
Interviewart: Radio-Umfrage
Interviewter: Marcell Kovács, Kürzel M.K. (anonymisiert)
Interviewerin: Sandra Voser, Kürzel S.V.

Die Batterie des Aufnahmegeräts neigt sich dem Ende zu. Auf der Suche nach einer letzten Interaktion wandere ich der Mariahilfer Straße entlang. Unweit der U-Bahn-Station Neubaugasse sitzt ein Mann – ich schätze ihn auf Mitte 30 – auf einer Sitzbank und liest die Tageszeitung *Der Standard*. Ich beobachte die Situation, die ich spannend finde: Der Geräuschpegel des Straßenraums ist hoch, zahlreiche Menschen und Verkehrsmittel formieren ein großstädtisches Gewusel. Der Mann hingegen wirkt, als wäre er in seiner eigenen Welt. Nach einer knappen Minute gehe ich auf ihn zu und frage ihn, ob ich ihm für ein Radiointerview ein paar Fragen stellen dürfte. Er wirkt freundlich und zugänglich, möchte allerdings ganz genau wissen, worum es mir geht und was mein Hintergrund ist. Nach den Erläuterungen, dass ich für meine Masterarbeit in Europäischer Ethnologie eine Sendung aufnehme zum Thema, wie Menschen die umgestaltete Mariahilfer Straße derzeit wahrnehmen, überlegt er kurz. Er faltet die Zeitung sorgfältig zusammen, setzt sich aufrecht hin und sagt: „Los geht's!“

- 1 S.V. Okay gut, können Sie mir erzählen, was Sie hier gerade machen?
- 2 M.K. Also, ich bin jetzt auf der Mahü und lese einen Standard. Im Bereich Wirtschaftsteil. Ja.
- 3 S.V. Wieso an diesem Ort?
- 4 M.K. Naja, ich wohn in der Neubaugasse. Und diese Mahü ist jetzt schon ein erweiterter (...), ein, ein erweiterter Bereich geworden, in dem/ Ein Wohnzimmer, könnt ma fast sagen. Ich bin öfters hier, les öfters Zeitung, ess Eis, spiel Handy. Also ich bin sehr gern auf der Mariahilfer Straße.
- 5 S.V. Und welche Eindrücke verbinden Sie so mit der Mariahilfer Straße?
- 6 M.K. Also ich habe früher in der Stumpergasse gewohnt, im sechsten Bezirk. Das ist auch relativ nah gewesen. Und ganz früher auch in der Neubaugasse. Also die Mariahilfer Straße kenn ich seit zwanzig Jahren. 1:00
Und ähm, also, man muss nur rundum schauen. Diese Beruhigung der Mariahilfer Straße ist ein Wahnsinn, ja. Also das ist super. Und ich versteh

gar nicht, wie man da, wie man da dagegen sein konnte. Weil das meiste, was sich verändert hat, ist einfach zum Positiven, meiner Meinung nach, ja, geworden.

- 7 S.V. Und wie kam es dazu, also, dass Sie dem Projekt so positiv gegenüber gestellt sind?
- 8 M.K. Also, ähm. (...) Jaja, das gibt's, glaub ich vor ungefähr fünf Jahren wurd's, wurde es begonnen zu denken. Und dann gab's Evaluierungen, gab's Ausstellungen. Und ich war immer dafür, ja. Natürlich, klar. (...) Also, schon wo ich davon erfahren hab, hab ich mir gleich gedacht: Doch, let's do it.
- 9 S.V. Und können Sie mir beschreiben, wie Sie so die Kommunikation der Stadtplanung erlebt haben?
- 10 M.K. Ja. Also. Das ist natürlich eine spannende Frage (...), inwieweit Personen auf Änderungen eingehen. Das war größte Veränderungen, vor allem für die Leute, die hier wohnen. Weil sie dann auch nicht mehr so einfach queren können und nicht mehr so einfach ihre Wege gehen können. Und, und es hat die ganze Kraft der, der (...) Befürworter gebraucht, um dieses Projekt durchzusetzen. Sieht man, wie, wie steif schon ein Land wie Österreich ist für Veränderungen. (...) Weiß ich nicht, wenn man so was wahrscheinlich in, in Budapest macht, oder in, in, äh, Ländern, die viel Veränderungen durchgemacht haben die letzten Jahre, wär's wahrscheinlich einfacher gewesen, eine Fußgängerzone zu etablieren, denk ich. Wir sind schon sehr steif in Wien geworden. Und ich glaube, es (...), es wäre ganz gut an der Zeit, dass wir so manches (...) uns trauen und so manches uns, uns, uns, so manches tun, was wir vielleicht vor zehn Jahren nicht gewagt hätten. Ja. 2:00
- 11 S.V. Und wie sind Sie jetzt mit dem, äh, Resultat zufrieden? Entspricht das Ihnen? So die Gestaltung und so? (Die Batterie des Aufnahmegeräts ist nahezu erschöpft, worauf ein Warnsignal erscheint. Ich erkläre kurz, dass die Aufnahme demnächst abbrechen wird. Wir einigen uns, das Interview fortzusetzen, solange es geht.) 3:00
- 12 M.K. Also. Am liebsten beobacht ich die Kinder. Weil wenn man hier jetzt geht, irgendwie am Tag oder so, äh, sind ganz, immer wieder Kinder da, die mitten auf der Straße spielen und die irgendwelche Dinge machen, die, äh, Kinder halt gerne machen. Auch wenn's Krabbeln is oder irgendwas, ja. (...) Was aber ne interessante Beobachtung ist, was vielleicht nicht so gut is: Wenn man in der Nacht, also in der späteren Nacht unterwegs ist, gibt's sehr viele Leute, die dann auch betteln. (...) Ja, also es gibt/ Die Armut wird auch in der Nacht angezogen. Am frühen Abend ist es ein Boulevard, wo viele spazieren gehen. Am späten Abend ist es auch eine,

eine gewisse Armutszone. Und da muss man schon auch helfen
//eingreifen und// also, das muss man vielleicht, äh, mobil betreuen.

- 13 S.V. //Gehören die Bettler// dann dem Platz verwiesen oder //wie kann man damit umgehen?//
- 14 M.K. //Nein! Nein, na, na, na, nein, nein.// Die Bettler gehören **betreut!** Nicht verdrängt. Äh... Da gibt's eh von der Stadt Wien mobile Dienste. Die müssen halt vermehrt hier, hier Dienst leisten, mit, mit Nahrung, mit Unterkünften und so weiter. Aber diese Straße/ (Die Aufnahme bricht ab.)

Wie sprechen weiter und ich protokolliere von Hand. Der Gesprächspartner erklärt nun, dass er sich als Mitglied bei der Grünen Partei für die Umgestaltung der Mariahilfer Straße engagierte und im Zug dieser Arbeit immer wieder erstaunt war, auf welche Widerstände das Vorhaben stieß. Eine Mitverantwortung dafür sieht er in der Medienberichterstattung, die eine „enorme Rolle“ in der kollektiven Meinungsbildung eingenommen und einen „richtigen Graben gebaut“ hätte. Trotzdem wären in den zwei angrenzenden Bezirke die meisten BewohnerInnen und auch viele Geschäftstreibende von Anfang an für die Verkehrsberuhigung gewesen. Von mir möchte er wissen, auf welche Reaktionen ich bisher gestoßen bin. Er zeigt sich erleichtert über meine Antwort, dass ich eine stärkere Polarisierung erwartet hätte. Er empfiehlt mir zum Schluss, in ein bestimmtes Geschäft zu gehen und ein Interview mit dem Besitzerpaar zu führen, da es sich vehement gegen den Umbau gewehrt hatte. Beim Verabschieden notiert er sich meinen Kontakt und das Datum der Erstausstrahlung der Sendung.

Interviewtranskript 11: Elisabeth Hubauer

Datum: Samstag, 01.08.2015
Zeit: 15.30-15:40 Uhr
Ort: Mariahilfer Straße, Ecke Karl-Schweighofer-Gasse
Interviewart: Interview im Mahü-Erzählcafé
Interviewte: Elisabeth Hubauer, Kürzel E.H. (anonymisiert)
Interviewerin: Sandra Voser, Kürzel S.V.

Während den offiziellen Eröffnungsfeierlichkeiten der umgestalteten Mariahilfer Straße am 1. August bin ich zum letzten Mal mit dem Erzählcafé präsent. Eine Frau schaut sich erwartungsvoll die Szenerie an, die ich auf einer Sitzbank geschaffen habe, und nähert sich. Sie bleibt neben mir stehen, worauf ich sie anspreche und ihr das Anliegen erkläre. Sie beginnt sofort zu erzählen. Nach kurzer Zeit unterbreche ich sie und frage, ob ich das Aufnahmegerät anschalten darf. Ich darf.

- 1 S.V. Okay, die Aufnahme läuft. Vielleicht können Sie zuerst einmal erklären, was Sie für einen Bezug zur Mariahilfer Straße haben.
- 2 E.H. Gut. Also ich hab den Bezug, dass die Mariahilfer Straße für mich die Verbindung ist zwischen dem 15. Bezirk, wo ich wohne, und der Stadt. Also ich wohne jetzt nicht angrenzend im Sechsten oder Siebten, aber doch nahe. Und ähm, ich nutze die Mariahilfer Straße vor allem, ähm, mittels U3 und jetzt wo sie Fußgängerzone ist, natürlich auch als Fußgängerin. (...) Ja, wenn ich in die Stadt geh vor allem.
- 3 S.V. Okay, und vor der Umgestaltung, wie haben Sie so dieses, äh, Projekt, die Mariahilfer Straße umzubauen, aufgefasst? Wie waren Sie da eingestellt?
- 4 E.H. Also als das Projekt präsentiert wurde, habe ich's sehr positiv aufgefasst. Doch. (..) Während der ersten Umbauarbeiten, während dem ersten, äh, während der ersten Teilgestaltung sind dann einige (..) Sachen passiert. 1:00
die vielleicht große Kommunikationsfehler waren. Also (..), meiner Meinung nach wurden eventuell die Geschäftsleute oder die (..) Umgebung zu wenig eingebunden in die, in das Abstimmungs- oder in die, in das Beteiligungsverfahren.
- 5 S.V. Und wie haben Sie das so mitgekriegt?
- 6 E.H. Also teils, teils. Ich hab's mitgekriegt durch, äh, die Geschäftsleute, von denen ich Feedback gekriegt habe (..), einfach durch's Gespräch. Ich hab's mitbekommen als Anwohnerin und durch die mediale Berichterstattung

natürlich. Und ich hab's mitbekommen durch Menschen, die im 6. oder 7. Bezirk wohnen beziehungsweise auch da immer den Bezirk queren müssen mit dem Auto und die mir erzählt haben, sie müssten große Umwege zurücklegen. Und was ich auch sehr spannend fand, ist, dass ich teilweise Geschäftsleute oder Leute, die da irgendwie zu tun haben, äh als Unternehmer, also nicht hier jetzt direkt im Bezirk (...), aber die gemeint haben, es ist ein Wahnsinn, auf die Mariahilfer Straße zum Einkaufen fährt man ja auch mit dem Auto. Und das war für mich nie nachvollziehbar. Dass i irgendwo hinfahr mit dem Auto, wo's eh a U-Bahn gibt. Ja. 2:00

- 7 S.V. Und jetzt ist sie fertig. Was sind so ihre Eindrücke, von diesem Raum, der nun hier neu entstanden ist?
- 8 E.H. Ich find's grundsätzlich gut. Von mir aus kann die halbe Stadt Fußgängerzone sein. Ja, mit den Begegnungszonen, das muss si no ein bisserl (.) einspielen, denke ich. Da gibt's noch a bisserl/ Da gibt's noch was zu tun eventuell für die Radfahrerinnen, ähm, Stichwort, Stichwort langsam Fahren, angemessenes Fahrtempo. Auch die Begegnungszone mit den Autos, das muss si glaub i no einspielen, aber ich denke das funktioniert überall (lacht) auf der Welt, warum nicht in Wien auch? (...) Was äh, mir nicht so gefällt ist, dass alles aus Beton ist. Ich hätte gerne mehr Grün. 3:00
- 9 S.V. Ja. Was denken Sie, wie könnte man hier mehr Grün hereinbringen? Oder was würden Sie sich wünschen?
- 10 E.H. Das ist ein Problem, das ist wirklich das große Problem. Was ich kenn aus anderen Ländern, dass man teilweise so Art äh, Blumenampeln oder so was macht. Das sind so, so Gerüste, von denen man dann Blumen herunter hängen lassen kann oder so. Dass es bisserl ein Parkflair gibt, ja. Ich bild mir ein, in der Schweiz oder in Frankreich habe ich das schon gesehen. Natürlich mit dem Grün, das ist extrem pflegeintensiv, extrem teuer und die Menschen sind wahrscheinlich noch nicht so (...) eigenverantwortlich, sag ich jetzt mal, dass sie wirklich groß Acht geben, ja. Ist a sicher wesentlich pflegeaufwändiger.
- 11 S.V. Und haben Sie sonst noch so (...) Visionen für diese Straße?
- 12 E.H. Ich würd vielleicht eventuell (...), Stichwort Begegnungszone/ Was ich eventuell machen würde, ist, dass ich vielleicht für den Radverkehr und den Fußverkehr eine eigene Spur machen würde, dass sie nicht so konfrontiert sind miteinander. Weil teilweise, ganz zu Beginn, wo das Projekt am Anfang stand, hab i mi als Fußgängerin teilweise ned wohlgefühlt. Weil ich nie gwusst hab, was passiert jetzt grad hinter mir (lacht), kommt jetzt ein Radlfahrer auf mich zu. Im hohen Tempo oder 4:00

nicht. Aber ja. (...)

- 13 S.V. Und wie schätzen Sie die Chance ein, dass man sich gewöhnen kann, an diese neue, ungewohnte Situation? Inwiefern ist das auch ein Lernprozess?
- 14 E.H. Auf jeden Fall. Alles ist ein Lernprozess. In fünf Jahren redet kein Mensch mehr darüber. Dann ist einfach alles ganz normal. Punkt aus. Also über das muss man gar nicht diskutieren. Das merke ich jetzt schon (lacht)!
- 15 S.V. Okay. Möchten Sie sonst noch etwas loswerden zur Mahü?
- 16 E.H. Nein, das ist eigentlich soweit alles (lacht). 5:00
- 17 S.V. Gut. Dann bedanke ich mich für's Gespräch.
- 18 E.H. Ich danke! Noch viel Erfolg. Auf Wiedersehen!

Interviewtranskript 12: Theresa Mayer

Datum: Samstag, 01.08.2015
Zeit: 16.30-16.45 Uhr
Ort: Mariahilfer Straße, Ecke Karl-Schweighofer-Gasse
Interviewart: Interview im Mahü-Erzählcafé
Interviewte: Theresa Mayer, Kürzel T.M. (anonymisiert)
Interviewerin: Sandra Voser, Kürzel S.V.

Ein elegant gekleidetes Paar passiert das Erzählcafé um die Mittagszeit und kommentiert, dass sie die Idee gut finden. Ich versuche die beiden zu einem Interview zu ermuntern, doch sie lächeln entschuldigend und ziehen weiter. Stunden später tauchen sie erneut auf und wir kommen wieder ins Gespräch. Die Frau meint, sie hätte sich in der Zwischenzeit entschieden mitzumachen, falls sie mich noch antrifft, da sie die Idee eines Erzählcafé schön fände. Ich freue mich sichtlich und lade sie ein, auf der Bank Platz zu nehmen und biete ihr ein Getränk an. Sie entgegnet, dass sie nichts möchte und lieber stehen bleibt, worauf wir das folgende Gespräch im Beisein ihres Partners beginnen.

- 1 S.V. So. Erzählen Sie doch mal (...). Was ist ihr persönlicher Bezug zur Mariahilfer Straße?
- 2 T.M. Ja, ein besonders schöner, jetzt (lacht), weil sie so schön umgebaut wurde. Ich wohne hier im Bezirk, ich arbeite auch hier in der Nähe und hab seit, ähm, dreißig Jahren kein Auto mehr. Das heißt, ich mach alles hier zu Fuß oder mit dem Rad und (.) habe eine Jahreskarte für die (..) Öffentlichen. Ja, und ich find's wirklich wunderbar (lacht).
- 3 S.V. Und (...), Sie haben gesagt, dass Sie auch Anrainerin sind. Wie haben Sie denn so die Kommunikation empfunden in Bezug auf den Umbau?
- 4 T.M. Ja, an sich sehr gut. Wobei ich ja immer eine Befürworterin war. Jetzt bin ich, äh, sehr befangen (lacht). Äh, weil ich so schwer, äh, mir tu, die (.) 1:00
Gegenseite nachzuvollziehen, weil ich mir denke, dass es, ähm, eine Durchzugsstraße war und ich das auch nicht ganz nachvollziehen kann, dass es, ähm, dass angeblich die Wirtschaft so drunter leidet, weil ich bin jemand, der dadurch, ähm, dass ich kein Auto mehr habe, äh, überhaupt nicht mehr, äh, in Einkaufszentren am Stadtrand fährt. Das heißt, ich (..), die ganze Kaufkraft, die ich habe, bleibt hier im Bezirk, soweit's möglich ist. Und ich denke, dass es da mehr Leute gibt, die so denken wie ich. Und äh, ja. Da habe ich mir ein bisschen schwergetan, das

nachzuvollziehen, weil, äh, ähm, mit jenen Leuten, die ein Auto haben und mit denen ich gesprochen habe, haben gesagt, dass sie ohnehin nicht mehr auf die Mariahilfer Straße mit dem Auto fahren, sondern das Auto wo anders parken und dann zum Beispiel einige Stationen mit der U-Bahn, äh, fahren. Also insofern denke ich, als Durchzugsstraße ist es zu schade. Aber wie gesagt, dass ist meine persönliche Meinung und möglicherweise, äh, haben doch sehr viele Leute mit dem Auto eingekauft. Aber wie gesagt, meine, meine Wahrnehmung ist, dass es einfach, äh, keine Parkplätze gegeben hat, dass es laut war und dass es eine Durchzugsstraße war. 2:00

5 S.V. Okay, verstehe. Und wie sehen Sie solche Veränderungen in der Stadt prinzipiell, jetzt auch mit Blick in die Zukunft? (..) Denken Sie, ähm, da wird sich noch viel tun?

6 T.M. Ja, ich hoffe es (lacht), unbedingt! Weil ich denk, das ist einfach eine Lebensqualität. Also stadtbaulich gesehen, muss man, äh, schauen, dass hier Oasen sind. Da oben hab ich grad gesehen, dass da oben (deutet in Richtung Gerngross) ein Federballspielplatz aufgebaut wurde. Das hat mir sehr gut gefallen, dass ma vorstellen kann, dass das etwas ist, wo man am Abend noch hingeht, dass man dann einfach nicht mehr rausfährt. Und die Luft ist gut, viele Leute sind hier. Also ich finds ganz toll (lacht).

7 S.V. Inwiefern hat denn jetzt so dieser Umbau auch ihren Alltag tangiert? Haben Sie da Einschränkungen erfahren oder Ärgernisse?

8 T.M. Nein, überhaupt nicht, weil ich ja kein Auto hab (lacht)! Also, jetzt kann ich diese Seite gar nicht bewerten für mich. Aber ich merke, dass ich eher mehr einkaufe hier auf der Mariahilfer Strasse als früher, weil ich mir jetzt schon ein paar Mal am Abend gedacht habe, ah, es ist so schön, man kann ein bisschen flanieren. Und im Zuge dessen habe ich dann noch ein bisschen was eingekauft. Aso, ich seh's ganz positiv. (..) Oder ich arbeite ja eben auch hier in der Nähe und ich erledige Besorgungen dann oft auf dem Heimweg. (...) Oder wie gesagt, dieses, dieser Federballspielplatz da oben hat mich jetzt sehr angesprochen und da könnt ich mir jetzt vorstellen, dass man eben an einem Sonntag jetzt amal sagt, jetzt flanier ich über die Mariahilfer Straße und schau mich ein bisschen um. Also auch wenn die Geschäfte zugesperrt haben. Wenn trotzdem was los ist. 3:00

9 S.V. Okay, und so gestalterisch/ Wenn Sie sich jetzt so umschaun (..), wie bewerten Sie so die Ästhetik? Beschreiben Sie doch mal Ihren Eindruck.

10 T.M. Aso, es hat sich sehr verändert, find ich, die Ästhetik. Früher hat es irgendwie gedrängt gewirkt, obwohl die Straße ja gleich breit war. Jetzt ist es viel offener. Vielleicht, äh/ Durch den einheitlichen Bodenbelag wirkt es ruhiger, edler. Also es ist in meinen Augen viel ansprechender.

Und auch, äh, moderner. Also auch diese Bänke und Brunnen (..) sind gelungen und (..), und einladend.

- 11 S.V. Für was hat es denn hier nun sonst noch so Platz? Oder was könnte man noch (..) // initiieren? //
- 12 T.M. //Ich denke, für// Kommunikation. In einem Zeitalter, wo, wo jeder nurmehr über Facebook und über, äh, äh, über sein Handy kommuniziert, könnt ich mir vorstellen, dass da wieder mehr (...) Bewegung hineinkommt, auch zwischen Jung und Alt. Und deshalb, äh, 4:00 drum hat mich jetzt auch das Erzählcafé angesprochen (lacht), dass man einfach auf eine ganz unkonventionelle Weise mit Menschen ins Gespräch kommt, ohne dass jetzt da eine Verbindlichkeit oder so entsteht oder entstehen muss. Also das könnt ich mir vorstellen. Und ich hab von jungen Menschen gehört, dass sie hier, dass es hier, äh, auch Spiele gibt, auch. Und dass man in der Nacht, auch als Frau, äh, ganz unbeschwert hier über die Straße gehen kann, dass hier Bewegung ist, dass hier Leben ist. Und das gefällt mir sehr, sehr gut. Und das ist auch/ Also mir, mir gibt das auch ein Stück weit ein Sicherheitsgefühl. Ja.
- 13 S.V. Ja, super. Vielen Dank.
- 14 T.M. Gerne.

Abstract

Die Masterarbeit analysiert die Kontroverse um die Neugestaltung der Wiener Mariahilfer Straße aus diskursanalytischer Sicht und begreift sie als symbolische Bedeutungsproduktion in Verwobenheit mit spezifischen Praktiken und materiellen Arrangements. Wie wird das Projekt urbaner Transformation vor und während des Umbaus medial dargestellt? Und inwiefern beeinflusst diese diskursive Ordnungsmaschine die Wahrnehmung der NutzerInnen des neugestalteten Stadtraums zum Zeitpunkt seiner Fertigstellung? Um die gesellschaftlichen Prozesse der Erzeugung, vorübergehenden Stabilisierung und Transformation von Wissen zu untersuchen, die soziale und räumliche Wirklichkeiten hervorbringen, wurde ein eigenes Verfahren entwickelt.

Die mediale Diskursanalyse differenziert zwischen einem visionären Leitdiskurs und einem entlarvenden Gegendiskurs. Die exemplarische Rekonstruktion diskursiver Praktiken stellt eine ungleiche Verteilung von Macht und Ressourcen fest, offenbart aber auch eine wechselseitige Beeinflussung der eingesetzten Legitimierungsstrategien und Mitteln der Hegemoniebildung. Die dazugehörigen Deutungsmuster imaginieren und konstituieren den physischen Raum kontradiktorisch. Während das Vorhaben durch eine dystopische Risikoerzählung in virtuellen Resonanzräumen angegriffen wird – unterstützt von politisierten Lebensgefühlen und medienökonomischen Entwicklungen –, strebt die offizielle Chancenerzählung danach, die inhaltlichen Kritikpunkte einzuverleiben. Dabei kommt es zur Vermengung heterogener Wissensbestände, ohne dass die eine oder andere ideologische Einstellung ein stabiles Dominanzverhältnis entfalten kann. So hat die Triangulation mit einer Befragung der NutzerInnen der umgestalteten Straße ausgehandelte Codes des hegemonialen Narrativs und der oppositionellen Position detektiert. Ausgewählte Passagen aus den qualitativen Interviews wurden ausgehend von den kulturwissenschaftlichen Interpretationen zu einer eigenen Erzählung verdichtet und in Form einer Radiosendung vermittelt.

